

# Das Werden eines Volkes

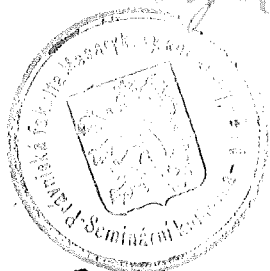
und der Weg eines Mannes:

Eduard Beneš

VON

FRITZ WEIL

Mit 10 Bildern



*3739-I*

1930

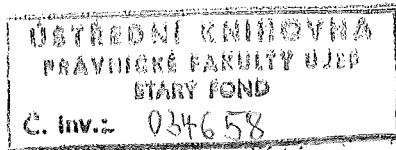
CARL REISSNER / VERLAG / DRESDEN

*1246/1*

# EIN SCHICKSAL

Laien, die mögen hier lernen, und  
Kenner sich freuen der Erinnerung.

Hénault.



Printed in Germany

Copyright 1930 by Carl Reißner, Dresden

Gedruckt bei Petzschke & Gretschel, Dresden-A.

**I**m Anfang war die Tat.

Der Urvater Čech soll sie vollbracht und dem vom Osten, aus trübem Gebiet kommenden Volke Land, dem blühenden Lande und dem jungen Volke seinen Namen gegeben haben.

Die Forscher entthronten die Sage, aber auch sie setzten an den Anfang die Tat. Die Tschechen, so lehren sie, leiten ihren Namen von „počínání“, von der Betätigung, her; vom Drang zu Taten oder der Ungeduld (nedočkavost), sie zu vollbringen, führt das Kernvolk jener Stämme, die Böhmens Besiedlung vornahmen, den Namen. Die initiierende und antizipierende Kraft, die schon in der Sprache den Tonfall auf die erste Silbe setzen läßt, berief das Volk zur Führerrolle unter diesen nach Westen in fremden Kulturkreis am weitesten vorgedrungenen Slawen.

Ihr Schicksal stand von jener Zeitenwende an fest, als die Spitze des in germanischen Siedlungskreis einwandernden slawischen Volksteiles nach Westen hin nicht mehr weiter konnte und nach dem Osten zu die angreifende Kraft der führenden Keilspitze, die, fremdes Gebiet durcheilend, durchteilend, eigenem Volke Platz zum Leben schuf, langsam erlosch. Die siegende, elementare Kraft verwandelt sich nach Osten zu nicht in nachdrängende.

Der nüchternen Tatenfreude der Tschechen oder jener, die später so hießen, gelang das Platzmachen im ersten Ansturm, die schon weicheren, sentimentalen Mährer folgten noch; rückwärts blieben die unerwachten Slowaken, ein armes Volk im nackten Ge-

birg' und auf müdem Boden . . . . glaebae adscriptus, der Scholle verfallen.

Die stürmenden Wanderjahre, deren Drang kaum einem Volk erspart blieb, vertauschten die Tschechen mit der währenden Selbsthaftigkeit im pochenden Herzen Europas. Bis zum heutigen Tage rühmen sie sich stolz ihrer Wohnsitze. Aber der Ruhm verlangt seinen Lohn, den zu zahlen Schicksal dieses Volkes wurde: Eingekeilt, so wie es kam, blieb es. Was es im ersten Ansturm gewann, muß es zeitlebens hüten und schützen. Bald hatten seine Flanken die Kraft, dem starken Gegendruck, den ihr Vordringen im germanischen Nord und Süd hervorgerufen hatte, zu trotzen, ja, ihn völlig zu beseitigen — dann durfte man in der Sprache der Historiker von einem Vordringen des Slawentums in germanisches Siedlungsgebiet sprechen und in den Lesebüchern schrieb man von den Hussiten vor Naumburg.

Oder aber die Flanken erlahmten vor dem Drucke in Nord und Süd, die Seiten des Keiles wurden eingedrückt — dann sprachen die Geschichtsschreiber vom Vordringen der Germanen. Im siebzehnten Jahrhundert nannte man diesen germanischen Auftakt im Kräftewellenschlag von links und rechts: Die Schlacht am Weißen Berg.

Dreihundert Jahre und der Seitendruck ließ nach. Während einer Neuregelung des Übervölkerungs- und Überproduktionsproblem, der man den Namen „Krieg“ gegeben hat, weiten sich die vom Druck befreiten Flankenflächen des uralten Keiles in neuer Jugendkraft, und wieder weiß die Geschichte für die Vollendung dieses Wechsels einen Namen: Die Revolution am achtundzwanzigsten Oktober.

Der ewige Wechsel in Angriff und Verteidigung bedingt diese Sendung der tschechischen Nation, die

die einen bestreiten, die anderen bejahen: — ein Bollwerk zu sein gegen das Germanentum. Sie würde es aber auch sein gegen jede andere Nachbarschaft, die an die Stelle der germanischen Stämme treten würde.

Es sind keine Kulturgegensätze, die uns trennen — nichts liegt den Tschechen näher als deutsche Kultur.

Es sind keine Charaktergegensätze, die uns trennen. Im neunten seiner Gebote zur Beurteilung und zum Studium der Nationen „und insbesondere der slawischen“ sagt der über den Sinn seiner Nation nachsinnende Masaryk, daß dem Charakter der Slawen jener der Germanen am nächsten sei. Einen Beweis hierfür erblickt er in der Tatsache, daß die deutschen Einflüsse den tschechischen Charakter nicht so beeinträchtigen wie viele „Slawjanofilen“ annehmen. Über die Beweiskraft dieser Tatsache ließe sich streiten, unstrittig ist nur die Feststellung von der Parallelität der Charakterzüge.

Es ist auch nicht die Sprache, die den Kampf gebiert. Wären Italiener oder Franzosen die Nachbarn der Tschechen und verbände diese mit jenen die gleiche zermürbende, tausendjährige und tausendfältige Geschichtsgemeinschaft, die sie mit den Deutschen in Süd und Nord eint, in Italienisch- oder Französischböhmen würden die Vorposten der tschechischen Flankenflächen auch Minderheiten sein und heißen, und Italiener oder Franzosen wären besorgt um die letzten Reste ihrer im Stromgebiet eines siegreichen Jugendvolkes verbliebenen Stammeszugehörigen.

Was uns trennt, ist

da die berechnete Furcht, die Seitenflächen des im deutschen Expansionsgebiet liegenden Keiles könnten eines grauenen Tages nicht mehr widerstands-

fähig genug sein, um dem von außen andringenden Wellenschlag zu trotzen;

dort die berechtigte Sorge, daß der fremde Volkskeil in einem für den deutschen Bevölkerungszuwachs natürlichen Gebietsreservoir ein Hindernis in naher Zukunft sein würde.

## EIN VOLK

Wie sich Verdienst und Glück verketten,  
Das fällt den Toren niemals ein.

Goethe.

## ERWACHEN

**A**ls der Wellenschlag der Februarereignisse des Jahres 1848 in Frankreich, die mit dem Sturze des Bürgerkönigs begannen, bis an und über die Grenzen Böhmens gelangt war, begann nach mehr als zweihundertjähriger Pause in diesem Lande das nationale Beben; seine Dauer und Wirkung sind bis zum heutigen Tage nicht abgeschlossen. Nur waren Ursache und Wirkung verschieden. Dort war es eine Revolution der Bourgeoisie, die eine Erneuerung der Republik brachte, hier war es eine Revolution der erwachenden Nationen, die mit deren vorläufiger Niederlage endete. Gleichviel: Seit achtzig Jahren nimmt hier ein Volk einen beispiellosen Aufschwung, wird Nation, hilft einen Staat zerstören, und gründet einen neuen, eigenen, entadelt und enteignet, schafft Macht und Reichtum den Seinen und steht nach einem Jahrzehnt der Herrschaft im eigenen Hause, nach einem Jahrzehnt der Rüstung und Sicherung gegen Feind im Innern und außen, gesättigt, fast übersättigt da.

Vor achtzig Jahren — hilflos hing das tschechische Volk zwischen Geschichte machenden Nationen, ohne Wissen von eigener Geschichte, ohne Eigenleben, seiner selbst nicht bewußt, geschweige denn selbstbewußt, epigonenhaft oder, wie seine Philosophen es nannten, eklektizistisch, vom Reichtum deutscher Philosophie und Poesie überschattet, ohne Kraft zur Ermannung aus der Lethargie ethnischer Vereinzelung. Jungmann, der zwar ein tschechisches Wörterbuch

herausgab, erkannte noch nicht den Sinn der eigenen Sprache. Als er hörte, es bestehe ein Plan, die böhmischen Länder mit Galizien zu vereinigen, freute er sich, daß die Amtssprache polnisch sein würde. Oder: Im Jahre 1845 erklärte Josef Mathias Graf Thun, der drei Jahre später zum Vorsitzenden des ersten slawischen Kongresses gewählt wurde: „Ich bin weder ein Tscheche noch ein Deutscher, sondern nur ein Böhme.“

Die drei Männer, welche die opportunistische Idee hatten, das Volk durch Erinnerung an seine Geschichte den Nationen Europas ebenbürtig zu machen; die aus geschichtslosen Fatalisten Fanatiker der Geschichte schufen; — diese geistigen Schöpfer der Nation kamen aus dem tschechischen Osten und waren Protestanten: Der Dichter des Panlawismus und slawischen Messianismus Kollár, der Begründer der slawischen Archäologie Šafařík und der Vater der böhmischen Geschichtsschreibung Palacký. Aus der mährischen Wallachei und Slowakei, wo alte protestantische Charakterkultur am reinsten erhalten geblieben war, wo die thesianische Schulreform am schwersten Zugang fand, wo die Aufstände der Wallachen den Kaiser Josef II. zur Herausgabe des Toleranzpatentes bestimmten, kamen die Kündler der neuesten tschechischen Zeit. Keine Hussiten zwar, aber durch die Gefolgschaft, die sie der Vergangenheit leisteten, um die Fahne mit dem blutigen Kelch geschart, konnten sie sich wie ihre Vorfahren anno 1627 „edelgeborene Herren Sektierer“ nennen, treue Anhänger des alten reformatorischen Geistes.

Dem Volke fremde Begriffe warfen sie unters Volk, das sich aus ihnen nur eines zu nehmen verstand: Auch wir Tschechen waren schon früher gewesen und wir sind uns schuldig, weiter zu sein. Daß es sagte

„Wir Tschechen“ — das war der große Erfolg, das war die erste Wehe nationaler Wiedergeburt, und es bedurfte nicht erst des neuen Schlagwortes von der Sendung der Nationen, des Humanitätsideales als 1848er Fortsetzung der böhmischen Reformation.\*

Das Proletariat der Masse und der Intelligenz dachte nicht unter dem Einfluß von Schlagworten. Die Nüchternheit des Tschechen in politischen Dingen duldete keine professorale Begründung seiner Sendung, ihn befriedigte nicht die Anhängerschaft an ein passives Ideal des Pazifismus, wie denn Pazifismus nie zu den Idealen eines jungen, expansionsbereiten Volkes zählen konnte. Deswegen verleugnete dieses Volk seine Erwecker, die sich auf das Humanitätsideal beriefen, und das Volk Masaryks, — wollte es nicht Masaryk femer? Jean Jaurès schrieb einmal in seiner „Armée Nouvelle“, es gebe zwei unvereinbare Frankreiche, zwischen denen der Franzose nicht wählen könne oder wolle. Ramon Fernandez dehnte dieses

---

\* Ein mutiger tschechischer Schriftsteller der allerjüngsten Zeit, Ferdinand Peroutka, hat sich über den tschechischen Charakter einige Gedanken gemacht. Er hat als Philosoph die unpopuläre Aufgabe übernommen, nachzuweisen, wie falsch die Auffassung wäre, daß die Quintessenz des Tschechentums, der Sinn der tschechischen Nation im Humanitätsideal gelegen sei, und daß Peter Chelčický und die Böhmisches Brüder Tschechen reinsten Wassers wären, denen zu gleichen auch die Tschechen von heute bestrebt sein müßten. Schon Georg von Podiebrad, einer der ersten positiven Politiker der Tschechen und zeitlich dem Wirken der Böhmisches Brüder nahe, war eisig kühl zu deren Theorien. Die Gründe für die moderne Humanitätstaktik der Tschechen liegen anderswo als in ihrer Vergangenheit. „Das, was tschechische Humanität genannt wird, trägt deutlich die Spuren der Nähe der germanischen Macht in sich. Wenn es so viel Deutsche gäbe, als es Tschechen gibt, und wenn jene so wie diese leben würden, sozusagen in der Faust einer gierigen, vorwärts-eilenden Sechzig-Millionen-Nation, dann würden auch sie an die

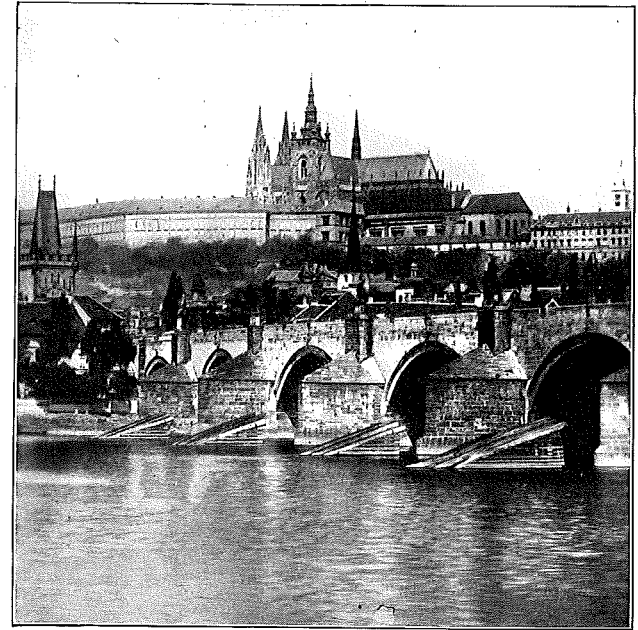
Urteil in der „Krisis des Humanismus im Abendland“\* auf zwei unvereinbare Europa aus; der Europäer sitze zwischen zwei Stühlen, ohne sich für den einen oder den anderen entscheiden zu können. Gemeint war der radikale und der opportunistische Geist. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Tschechen, bei denen der Radikalismus mit dem opportunistischen Humanitätsideal, das jugendliche Temperament mit der Ehrwürde weiser Wissenschaft im Kampfe liegen.

Wie dachte das tschechische Volk?

Seine Schicksalslinie, die Entelechie, legte die tschechische Politik am ersten Beginne des letzten Kampfes um die Selbständigkeit fest. Es kam kein selbstüberwindender Sieg, der zum Bau eines neuen großen Humanitätsideales geführt hätte, des aristokratischen Domes über demokratischem Unterbau, sondern es kam nach einigem Schwanken das Bekenntnis zum Radikalismus. Wäre Humanismus das tschechische Ideal — das Bündnis mit den deutschen Landsleuten gegen die habsburgische Reaktion hätte nicht im Flammenschein der Revolution gebrochen werden können, sondern es hätte die nationale Idee dem allgemeinen Freiheitsdrang unterstellt werden müssen. Kaum daß — im März 1848 — in der denkwürdigen Versammlung im Saale des Prager Wenzels-

Taktik des versöhnlichen Widerstandes mit Pflug und Arbeit glauben. Kants Schrift vom ewigen Frieden würde als ein Buch ersten Ranges in Goldeinband in der Nationalbibliothek stehen und Bismarck würde nur Artikel mit konservativem Einschlag in irgendeiner „Allgemeinen Zeitung“ schreiben ... Was für eine Humanität wäre das, von der nicht gesprochen werden dürfte, wenn unser 50 Millionen wären? Das ist zweifellos keine angeborene slawische Humanität, noch eine Humanität, zu der ein gerader Weg von den Böhmischem Brüdern führen würde, sondern eine utilitaristische Humanität — eine Waffe in der Hand eines jungen Nationalismus.“ (S. 199 ff. „Jaf jsme“.)

\* Europäische Revue, II. Jahrgang, 6. Heft.



Prag: Karlsbrücke und Hradschin  
Die Königsburg und der Dom zu St. Veit



bades eine Einigung zwischen Deutschen und Tschechen gegen den Wiener Absolutismus zustande gekommen war, ging man — im April 1848 — auseinander, „trotzdem“, sagt Masaryk, „die besten deutschen Männer die tschechische Vergangenheit und unsere große Vorfahren, z. B. Žižka, besangen.“ Sladkovsky eiferte die tschechische Jugend gegen das Militär, aber auch gegen die deutschen Mitbürger an, Palacký begründete sein Fernbleiben beim Fünzigerausschuß in Frankfurt am Main damit, daß „die ganze bisherige Verbindung Böhmens mit Deutschland als ein Verhältnis, nicht von Volk zu Volk, sondern nur von Herrscher zu Herrscher aufgefaßt und angesehen werden muß“, und dachte an ein föderalistisches Österreich als Bollwerk gegen das Großdeutschtum. „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müßte im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen.“ Während er so nach Frankfurt schrieb, korrigierte er den ersten Band der „Geschichte von Böhmen“ in tschechischer Sprache. Auf dem ersten slawischen Kongreß — wenige Wochen später — lag das Werk, das erste tschechische Geschichtsbuch, schon gedruckt vor. Mit den Mitteln der deutschen Romantiker, des Schweizer Historikers Johann Müller, des Jenenser Universitätsprofessors Heinrich Luden, mit den Argumenten Herders ging Palacký an die Wiedererweckung seines Volkes. Ehrlich, aufrecht und aufrichtig sagte in den siebziger Jahren der Vater der Nation, wie sie ihn dann später nannten, bei einem nach einer Festsitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften veranstalteten Bankette, „daß er Zeit seines Lebens deutsche Kultur, Kunst und Wissenschaft hochgehalten und das beste, was er vermöge, deutschem Geist und Studium zu verdanken habe . . . .“

Es war im Jahre 1848 nicht das erstemal gewesen, daß Deutsche Böhmens sich mit den Tschechen im Kampfe gegen die Wiener Reaktion vereint hatten. Eine Bronzetafel auf dem Altstädter Rathaus zu Prag enthält auch die Namen deutscher protestantischer Herren, deren Köpfe an einem Junimorgen des Jahres 1621 gleichzeitig mit jenen tschechischer Protestanten auf den Boden rollten, als sie sich „zum Schutze des Königreiches Böhmen“ gegen den zweiten Ferdinand erhoben hatten. An zwei weithin sichtbaren Meilensteinen deutscher und tschechischer Geschichte wurden gemeinsam revolutionäre Versuche unternommen; beide mißlangen und vorher Verbündete schieden als unversöhnliche Gegner voneinander. Die Pläne, sie wieder zu einen, nennt das Wörterbuch der österreichischen Politik den „deutsch-böhmischen Ausgleich“. Er kam nie zustande und erst in jenen Tagen, als sich zum achten Male das Siegesfest tschechischer Selbständigkeit jährte, gingen deutsche und tschechische Bürger zeitweilig vereinigt vor, — nicht versöhnt als Nationen, sondern nur im Dienste der Standesinteressen als Bauern und — Klerikale. Der Witz der Geschichte übertrifft ihre Philosophie.

Der Versuch, 1848 zur politischen Erweckung der Tschechen zu nutzen, hatte durch die Kanonenkugeln des Fürsten Alfred Windischgrätz nicht zum vollen Ziele geführt. Aber auch durch die nationale Eigenart der Tschechen, rasch für eine Idee einzutreten, ebenso rasch sich von ihr abzuwenden, selten etwas zu Ende zu führen. Hus kam vor Luther, Chelčický vor Tolstoi, Komenský vor Pestalozzi, aber keiner konnte Begonnenes selbständig vollenden.\* Auch die Wiedererwecker von 1848 vermochten es nicht. Für

\* Dr. E. Chalupný: Národní povaha česká (Der tschechische Nationalcharakter) S. 23 ff.

die große Zeit waren die Tschechen noch zu klein gewesen, die Theorie des Humanitätsideals verstaubte in der Zeit Bachscher Reaktion, und der Radikalismus war noch nicht erstarkt.

Die Saat blieb ausgesät, nur ging sie noch nicht auf. In der Stickluft absolutistischer Ära konnte nationale Neuromantik nicht grünen. Erst als die sechziger Jahre anbrachen, mit den schweren Kämpfen um die Verfassung, die man als Krisen österreichischen Wachstums auffaßte, während sie doch schon Zeichen des Verfalles waren, mit der irrenden Politik der österreichischen Ministerpräsidenten, Knechten der habsburgischen Hausmacht, nicht Dienern des Staates, als die Zeit kam mit all den Versuchen, die der Habsburger Mathias im Grillparzerschen „Bruderzwist“ also kennzeichnet:

„Auf halben Wegen und zu halber Tat  
mit halben Mitteln zauderhaft zu streben“,

erst damals wandelte sich das Volk zur Nation, von da an gibt es eine tschechische, parteibildende und parteierstörende Politik, die sich zwar immer noch eine „böhmische“ Politik nannte, für die aber „Böhmen“ ein staatsrechtlicher, nicht ein bloß ethnischer Begriff geworden war. Als es im Jahre 1861 Frühling im Lande wurde, waren tschechischer Adel und tschechisches Bürgertum auf ein Programm geeinigt, das „Böhmisches Staatsrecht“ hieß. Graf Clam-Martinic und Franz Ladislaus Rieger, der Schwiegersohn Palackýs, Feudaler und Bürger, waren zum ersten Male auf nationaler Grundlage verbündet, und ein Historiker, der k. k. Universitätsprofessor Tomek, hatte die Brücke zwischen beiden geschlagen. Als diese erste tschechische Partei ihre Sendung erfüllt und von einer neuen Generation, die neue Wege des

nationalen Kampfes suchte, abgelöst und abgelehnt wurde, ging sie unter dem Namen „Alttschechen“ in die Geschichte ein, eine Bezeichnung, in der auch heute noch ein ironischer Unterton mitklingt.

Vor der offiziellen Eröffnung der konstitutionellen Ära, am Tage vor dem Zusammentritt des wiedererstandenen böhmischen Landtages, am 5. April 1861, forderten die „Národní Listy“, die journalistischen Sprecher des neuen Geistes, die Deutschen auf, sich den staatsrechtlichen Wünschen anzuschließen:

„Die Böhmisches Krone bindet uns zu einem Ganzen und gibt uns beiden das Recht n e b e n einander. Zerbricht sie und die „Böhmen“ verschiedener Stämme werden des einzigen rechtlichen und historischen Bandes untereinander ledig, — zugleich die furchtbare Aussicht auf einen Krieg eröffnend, ob dieses Königreich, das von je sein eigen und stets ein freiwilliger Teilhaber des Österreichischen Reiches war, unterjocht, oder ob dieses schöne Land, das von Gott selbst unteilbar geschaffen wurde, zerrissen oder nach blutigen Kämpfen einem einzigen Stamme übergeben werden soll. Gott schütze uns davor!“

Die „Bohemia“ vom 6. April 1861 antwortete:

„Daß sich aller Augen (bei der Landtagseröffnung) auf die tschechischen Nationalen richten werden, ist begreiflich. Ihre Organe haben seit Monaten so laut das Wort geführt, daß man gespannt darauf sein muß, welche Haltung sie nun auf dem Landtage einnehmen werden... Die „Národní Listy“ wiesen wiederholt auf den Landtag hin, wo ihre Partei beweisen werde, daß sie nichts Unbilliges fordere, daß sie nur das versöhnliche Zusammenleben mit den deutschen Nachbarn wolle. — Den deutschen Abgeordneten fällt vor allem die Aufgabe zu, unzweideutig darzutun, daß ihre Blicke keineswegs nach Frankfurt gerichtet sind, sondern daß ihr ganzes Streben nach einem freien, starken Österreich geht.“

Wie schaurig liest sich heute die Prophetie des tschechischen Blattes, wie traurig klingt die Absage Deutschböhmens an den Frankfurter Gedanken.

Die Geschichte rollte weiter ab. Am 6. April eröffnete der kaiserliche Statthalter Graf Forgach den

neuen Landtag in tschechischer Sprache. Als am 9. April das Protokoll der ersten Sitzung auch deutsch verlesen wurde, protestierte der Abgeordnete Dechant Pater Rojek gegen den Ausdruck „Tschechisch“; „böhmisch“ müsse es heißen. Nie habe die deutsche Sprache „Tschechen“, sondern immer nur „Böhmen“ gekannt. Es war auf parlamentarischem Boden der erste Sprachenstreit, dem von da an ungezählte andere folgten. Und dort, wo vor fast zweieinhalb Jahrhunderten Protestanten aufgehört hatten — im Kampfe um das Königreich Böhmen —, setzte ein römischer Kirchenfürst fort. Am 11. April beantragte im Landtag der Kardinal Fürst Schwarzenberg, an den Kaiser die Bitte zu richten, sich zum Könige von Böhmen krönen zu lassen. Zwei Tage später standen deutsche und tschechische Abgeordnete, Palacký und Rieger unter ihnen, vor dem Kaiser in der Wiener Hofburg, der ihnen — tschechisch — sagte:

„Ich werde mich in Prag zum König von Böhmen krönen lassen und ich bin überzeugt, daß dieser heilige Akt ein neues, unzerreißbares Band des Vertrauens und der Treue knüpfen wird zwischen dem Throne und dem Königreiche Böhmen.“

Es war das letztemal, daß Deutsche für das böhmische Staatsrecht eingetreten waren. Als die Abordnung des böhmischen Landtages Wien verließ, schrien Wiener Tschechen und Südslawen auf dem Wiener Nordbahnhof „Slava!“ und „Živio!“. Das war am Abend des 11. April 1861.

Das Habsburgerblut hatte wieder nur eine halbe Tat gestattet. Dem kaiserlichen Versprechen blieb die königliche Erfüllung versagt. Böhmens letzter gekrönter König blieb Ferdinand der Fünfte, in Österreich der Erste. Als im großen Endkampfe der junge Karl den Wunsch aussprach, sich im Veitsdom die

heilige Wenzelskrone aufs Haupt setzen zu lassen, waren die Würfel schon gefallen.

Das österreichische Drama nahm seinen Fortgang. Zur inneren Krise gesellte sich die äußere. Was 1806 begonnen hatte, vollendete 1866. Die Vormachtstellung Habsburgs im Deutschen Bunde übernimmt Hohenzollern auf dem Schlachtfeld von Königgrätz. Voll Sorge sahen die Tschechen Bismarck in Nikolsburg. Wird der Preuße Reichenberg nehmen, das Egertal, Karlsbad? Wird sechzig Kilometer nördlich von Prag Preußens Grenze beginnen? Was wäre geschehen, wenn König Wilhelm in Nikolsburg recht behalten hätte und sein Ministerpräsident ein Großdeutscher gewesen wäre? So aber schrieb Bismarck nieder:

„ . . . ich könnte mir keine für uns annehmbare Zukunft der Länder, welche die österreichische Monarchie bildeten, denken, falls letztere durch ungarische und slawische Aufstände zerstört oder in dauernde Abhängigkeit versetzt werden sollte. Was sollte an die Stelle Europas gesetzt werden, welche der österreichische Staat von Tirol bis zur Bukowina bisher ausfüllt? Neue Bildungen auf dieser Fläche könnten nur dauernd revolutionärer Natur sein. Deutsch-Österreich könnten wir weder ganz, noch teilweise brauchen, eine Stärkung des preußischen Staates durch Erwerbung von Provinzen, wie Österreichisch-Schlesien und Stücken von Böhmen, nicht gewinnen, eine Verschmelzung des deutschen Österreichs mit Preußen würde nicht erfolgen, Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regieren sein.“

Wer verwahrt sich da gegen den Anschluß, wer spricht da gegen die Lostrennung Deutschböhmens von seinem tschechischen Teil? Um Österreich zu erhalten, nahm Bismarck nicht Deutschböhmen. Palacký und Bismarck, beide wollten Österreich . . . .

Aber Preußen hatte die Tschechen trotz der vorsichtigen Reserve Bismarcks das Fürchten und das Hassen gelehrt. Schon ein Jahr später erwägt der aus Rußland zurückgekehrte Palacký die Zukunft Österreichs in geradezu erschütternd ähnlicher Weise wie Bismarck. Auch er überlegt und prüft; freilich nicht als Staatsmann wie Bismarck, der an die Karte von Europa denkt, sondern als Tscheche:

„Ich sagte schon, daß ich auf eine große Zukunft Österreichs nicht mehr hoffe, insbesondere nicht, seitdem die Deutschen und die Magyaren daraus eine grobe Rassendespotie gemacht haben: Die Frage also, was mit den bisher österreichischen Slawen, und insbesondere mit den Tschechen, geschehen werde, ist in dieser Richtung nicht ohne Bedeutung. Ohne mich in die Erörterung verschiedener Möglichkeiten einzulassen, die kein Sterblicher voraussehen vermag, sage ich aus tiefster Überzeugung nur das, daß die Tschechen als Nation, wenn sie in ein Unterwürfigkeits- oder Untertänigkeitsverhältnis, sei es zum russischen, sei es zum preußischen Reiche, gerieten, sich niemals mit ihrem Schicksal abfinden würden. Niemand würden sie vergessen, daß sie nach Fug und Recht nur sich selbst gehören dürfen, nur der eigenen Regierung, dem eigenen Herrscher untertan. Die Preußen aber würden sie wegen ihrer Germanisierungsfurie als ihre Erzfeinde und Mörder ihres Volkstums ansehen.“

Und auf der Höhe des Sieges, nachdem er an der Neige des Lebens sein blühendstes Werk aus dem Untergange preußischer Macht errichtet hat, zieht der Professor Masaryk die Bilanz seines Wissens:

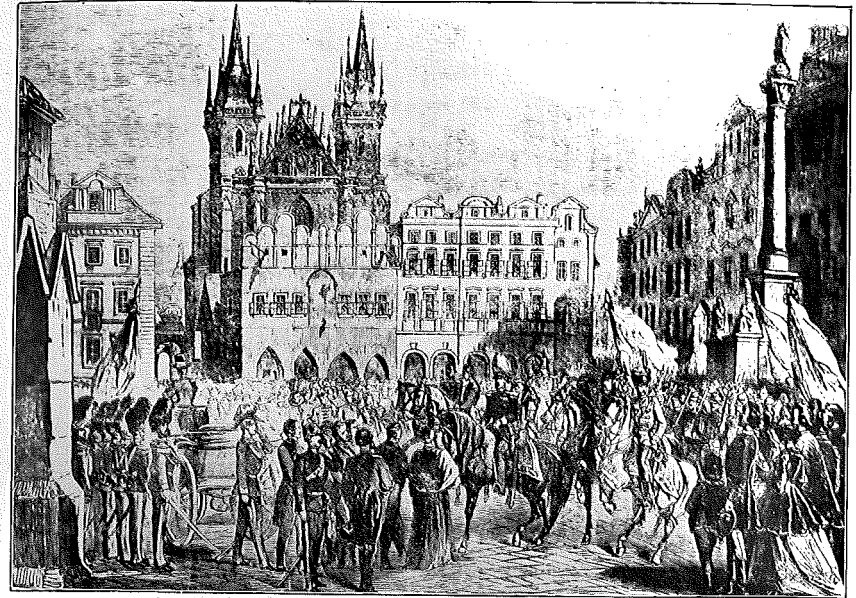
„Bismarck und sein gewalthaberischer Umgang mit den Menschen seiner Umgebung ist der Typus des herrschsüchtigen Preußen . . . . In Hegel erblicke ich die Synthese von Goethe und Kant und die Vorweg-

nahme Bismarcks . . . . Bismarck und der Bismarckismus absorbierten Goethe . . . . auch bei Goethe und Kant fände ein Psycholog einige Charakterelemente preußischer Realpolitik."

Wer wäre blind und sähe nicht, wie sich der Knoten zu schürzen begann? Wer fühlte nicht, wie aus den Worten des Historikers Palacký die tiefe Schicksalsfurcht der zwischen deutsche Stämme eingekleiteten Tschechen spricht, daß Schwäche die Flanken des Keiles befallen könnte? Wer empfände nicht, daß aus dem abgeklärten Denken des Philosophen Masaryk der Versuch einer humanistischen Begründung für Haß und Furcht erklingt?

Im Geist, der Österreich stets verneint, verflossen nun die Jahre. Das tschechische Volk war politisch sehen und gehen gelehrt worden. Der Anschauungsunterricht, der ihm erteilt worden war, verlief glänzend:

Seit 1863 waren die Tschechen auf Wiener parlamentarischen Boden nicht mehr erschienen. Der Haß gegen den Wiener Zentralismus wurde im Volk zum Hasse gegen Wien, der nimmer erlosch. Als vier Jahre später mit der Krönung des Kaisers zum König von Ungarn auf der Ofner Burg der Dualismus eingeläutet wurde, las man im stillen Veitsdom bei den Sarkophagen böhmischer Könige eine Messe. Die Granden des tschechischen Volkes aber waren nicht im Veitsdom, nicht auf dem Krönungshügel in Ofen, sondern sie waren im Osten, dem auch einer der vier Schwertstrieche galt, die der junge König gegen die vier Weltrichtungen geführt hatte. Sie waren im slawischen Osten, von wo sie den Aufgang der Sonne slawischer Gemeinschaft erhofften: „Ex oriente lux . . . ." In der Sprache der Nüchternen nannte man diese Hoffnung den großen Panslawismus im Unterschied zum



Der Einzug der preußischen Kavallerie in Prag am 8. Juli 1866  
Der Altstädter Ring

kleinen, wie schon zwanzig Jahre vorher die Zusammenfassung der österreichischen Slawen von Havlíček benannt worden war. Einem Dichter, S. Tomašik, ward es gegeben, dieses politische Programm in Verse zu kleiden. Sie wurden zum Kampf- und Volkslied:

„Hej, Slované, ještě naše slovanská řeč žije,  
pokud naše věrné srdce pro náš národ bije.  
žije, žije, duch slovanský, bude žít na věky!“

(„Auf, ihr Slawen, es lebt ja unsre slawische Sprache,  
solange unser treues Herz für unser Volk noch schlägt.  
Er lebt, er lebt, der slawische Geist, ewig wird er leben!“)

Der Anschauungsunterricht ging weiter.

Welches Jahr schrieb man, als es in der tschechischen Presse hieß, daß „unter den in der Schweiz lebenden Slawen ein permanenter Ausschuß errichtet werden solle mit dem Zwecke, auf die Befreiung der unterjochten slawischen Stämme und auf Verwirklichung der slawischen Einheit hinzuwirken“? Es war noch nicht 1914, es war erst der 25. August 1867.

Drei Tage später. Und wieder hatte das Volk seine Spiele. Am 28. August 1867 erwarteten in prächtigen Galakutschen, begleitet von Leibjägern und Lakaien in Rokokokostümen, der tschechische Hochadel, der Bürgermeister von Prag, der Kronkammerschlüsselbewahrer, die Mitglieder der Landesvertretung und das Prager Stadtverordnetenkollegium am Staatsbahnhof in Prag die Ankunft eines Hofzuges, der Krone, Szepter, Reichsapfel, Schwert und Ring, Mantel und Stola — die Kroninsignien des Königreiches Böhmen — aus Wien nach Prag zurückbrachte. Aber nicht Palacký, nicht Rieger zeigten sich dem Volke als die Heimbringer der Wenzelskrone, als symbolische Hüter der heiligen Rechte des Königreiches, sondern neue Männer waren herangewachsen, eine neue Meinung war entstanden, die mit der alten, die mit

den Feudalen gemeinsame Sache gemacht hatte, im Kampfe lag, auch wenn es um gemeinsame Feste ging. Der Jungtscheche Sladkovsky fuhr im sechsspännigen Galawagen unter dem Geläute der Kirchenglocken und dem Donner von hundert Schüssen und einem zur Kirche von Sankt Niklas und zur Burg hinan, er stand bei der Krone, als der zwanzigste Psalm „Domine in virtute Tua laetabitur rex“ erklang, weit im Hintergrund hielt sich der kaiserliche Kommissär . . .

Neun Monate später. Seit alters her zieht das gläubige Volk von Prag am Johannistag zu den Ufern der Moldau und feiert den Frühling auf der alten Karlsbrücke, wo Johann von Nepomuk über königliches Geheiß im Strome ertränkt worden war. Aus naher und ferner Umgebung kommen Bauer und Bäuerin in die hunderttürmige Stadt, staunen die alten Adelspaläste und ihre blühenden Gärten an und die vornehmen Kutschen, beleben die mit Birkenreisern geschmückten Wirtshäuser und sind am Abend wieder an den Ufern der Moldau zu finden, wo Raketenfeuer dem Schutzheiligen zu Ehren in die Höhe schießen und das böhmische Wappen, der doppeltgeschwänzte Löwe, die Frühlingsfeier beschließt — in alten österreichischen Zeiten die brennende Mahnung, daß Böhmen ein Recht habe, ein Staat zu sein und einen König zu haben. Das war auch am 16. Mai 1868 so. Aber es war ein besonderer Johannistag. Die tschechischen Zeitungen waren des Morgens rotgerändert, auf Velinpapier, erschienen, mehr Volk als sonst wälzte sich durch die Gassen und um die Mittagstunde läuteten die Glocken der Alt- und Neustadt. Eine wohlgeordneter Festzug, in dem hanakische Bauernmädchen neben serbischen Studenten im Fez, Bauern aus Taus hinter den Zünften Prags

aufzogen, ging zu den Ufern der Moldau. Die Bürgerwehr bildete Spalier und präsentierte vor den Prager Ratsherren, die in tschechischer Bürgertracht mit runden Hüten auf den Köpfen erschienen waren.

Es galt nicht dem Heiligen von Nepomuk. Der Grundstein zum Bau des tschechischen Nationaltheaters wurde gelegt: „Indem wir den Grundstein des Tempels der nationalen Kunst segnen, bauen wir zugleich an der zerstörten heiligen Stätte des tschechischen Staates.“

Kein kaiserlicher Vertreter, kein Fürsterzbischof war zu sehen. Sie durften die Festrede Professor Sladkovskys nicht hören:

„Ich sah ein großes Grab auf dem Weißen Berge, ein Grab, das von Scharen bewaffneter Söldner bewacht war. Da öffnet sich plötzlich der ungeheure Totenhügel, betäubt sinken die Söldner um, der Tod ist vom Leben überwunden. Ich sehe vor mir alle die unzähligen Reihen des heutigen Festzuges in feierlichlangsamem Schritt ziehen zu dem altberühmten Sitz unserer erlauchten Könige. Hinter den fliehenden Söldnern aber schallt eine donnernde Stimme:

„Geht hin und kündet euren Herren, daß das Volk, das ihr als Leichnam hier bewahren solltet, den Tod überwand und auferstand aus eigener Macht, zur Rechten des Thrones seiner Könige sich niederließ, um wieder gemeinsam mit ihnen in seinem ganzen Vaterlande zu herrschen. Geht hin, Zeugen des heutigen Tages, und kündet dem Volke, daß das Werk begonnen ist.“

Nicht Palacký, nicht Rieger hatten so zum Volke gesprochen; beide waren wohl da, Palacký im Frack und den österreichischen Orden der Eisernen Krone II. Klasse um den Hals, Rieger in dem nationalen Festkleid der Tschechen, der Čamara, am roten Bande den

russischen Stanislausorden — beide schwiegen, das Volk jubelte.

Neben den Alten, die berufen waren, zu erwecken, waren Junge aufgewachsen, die sich berufen fühlten, die Alten zu ersetzen. Mit verstärktem Führungsbedürfnis der Menge wuchs der menschliche, allzumenschliche Machthunger einer neuen Schicht, die technisch notwendige Entwicklung der demokratischen Oligarchie fand ihre Unterstützung in den allgemeinen menschlichen Eigenschaften. Es ging hier so wie immer und überall. Der Kampf zwischen den *détenteurs d'emploi* und den *chercheurs d'emploi*, oder, wie die Amerikaner sagen, zwischen den *ins* und den *outs*, den, italienisch ausgedrückt, *capitani* und den *aspiranti al capitanato*, den Führern und solchen, die es zu werden hoffen, ist international und steht über den Zeiten. Jede Sprache weiß ihn zu benennen.\*

Nicht nur dem tschechischen Volke ist es eigen, daß seine Jungen gegen seine Alten ziehen, aber nirgendwo kennzeichnet eine Parteibenennung so richtig ein Zweiparteiensystem wie dieses, das Jahrzehnte hindurch dem innerpolitischen Kampfe der Tschechen seinen Stempel aufdrückte und das — entkleidet man die Gegenwart alles überflüssigen Beiwerkes — noch heute in der politischen Volksseele nistet: Alttschechen und Jungtschechen.

Der Kampf der Alten und der Jungen um die Führung der Nation hat ein Vierteljahrhundert gewährt. Neben dem Kampf um die Macht war es nicht so sehr ein Streit um die Prinzipien als um die Methode. Das Prinzip „Los von Wien“ — „Es lebe der König von Böhmen!“ stand fest, nur die Taktik wechselte. Hat doch Palacký selbst seine Aufmarschbefehle einige Male geändert. Aus dem 1848er naturrechtlichen Föde-

ralisten wurde ein 1872er Russophile; der König von Böhmen hätte 1848 ein Habsburger, 1872 ein Romanow sein sollen. Aus dem aktiven Herrenhausmitglied Palacký wurde ein passiver Oppositioneller. Aber auch ihm blieb das Schicksal fast aller tschechischer Führer nicht erspart: Er überlebte seine Führerschaft. Aus dem kulturell-nationalen Programm der Tschechen wurde ein einseitig politisches, und der Kampf um dessen Deutung war auf Seite der den Feudalen und Klerikalen dienenden Alttschechen das Verharren im Beschlusse, den Boden cisleithanischer Verfassung nicht zu betreten, auf Seite der freisinnigen, demokratischen, national-radikalen Jungtschechen aber das Drängen, den Kampf gegen Wien, zunächst im Prager Landtag, der bisher ebenso wie das Wiener Parlament gemieden worden war, zu führen. Das vollständige Unverständnis der alt Gewordenen für die Sehnsucht der Jugend hatte zur Folge, daß die Alten schließlich allein untereinander waren: Keine Partei kann ohne Zustrom jungen Blutes leben, sie stirbt ab.

Die Peripetie der alttschechischen Partei hatte aber einige retardierende Momente. Sie fielen zeitlich fast zusammen mit dem Eingreifen der österreichischen Außenpolitik im europäischen Südost; — dort, wo das innenpolitisch unterminierte Reich durch seinen Außenminister Grafen Andrassy selber Hand an sich legte.

Sechs Jahre nach 1866 lassen Bismarck und Andrassy ihre Kaiser gemeinsam durch das Brandenburger Tor einziehen. Die Pferde des kaiserlichen Wagens scheuen unter dem Torbogen. Lächelnd sagt Kaiser Wilhelm I. zu seinem österreichischen Kollegen: „Ja, zwei Kaiser in einem Wagen, das sind die Tiere noch nicht gewöhnt!“ In den Königskammern des Berliner Schlosses, die sechzig Jahre zuvor der große Korse bewohnt hatte, erwartet der russische Zar die

\* Robert Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens.



Herrscher seiner Nachbarländer. Drei Tage später berichten die offiziellen Blätter, daß der Friede Europas gesichert sei; Bismarck hatte Andrassy und Gortschakow überredet, das Kreuzen der Klingen auf spätere Zeiten zu verschieben.

Aber der Wunsch des Zaren, auf der Hagia Sophia den Halbmond durch das russische Kreuz zu ersetzen, das Streben, Befreier der slawischen Völker des Balkans zu sein, zwangen zu neuerlichen Verhandlungen mit Österreich. Auf böhmischen Boden fanden sie statt. In den ersten Julitagen 1876 kam Alexander II. im Luxuszug Napoleons III., den er erworben hatte, nach Reichstadt. Im Schloß, das die Grafen Kolowrat, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, bayrische Fürsten, zuletzt den sterbenden gütigen Ferdinand als Herren gesehen hatte, wurde der Balkan endgültig in zwei Interessensphären geteilt. Es war ein eindringliches Verhandeln: Wenn aus dem Schloßsaale mit einem weißen Taschentuch gewinkt wurde, so mußte der Kapellmeister Komzak mitten im Potpourri „Robert der Teufel“ abklopfen, um die Hohen Herren in der Unterhaltung nicht zu stören.

Als nach vier Stunden Aufenthalt der Zar Reichstadt wieder verließ, gehörte Bosnien und die Herzegowina zur Interessensphäre Österreich-Ungarns. Eine Budapester Geheimkonvention aus dem Januar 1877 sicherte Rußland die wohlwollende Neutralität im bevorstehenden Russisch-Türkischen Kriege, als Gegenwert brachte Andrassy seinem Kaiser das Recht auf militärische Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Ein Jahr später, 1878, als der kranke Mann am Bosphorus im Frieden von San Stefano schon amputiert worden war, sanktionierte der Berliner Kongreß das russisch-österreichische Geschäft in Form eines europäischen Mandates an Österreich. Deutsche und öster-

reichische Studenten sangen unter den Fenstern des Grafen Andrassy:

Gaudeamus igitur,  
Socii congressus,  
Post dolores bellicosos,  
Post labores gloriosos,  
Nobis fit decessus.

Ein Danaergeschenk brachte Graf Andrassy heim, das Slawenproblem des Reiches erfuhr eine neuerliche Komplikation. Sofort meldete Rieger das tschechische Interesse an der Regelung der Balkan-, besonders aber der bosnischen Fragen im slawischen Sinne an. Man sieht: Innen und außen webten die Nornen am Untergang der Habsburgerherrschaft; es ist, als ließe eine höhere Gewalt streng, tiefhassend, planvoll und ziel-sicher die österreichischen Staatsmänner alles das unternehmen, was zum katastrophalen Ende führen mußte.

An einem Dienstag war's und man schrieb den 7. Oktober 1879. Zum Arbeitszimmer des Kaisers in der Wiener Hofburg führt der Generaladjutant zwei Tschechen, die schon viele Jahre diesen Weg nicht mehr gegangen waren. Lächelnd sieht Maria Theresia auf die Verlorengeslaubten und Wiedergefundenen von der Wand herab und wohlwollend winkt ihnen Josef II. mit dem Stabe; nur der zweite Ferdinand sieht kalt an ihnen vorüber. Aber es ist nicht Zeit, Blicke zu tauschen und zu prüfen, schon stehen die beiden im Arbeitszimmer und der kaiserliche Herr erhebt sich:

„Also, lieber Doktor Rieger, wieder in Wien? Und hoffentlich für lange Zeit! Ja, ja — Graf Taaffe sagte es, daß Sie kommen würden!“

Nach einer kleinen Kunstpause wendet sich Franz Josef zu dem zweiten Manne:

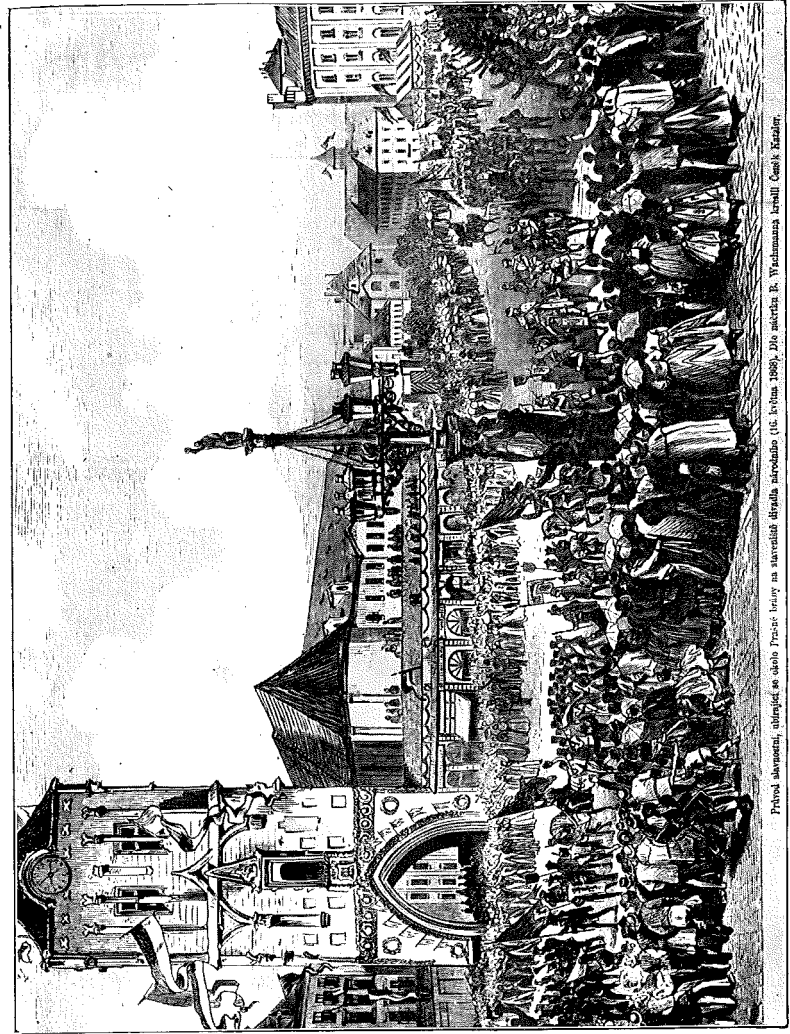
„Und Sie, lieber Graf, wann sah ich Sie zum letzten Male?“

Er wartet nicht die Antwort des sich tief verbeugenden Grafen Clam-Martinić ab, des bedeutendsten Mannes, den der konservative böhmische Hochadel hatte nach Wien entsenden können, sondern, kaiserlicher werdend, fragt der Habsburger nach Wunsch und Begehr der tschechischen Gesandten.

Den Inhalt der Audienz des Grafen und des Bürgers erfuhr die österreichische Welt am gleichen Tage. Sie hatten dem Kaiser den Wiedereintritt ins Wiener Parlament zugleich mit einer staatsrechtlichen Verwahrung angekündigt: Nie und nimmer würde Böhmen, würden die Tschechen darauf verzichten, Herren im eigenen Lande zu sein, Herren unter ihrem Könige. Am gleichen Tage, zwölf Uhr mittags, betraten die tschechischen Reichsratsabgeordneten den alten Saal im „Schmerlingtheater“ vor dem Schottentor. Die beiden fürstlichen Brüder Liechtenstein drückten dem eintretenden Rieger die Hand, und Graf Taaffe, einstmals einfacher Statthaltereirat in Prag, jetzt durch kaiserliche Huld k. k. Ministerpräsident in Wien, sagt: „Nun also!“

Es war kein Anlaß gewesen, in den Ilischen Mauern zu jubeln. Mit jenem Tage setzte der Endkampf der Tschechen gegen Wien auf Wiener Boden ein und währte vier Jahrzehnte. Als der Tschechenklub beim Reichsrate wieder den Beschluß faßte, das Wiener Parlament zu meiden und ein Habsburger die Königskronung in Prag versprach, hatte das alte Österreich ausgekämpft und seine Niederlage hatte den Tschechen ihr Staatsrecht, ihr Recht auf einen Staat, erfüllt.

Von jenen, die vor sechzehn Jahren den Reichsrat verlassen hatten, waren 1879 nur vier wiedergekommen. Noch führte sie Rieger, aber sie waren andere



Právo shopena, obřád se jako Praze býti na stavění divadla národní (16. května 1868). Dle návrhu B. Wachsmanna kreslil Gustav Kraler.

geworden. Hatten sie vorher das Volk erzogen — jetzt erzog das Volk auch sie. Zwanzig Jahre mustergültiger, emsiger Nationalarbeit, die ein oppositionsgeschultes Führertum geleistet hatte, hatten hingereicht, politisches Selbstbewußtsein in Stadt und Land zu wecken; sie hatten genügt, um der Phantasie eines jungen Volkes mit dem Rüstzeug üppig sprießender staatsrechtlicher Literatur reiche Nahrung zu geben. 1860 bis 1880 hatten genügt, um den uralten Kampf gegen den deutschen Erbfeind im Lande hoch aufflammen zu lassen. Charmatz erinnert daran, daß noch am 10. November 1859, Schillers hundertstem Geburtstag, tschechische Studenten den Historiker Tomek zu einer Rede drängten, die mit einem „Hoch“ auf den deutschen Dichter und die Eintracht der Nationen endete. Zwanzig Jahre später erklärten sie, die Aufstellung eines Schillerdenkmals in Prag nie und nimmer zu dulden.

Das Slawenlied hatte eine neue Strophe erhalten:

„Žije, žije, duch slovanský, na vzdor roste, květe!  
Rus je snámi; kdo proti nám, toho Francouz smete!  
(„Er lebt, er lebt, der slawische Geist; trotzig  
wächst und blüht er!  
Der Russe ist mit uns; der Franzose fegt hinweg  
den, der gegen uns wäre!“)

Rußland und Frankreich — die Erlöser in Ost und West!

Eine Handvoll Männer, Führertalente, wie sie das tschechische Volk in Überfluß hatte, vertraut mit dem großen Einmaleins der Demagogie, hatte die Zeiten genützt, um die Massen mit den Alarmsignalen des Auf- und Widerstandes bekanntzumachen. Es wuchsen keine Barrikadenkämpfer heran — auf Barrikaden zu kämpfen, ist nicht Sache der Tschechen —, aber bewunderungswürdig war und ist es, wie nationale Dis-

ziplin in Schule und Haus, in Theater und auf dem Tanzboden gedrillt wurde, wie das Volk gelehrig auf die Gasse kam, wie die politischen Meister es verstanden, mit den Ihren zu jonglieren wie Marc Anton mit dem Volk von Rom. Noch vor dem Zwiespalt zwischen jung und alt hatte sich eine Quintessenz des Führertums herausgebildet, die aus allen Quellen eines Volkes destilliert war, das Unverbrauchtheit und Temperament, Expansionskraft und Begeisterungsfähigkeit, politisches Empfinden und Verständnis für die Zeichen der Zeit sein großes Eigen nennen durfte. Aber diese Jugend, die soviel Tugend kannte, hatte einen schweren Fehler, den sie nie überwinden konnte: Eine Unbeständigkeit im Charakter zeichnet das tschechische Volk zu allen Zeiten. Die Begeisterung ist rasch da, rasch schwindet sie. Rasch scharft sich dies Volk um einen, rasch verläßt es ihn wieder. Seinen Führern flicht es die Kränze bald, rasch auch reißt es sie ihnen von der Stirn. Erst seinen Toten erweist es wieder heldische Ehren. Dankbarkeit den Führern ist Sache der Nachwelt.

## JUGEND

Aus dem Palais Modena in der Wiener Herrengasse traten am späten Abend des 19. Januar 1890 zwei Männer. Hochgewachsen, im Zylinderhut der eine, von untersetzter Gestalt, das Gesicht von einem nach englischer Mode geschnittenen Bart umrahmt, der andere. Der goldbetriebte Portier grüßte ehrerbietig und öffnete den Wagenschlag eines schimmelbespannten Fiakers.

„Sehen Sie, Herr Doktor von Plener, man soll die Hoffnung nicht verlieren! Wir haben zwar noch keinen Frieden in Böhmen, aber besser als nichts ist das Protokoll doch. Wegen paar Nachtwächtern in Leit-

mischl konnte man doch die Sache nicht flötengehen lassen!“

„Gewiß, Exzellenz, aber, weiß Gott, was die Jungtschechen anstellen werden, wenn Rieger und Mattuß nach Hause kommen! Graf Richard Clam machte bis zum letzten Augenblick Schwierigkeiten. Mit seinem Bruder Heinrich — wie lang ist's doch schon, daß er tot ist — hätte es sich besser verhandelt!“

„Haben Sie keine Sorge! Die Sprachverordnungen kommen bald heraus und wir wollen sehen, ob sich's in Böhmen nicht doch friedlich leben läßt! Da kommt übrigens Fürst Lobkowitz. Wollen Sie ihn nicht nach seinen Auspizien fragen? Ich fahre zu Sacher. Auf Wiedersehen, Herr Doktor!“

In der Hochstimmung, einem geschichtlichen Momente beigewohnt zu haben, schwang sich der Justizminister Graf Schönborn in den Wagen, grüßte freundlich zum Fenster hinaus, und schon trabten die Pferde zum allabendlichen Treffpunkt der Wiener Hocharistokratie.

Es waren noch drei Herren aus dem Torbogen gekommen, mit hochgeschlagenen Kragen gingen sie, im Schneetreiben fröstelnd, zum Graben zu. Sie waren ins Gespräch vertieft und sahen den Oberstlandmarschall von Böhmen, Fürsten Georg Lobkowitz, nicht, der mit dem Doktor von Plener, dem großen Deutschliberalen im Reichsrat und böhmischen Landtag, die Aussichten des eben abgeschlossenen Waffenstillstandsprotokolles besprach. Die „Wiener Punktationen“ — so nannten die Jungtschechen später die

\* Die „Punktationen“ bezogen sich auf die Regelung schwerer nationaler Streitfragen, so auf die Zweiteilung des Landesschulrates für Böhmen, die Errichtung von Minderheitsschulen, die nationale Teilung des Landeskulturrates, die nationale Abgrenzung der Gerichtssprengel usw.

Abmachungen zwischen Deutschen und Alttschechen. Die Jungtschechen hatte der Ministerpräsident Graf Taaffe zu den Ausgleichsverhandlungen nicht geladen, sie nicht und den Statthalter von Böhmen, Grafen Thun, auch nicht; das hatten sie und er nie vergessen und verziehen.

Die drei davoneilenden Männer waren das Triumvirat der Alttschechen: Mattuš, Zeithammer und Rieger.

„Sehen Sie, Durchlaucht! Rieger hat einen Handschuh verloren! Wie schwer er sich bückt! Er wird halt auch nicht jünger! Und was man ihm doch alles vorwirft; Verrat an den Tschechen soll er verübt haben. Glauben Sie das, Durchlaucht?“ Der Fürst schüttelte den Kopf.

„Es ist eine schwere Sache; es hat ja jeder seine Fehler — Rieger auch. Aber ihm geschieht Unrecht. Man wird es einmal bereuen! Gute Nacht, Herr Doktor!“

Plener blieb allein. Unschlüssig blickte er nach beiden Richtungen; er wußte nicht, wohin er gehen sollte. Da rief ihn jemand in seinem Rücken an und legte den Arm in den seinen.

„Nun haben wir Ruhe! Morgen früh fahren wir nach Prag und werden sehen, wie's weitergeht. Ich glaube, es wird alles gut. Graf Taaffe fährt zum Kaiser und wird ihm berichten. Warum sind Sie so still, Doktor Plener?“

Ein freundlich dreinblickender Herr mit grauem Bart, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, fragte so. Man hätte Dr. Schmeykal, den Führer der Deutschen in Böhmen, kaum erkannt.

„Ich denke darüber nach, was Grégr\* dem Rieger antun wird. Es war doch ein Fehler, daß der Taaffe nicht auch die Jungtschechen eingeladen hat.“

\* Dr. Eduard Grégr war Führer der Jungtschechen.

Doktor Schmeykal schüttelte den Kopf. „Dachte mir's auch schon. Aber der Kaiser hätte nicht gewollt, sagte der Ministerpräsident . . .“

Das Schneegestöber war stärker geworden. Schmeykal hüstelte.

„A Wagerl g'föllig, Herr Baron?“ fragte der Portier. Schmeykal verneinte. Schweigend gingen die beiden.

„ . . . es könnte noch vor der Geschichte hingehen, daß durch eine ewig-lange Reihe von Jahren Streit, Zwietracht und Hader herrschte zwischen den beiden Nationen des Königreiches Böhmen; gab und gibt es doch auch andere Länder, in die Friede erst nach ruheloser, bewegter Zeit eingezogen ist.

Nun sind die hervorragendsten Parteiführer Böhmens mit der Regierung zusammengetreten und haben nach der schweren Mühe langer und ernster Beratungen gesagt:

„Wohl, vorläufig wollen wir abschließen mit Zank und Streit. Wir wollen Waffenruhe halten!“

Wenn jetzt die auf Manneswort geschlossene Waffenruhe auch keinen Treuen fände und man sagen müßte, es wäre vergebliche Liebesmüh' gewesen, sie können miteinander nicht in Frieden leben! Dann, Hohes Haus, müßte es tief ins Herz schneiden, in welch' traurigem, trübem Lichte Österreich vor dem Auslande dastehen würde!“

Ernst, betont, schwermütig kam es von den Lippen des Justizministers Grafen Schönborn, als er bald nach jenem Friedensversuch vor dem Wiener Reichsrat diese Ahnung zu den tschechischen Bänken sprach.

Es nützte nichts. Die Jungtschechen liefen Sturm gegen Alttschechen und Ausgleich, der — so sagten sie — einer Trauermesse ähnele, bei der Gloria, Credo

und Benedictus fehlen und das Offertorium den Hauptplatz hat. Der himmlische Segen, den der Kardinal Graf Schönborn unter der grünen Kuppel der Dienzenhoferschen Nikolauskirche auf der Prager Kleinseite auf den Ausgleichs-Landtag herabflehte, blieb aus. Rieger, die Alttschechen, der Friede mit den Deutschen — sie fielen alle zugleich und für immer.

Am 30. Mai 1890 war es lebendig in den Prager Gassen. Viel Volk kam vom Lande, obgleich weder Johann von Nepomuk noch auch der heilige Wenzel zu feiern waren. Auf dem Wenzelsplatz war's sehr laut, und in der Ferdinandsstraße staute sich die Menge vor dem alten Restaurant Choděra, in das zwei Männer nur jene einließen, die irgendwelche Karten vorzeigten. Mächtig war der Anhang der Jungtschechen angeschwollen; sie hatten für diesen Tag zum Sturm nach Prag entboten. Als es Mittag wurde, zog eine tausendköpfige Menge über die alte Karlsbrücke auf die versonnene Kleinseite zum Fünfkirchenplatz. Dort steht inmitten alter Giebelhäuser und Adelspaläste das Haus, das den Tschechen ihr Parlament, ihr Staatsrecht, ihren Staat verkörpert. Auf dem Giebel liest man in Goldlettern:

„Francisco II. auspice

Rebus patriae agundis Bohemiae ordines

CI)I) CCCI.“

Vor dem Oberlandesgericht auf dem Kleinseitner Ring, in dessen Mitte in Erz gegossen Feldmarschall Radetzky, von vier Soldaten auf einen Schild gehoben, steht, stellt sich den Anziehenden Polizei entgegen.

„Wir kommen unseren Abgeordneten im Landtag sagen, was die Nation will und was sie nicht will.“

„Ja, ja! Wir, die Nation!“ verstärkt der Chorus.

Der Polizeikommissär verwehrt das Weiterziehen. Die Rufe werden stürmischer, lauter. Ein Stein fliegt gegen die Hüter der Landtagsruhe.

„Wir sind in Prag, in unserer Heimat!“

„Tschechen! Die österreichische Polizei läßt uns nicht zu unseren Abgeordneten!“

„Nieder mit Rieger!“ „Nieder mit ihm!“ klingt es drohend.

Zehn Mann werden durchgelassen. Sie gehen wie die Jakobiner gingen, um Danton zu verhaften.

Im dunklen Torbogen des Landtages fragt die wachende Bürgerwehr nach Wunsch und Begehr.

„Wir wollen Rieger sprechen! Er soll uns Rede stehen!“

Atemlose Stille tritt ein, während der Mann, der fast ein halbes Jahrhundert hindurch Führer der Nation hieß, aus dem Sitzungssaal geholt wird.

Er kommt.

So hat ihn Myslbeck in Stein gehauen: Einen breitwichtigen Kopf auf kurzem Hals, beide auf schwerem Unterbau, die Hände in die Seiten gestemmt, erwartungsvoll und doch ruhig vor sich hinschauend. Tiefe Furchen auf einem Antlitz, das großen Sorgen entgegengesehen hat und hinter dem schwere Erfahrungen ruhen. Ein Volkstribun, gegen den das Volk aufstand.

Zehn Mann umkreisen ihn. Er tritt zurück und hält sich den Rücken frei. Eine Shakespearische Szene spielt sich ab.

„Was wollet ihr von mir?“

Zehn wollen antworten.

„Ruhe! Einer nur wird sprechen!“

Einer tritt vor, wirft die Hände hoch und ruft pathetisch:

„Hören Sie, Herr Doktor! Hören Sie wohl! Wir kamen und die da draußen, um den Willen des Volkes zu melden und den Obmännern der beiden tschechischen Klubs zu sagen, daß tschechische Ehre und tschechischer Bestand auf dem Spiele stehen. Nie darf der geplante Ausgleich Wirklichkeit werden. Das hören Sie und richten Sie sich danach!“

Ruhig hörte Rieger den Sprecher an und sagte dann mit schwerem Ton auf jedem Wort:

„Ich werde mir hier zur Richtschnur das nehmen, was mir die Vernunft gebietet — nur das! Aber — verläßt mich die Nation, dann verzichte ich auf mein Mandat!“

Die Zehn werden lauter, als Professor Tilšer, der Obmann des Jungtschechenklubs, im dunklen Hintergrunde erscheint. Er verspricht, alles zu tun, um den Ausgleich zu Fall zu bringen.

Rieger war gegangen und hinter ihm tönte es: „Nieder mit Rieger!“ Professor Bráf, Riegers Schwiegersohn, waltet als Ordner seines Amtes und fordert die Zehn auf, das Haus zu verlassen. Da tritt ihm einer entgegen und sagt:

„Richten Sie ihm aus, daß er nicht Führer, sondern Verführer des Volkes ist!“ (On není vůdce, nýbrž svůdce národa!)

Neun andere wiederholen: „Nicht Führer, sondern Verführer!“

Drinne im alten Landtagssaale aber sagte zur gleichen Zeit der Statthalter Graf Franz Thun: „Österreichs Aar breitet schirmend seine Fittiche über beide Völkerschaften!“

Ein Jahr dauerte der Todeskampf der alten Tschechen, der Altschechen, „Bídny zrádce!“ (Elen-der Verräter!) rief der tschechische Abgeordnete

Vašatý in offener Sitzung dem alten Rieger zu. Dann kam der Tag, wo man dem lebenden Leichnam den Nekrolog hielt. Graf Palfy war es, der sich des 1848er Führers annahm:

„Wenn wir, unsere Kinder und Kindeskinde nicht mehr sein werden, wird der Name des Doktor Rieger glänzend bestehen in den Annalen dieses Landes. Die Zeit wird kommen, wo es heißen wird: Rieger, in deinem Lager ist Böhmen!“

Dem Grafen Palfy widersprach ein jungtschechischer Abgeordneter — Doktor Emanuel Dyk hieß der Mann . . . .

Den Nekrolog für die Partei sprach Doktor Mattuš:

„ . . . . Als treuer Sohn des Vaterlandes wünsche ich nichts sehnlicher, als daß jene Partei, die jetzt mit so großer Zähigkeit gegen uns kämpft, einst, bis auch sie abtreten wird, von der Geschichte der tschechischen Nation das Zeugnis erhalte, für das tschechische Volk größere Dienste geleistet und mehr errungen zu haben, als die Partei, die vor ihr war!“

Als der Oberstlandmarschall Fürst Lobkowitz am 28. Januar 1891 den Ausgleichslandtag schloß, trat, treu seiner Schicksalsbestimmung, das tschechische Volk den Kampf gegen den deutschen Nachbar an. Dem Ausgleichswerk, Rieger und der altschechischen Partei war das flackernde Lebenslicht ausgeblasen.

Ein Zeitalter war abgeschlossen.

Konfutse sagt:

„Der Ruhm der tausend Schlachten ist verweht,  
Was bleibt vom Heldentum? Ein morscher Hügel,  
Auf dem das Unkraut, rot wie Feuer steht.“

## TEMPERAMENTE

Ein schwerer Tag ist für die Burgwache im Schweizerhof der Wiener Hofburg angebrochen. Die Monturen sind für diesen 11. April 1891 besonders glänzend herausgeputzt worden, noch besser als sonst, obzwar unter den hohen Fenstern des Obersten Kriegsherrn immer alle Knöpfe blank sein mußten. Die Hoch- und Deutschmeister hatten die Wache bezogen, die „Weaner Kinder“ vom k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 4, — wie immer, wenn es in der Burg etwas besonderes gab. Vom frühen Morgen an mußte auf dem langen Laufbrett vor dem Wachlokal angetreten werden. Das „Rechtsgeschaut“ hallte über den weiten Hof, sobald ein großer Herr in des Kaisers Rock im schimmelbespannten Wagen heranfuhr und die breite Bellaria-Treppe zum Zeremonien-Saale hinanstieg. Wehte ihm aber gar ein grüner Federbusch vom Kopfe, leuchtete der scharlachrote Mantelkragen von ferne, dann tönte vor dem „Rechtsgeschaut“ noch das langgezogene „Gweeeehr-raaaus!"; mit präsentiertem Gewehr, scharf ausgerichtet, stand die ganze Wache im Nu da, der Stabstrompeter blies den Generalmarsch zum Trommelwirbel und die Fahne senkte sich vor dem nachlässig dankenden General der k. u. k. Armee.

Franz Josef der Erste und Letzte hatte die Abgesandten der „im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder“ zu sich entboten. Neue Männer kamen in das neue Parlament, das sich jetzt versammelte, um des Kaisers Wort zu hören. Eine alte Sitte war's, aus ständischem Zeitalter übernommen, daß der Kaiser die neuen Pairs und Abgeordneten zu sich rief, um ihnen das Regierungsprogramm der nächsten Zeit

zu verkünden. Unverantwortlich, wie ein Kaiser war, las er nur, was sein Ministerpräsident ihm in die Hand gedrückt, — die Thronrede. So auch heute.

An der Stirnseite des Saales, der trotz Gold, Kristall und Marmor seine Dusterkeit erst verlor, wenn die tausend Kerzen im Glanze seiner Kronleuchter widerschielen, steht der mit Goldbrokat überzogene Thronessel. Seine Rückenlehne ist der Doppelaar, in dessen Fängen Szepter und Reichsapfel Österreichs Völker schirmen und richten. Ein purpurner Baldachin mit wallenden Straußfedern wölbt sich über dem Throne. Von den Wänden schauen — gobelinfarben — die alten Habsburger und ihre Marschälle herab. Da kommen sie nun, Österreichs Völker, Habsburgs Untertanen.

Die Polen in schwarzseidenen Kostümen, ihnen voran der schöne Graf Potocky mit bunter Schärpe und dem Pelz der Slachta, die Kavaliere aus Böhmen im roten Ständefrack, die Geheimräte mit ihrem Zweispitz, die Kardinäle im roten Mantel und mit kleinen Käppchen, rote Malteser und ein weißer Johanniter, bunte Nationaltrachten aus Nord und Süd. Hoch aufragend die Gestalt eines Ulanenrittmeisters — es ist der kaiserliche Statthalter in Böhmen, Graf Franz Thun, der „lange Franz“ im Volksmund —, neben ihm, fast ebenso reckenhaft, der Kardinal von Prag Graf Schönborn, nahe von beiden der Führer der österreichischen Antisemiten, Prinz Alois Liechtenstein, als Husarenoberleutnant. Rückwärts einige Männer in der Čamara; es gibt Neulinge unter den Trägern des tschechischen Bürgergewandes, junge Tschechen unter diesen Jungtschechen, die heute als Sieger über eine Partei der Altgewordenen vor einem Kaiser, vor ihrem Kaiser stehen . . . .



In diesem Lager ist Österreich?

Zwölf Uhr schlägt's draußen. Die alte Hymne Haydns klingt herauf, in ihr verhallen drei Schläge des Stabes des Oberzeremonienmeisters auf das spiegelblanke Parkett. Still wird's im Saal, eine breite Gasse entsteht zwischen den Herrenhausmitgliedern auf der Rechten und den Volksvertretern auf der Linken. Die Flügeltür springt auf und es kommen, paarweise wie die Schulkinder, die kaiserlich-königlichen Minister, als letzter, allein, ihr Präsident, Graf Taaffe. Kleine Pause. Distanz zwischen k. k. Regierung und Allerhöchstem Erzhaus. Dann die Erzherzöge: der sympathische Wilhelm, Friedrich neben ihm, der ein Vierteljahrhundert später im Teschner Schloß Höchstkommandierender der für das k. u. k. Erzhaus blutenden Truppen war. Albrecht und Ludwig Viktor, Ferdinand, der aus dem Erzhaus durch Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen schied, Otto, der Luetiker, dessen Sohn Karl unglücklicher Erbe der verlorenen Kaiserkrone wurde, Franz Ferdinand, den der Schuß von Sarajewo vor dem langlebigen Oheim Franz Josef in die Gruft sandte, die nicht die erhoffte Kapuzinergruft war, wo Österreichs Kaiser von Kapuzinermönchen betreut den langen Schlaf schlafen, sondern nur die Gruft von Aristaetten, in den bunten Donauauen.

Obersthofmeister und Obersthofmarschall mit dem Staatsschwert treten ein und nach ihnen, in Marschallsuniform, den grünen Federbusch in der Hand, Franz Josef, der schon achtzehnhundertachtundvierzig als achtzehnjähriger Kaiser sah. Der Generaladjutant Graf Paar ist zu des Kaisers Rechten.

Es ist Zeit, daß Österreichs Völker ihren Kaiser grüßen und die vorschriftsmäßige Begeisterung sich Luft macht. Der Präsident des Herrenhauses, Graf

Trauttmansdorff, gibt das Zeichen: „Seine Majestät, der Kaiser, er lebe hoch!“ Der offizielle Bericht besagt, daß „hierauf die Mitglieder beider Häuser des Reichsrates in ein begeistertes dreifaches Hoch ausbrachen, während gleichzeitig das am äußeren Burgplatze aufgestellte Infanteriebataillon die vorgeschriebene Salve abfeuerte“.

Der Kaiser setzt sich, bedeckt sein Haupt, Graf Taaffe überreicht ihm die Thronrede. Steif und kalt apostrophiert der Habsburger die Sendboten seiner traditionell geliebten Völker:

„Geehrte Herren von beiden Häusern des Reichsrates! Ich entbiete Ihnen Meinen kaiserlichen Gruß und heiße Sie herzlich willkommen.“

Wem gilt's oder gilt's nicht, als er zur Arbeit alle die beruft, „deren Überzeugung es ist, daß über den einzelnen Parteien die Gesamtheit, Staat und Volk, stehen, nur daß die Sorge für diese höchsten Interessen durch Parteibestrebungen niemals beirrt werden darf“? Suchen nicht des Kaisers Augen die neuen Männer aus Böhmen, die anderes künden? Treffen einander nicht die Blicke des kaiserlichen Statthalters im königlichen Böhmen und der jungtschechischen Abgeordneten, als wollte der eine sagen: „Höret ihr! Das gilt euch!“ und die anderen antworten: „Ja, wir hören es!“

Und dann schließt der sorgende Landesvater: „... Auf diesem Wege wird das sittliche, geistige und wirtschaftliche Wohl Meiner treuen Völker, welche Meinem Herzen Alle gleich nahestehen, unter Wahrung ihrer verfassungsmäßig gewährleisteten Gleichberechtigung am wirksamsten gefördert. Möge Gott der Allmächtige zu dem verantwortlichen Werke seinen Segen verleihen.“

Wieder Hochrufe, wieder „Gott erhalte“ und, wie er gekommen, so geht der Zug. In einer Weile liegt der Saal in düsterer Stille.

Zwei Männer stehen noch lange Zeit im äußeren Burghofe, gehen auf und nieder, achten des feinen Regens kaum, der über die Bronze der mächtigen Reiterstatuen einen glänzenden Mantel wirft. Ein junger Mann der eine, hochgewachsen, kerzengrad, mit lebhaften Bewegungen und sichtlich eindringlicher Sprache. Er breitet die Hände aus, hebt deutend den Zeigefinger der Rechten und versucht dem anderen, gesetzteren Manne, etwas klarzumachen. Der schreitet bedächtig, die Hände auf dem Rücken, und unterbricht nur selten den jüngeren Begleiter in kurzen Sätzen. Wenn er spricht, malt er in die Luft Kreise, in die er Segmente schneidet. Beide scheinen verschiedener Meinung, bis sie, am Burgtor angelangt, voneinander Abschied nehmen.

Es sind zwei Tschechen, die zur gleichen Zeit und beide zum ersten Male auf die Wiener Parlamentsbühne traten. Jung, sehr jung, der eine, der auf den Namen Karl Kramář hört, älter schon, professoral der andere, der Thomas Masaryk heißt.

Masaryk und Kramář! Verschieden in der Herkunft, mit Müttern, die eine aus armseliger Hütte, aus reichem Hause die andere, die einander kaum je die Hand gereicht haben würden; verschieden in der Jugend, die Masaryk noch in bukolischer Stille, Kramář schon als Städter verbracht hat; verschieden in der Entwicklung, die den einen zum politischen Philosophen und doch auch Befreier der Tschechen werden ließ, den anderen zum exzellenten politischen Industriellen seines Volkes schuf; den einen zu einem Manne wandelte, dessen Glaubensbekenntnis auf so-

zialistischen, wenn auch nicht marxistischen Fundamenten ruht, den anderen zu einem Hassler der roten Parteien, wie er hassender nicht gedacht werden kann; verschieden in Tun und Lassen — und doch Männer gleicher Gesinnung?

Es waren zwei grundverschiedene Menschen, die ein scheinbar gemeinsames Ziel auf der schwankenden Plattform eines politischen Programmes für eine Weile zusammengeführt hat. Nie waren sie aber einander nahestanden. Am wenigsten damals, als ein Heimatloser nach vollendeter Odyssee als Präsident in die neugeborene Heimat zurückkehrte und einer, der in der Heimat geblieben war, den Nacken beugen mußte vor dem Alten, dem neuen Oberhaupt eines, seines jungen Staates. Während der eine nunmehr auf dem Hradschin, dem in seiner Schönheit überwältigenden Wahrzeichen Prags, einziehen darf, muß sich der andere mit seinem Herrensitz auf der nahen Festungsmauer begnügen. Ein großes Stück Kramář'scher Tragik. Denn als er dieses sein stolzes Haus in den letzten Jahren Österreichs in gleichsam drohender Nähe der kaiserlichen Burg errichtete, glaubte das Volk an ein Symbol. Als aber die Zeit reif wurde, geschah es, daß ein anderer den Schritt in die Burg tat und Kramář nur der Trotz blieb.

Wieder, wie einst zu Riegers Zeiten, entsteht der Zwist zwischen zwei Führern des tschechischen Volkes. Kampf gegen die „Burg“ nennt ihn der Volksmund. Er meint nicht den Kampf gegen den uralten Sitz der böhmischen Könige, den Hradschin; er meint den Angriff gegen den neuen Burgherrn, gegen Masaryk.

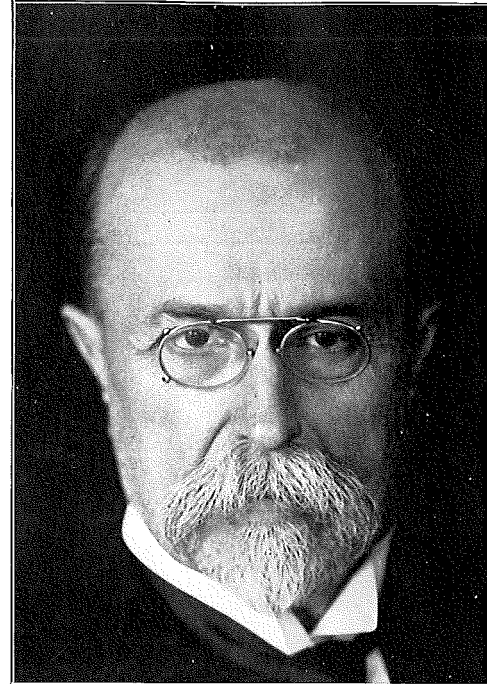
Masaryk und Kramář — zwei unversöhnliche Gegner, zwei Männer, die ihr Volk — ein jeder auf seine Art — lieben, aber deren Liebe das Volk, als sie ihm sein höchstes Recht, sein Staatsrecht, ersiegt

hatten, abgrundtief spaltete. Waltet die hohe Vergeltungsmacht des Schicksals, die an Kramář rächt, was an Rieger verbrochen worden? Ist es bloßer Zufall, daß dem Führer jener Partei, die dem greisen Altschechen das Grab schaufelte, ein Riegersches Los erblüht?

Masaryk und Kramář — was scheidet die zwei voneinander?

Sie sind keine Freunde des vermeintlichen Erbfeindes des tschechischen Volkes, der Deutschen. Aber ihr Bewußtsein des tragischen Gegensatzes zwischen den Herren der Länder der Wenzelskrone wurde auf verschiedene Weise wach. Herben, der Biograph Masaryks, erzählt, daß der Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen dem jungen Masaryk, dessen Vater auf kaiserlichem Besitz die Pferde wartete, zuerst als sozialer Gegensatz bewußt wurde. Bei den kaiserlichen Jagden brüllten deutsch sprechende Fürsten und Grafen die armen tschechischen Treiber an. Der kaiserliche Beamte, der den Vater Josef Masaryk schalt und stieß, hieß zwar Hejsek, aber für den kleinen Thomas, der die Szene zwischen Verwalter und Kutscher mit ansehen mußte, blieb Hejsek ein Deutscher. Tief grub sich dieser Eindruck und blieb fürs Leben. In seiner ersten Reichsratsrede hallte die Erfahrung der Kindheit nach: „Das deutsche Volk ist ein Volk der Unternehmer im modernen Sinne des Wortes, das tschechische Volk aber ist ein Volk der Arbeiter“.

Gewalt gilt Masaryk als Nationaleigenschaft des deutschen Volkes, ihr sinnfälliger Ausdruck ist der Pangermanismus, den er als deutsche Philosophie und deutsche Politik schlechthin bezeichnet. Als er, ein Vaterlandsloser, durch die Welt irrt, um die Großen, die die Welt neu verteilen, zu überzeugen, daß auch



Präsident Masaryk

sein Volk ein Vaterland haben müsse, verfaßt er „Das Neue Europa“, wie er sich's denkt. Dabei rechnet er mit den Deutschen ab, deren Pangermanismus das alte Europa aus den Angeln gehoben habe. „Lagarde ist sein (des Pangermanismus) führender philosophischer und theologischer Wortführer, Treitschke sein Historiker, Kaiser Wilhelm sein Politiker.“ Schwach klingt es nur nach, daß Masaryk auf deutschen Schulen erzogen worden ist. „Die deutsche Kultur habe ich stets geschätzt, aber ich habe mich in ihr selten daheim gefühlt. Ich konnte mich nicht begeistern.“ Aber dann brechen die Jugendempfindungen durch, die den österreichischen Deutschen gelten. „Wenn ich wirklich etwas hasse, so ist es das Österreicher-tum, besser gesagt, das habsburgische Wienertum, diesen dekadenten Aristokratismus, der dem Trinkgeld nachläuft.“ Insgesamt eine traurige Gefühlsbilanz gegenüber all dem, was deutsch heißt, die auch durch das Eingeständnis „Ich habe fleißig und viel von Genies, wie Lessing, Goethe, Herder und anderen, gelernt“ nicht aktiver wird.

Der Humanismus, den Masaryk als Philosoph kündigt, verbietet ihm, der Abneigung freien Lauf zu lassen, der politische Realismus, den Masaryk als Staatsmann vertritt, gebietet ihm, seine Empfindungen zu dämpfen. Eine abgeklärte Auffassung, die trotzdem nicht jenseits von Haß und Liebe steht, ist das Ergebnis achtzigjähriger Erfahrungen.

Anders als bei Masaryk vollzog sich die Bewußtseinsbildung bei Karl Kramář. Er stammt aus Böhmens Norden, nicht weit vom Anfang deutschen Landes, wo Rübezahls Berge in fruchtschwere Täler herniederschauen. Es ist ein Landstrich, wo Bauer und Fabriksherr noch unmittelbar nebeneinander wohnen, wo die Schlote der Industrie den weiten Obstgärten

noch nicht die Luft geraubt haben, wo Schleifereien edler und halbedler Steine hart neben der Tenne stehen. Aber den Schleifern, Landleuten, Fabriksbesitzern fehlt die Schwermut, die Empfindung, die Empfindsamkeit, die jenen Sohn des mährischen Grenzgebirges beherrscht. Kampflustiger tönt das Volkslied des Tschechen im böhmischen Norden als sein Lied im Böhmerwald, härter tönen beide als die Weise des Mährers und des Slowaken. Aus anderen Erfahrungsbereichen tönt ein anderes Echo. Der Sohn eines Industrieherrn kann nicht die gleichen sozialen Empfindungen und Erlebnisse haben wie der Sohn eines Kutschers. Anders sieht der Reiche die Welt, anders der Arme. Der junge Masaryk beginnt im Deutschen den sozialen Bedrucker zu sehen, der junge Kramář hört im väterlichen Hause vom Deutschen als gefährlichen wirtschaftlichen Konkurrenten. Nahe ist der Vaterstadt die deutsche Grenze, nahe ist Reichsdeutschland — von dorthier droht die Gefahr. Mit habsburgischen Beamten hat er nichts zu tun, daher kennt er auch keinen Haß gegen Wien, gegen Österreich, dem er treu bleibt, während der andere schon längst treulos wurde.

Kramářs Erlebnisse schichten sich anders. Zehnjährig kommt er zum ersten Male nach dem goldenen, slawischen Prag und er staunt, daß er Deutsch sprechen hört. Warum das wohl so sein müßte, fragte er seinen Begleiter, der dem Kinde keine richtige Antwort zu geben weiß . . . . Der Hochschüler Kramář bezieht nicht die Universität Wien wie Masaryk, der seine Abneigung in der Kaiserstadt als Student und Privatdozent noch vertieft; Kramář geht nach Berlin und lernt die Deutschen dort kennen, wo sie am preußischsten sind. Er studiert Volkswirtschaft, etwas, was man im damaligen Österreich noch kaum kannte. Und wäh-

rend Masaryk in Wien über soziale Probleme nachdenkt, über den „Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Zivilisation“ schreibt und dem Werke einen Spruch von Goethes „Lustiger Person“ voransetzt, verlegt der junge Kramář in Leipzig sein erstes Werk über „Das Papiergeld in Österreich seit 1848“. Auch hier steht auf der ersten Seite eine Widmung, die eines deutschen Lehrers gedenkt. Dieser Lehrer, der Großmeister deutscher Nationalökonomie Adolf Wagner und Berliner Geheimrat von preußischem Schrot und Korn, pflegte später mit einem leisen Anflug von Wehmut zu sagen: „In meinem ganzen Leben habe ich nur zwei glänzende Schüler gehabt; der eine war ein Tscheche, der andere ein Jud.“ Der Tscheche war Dr. Karl Kramář.

Masaryk und Kramář — das Leben und die Liebe lenkten sie auf immer weiter auseinanderlaufende Wege. In einem Leipziger Pensionate hatte Thomas Masaryk ein Mädchen kennengelernt, das in der Stadt Johann Sebastian Bachs Musik studierte. Byron und Mill hatten die beiden zusammengeführt. Als Charlie Garrigue wieder in ihre Brookliner Heimat zurückfuhr, war sie die Braut des jungen Gelehrten, dem sie die Liebe zur Kultur des Westens eingeimpft hatte. Thomas Garrigue hieß er jetzt und setzte den Namen seiner Lebensgefährtin an Stelle des „Vlastimil“ (= „einer, der das Vaterland liebt“), den er in der Studienzeit seinem Taufnamen zugefügt hatte. Auf der Brautfahrt nach den Vereinigten Staaten lernt Masaryk das Land George Washingtons verehren, „die erste große Demokratie und Republik, welche die politische Freiheit auf Grundlage der kirchlichen und religiösen Freiheit organisiert hat; das Muster für das revolutionäre Frankreich und für die europäische Demokratie überhaupt“.

Ging Masaryk zuerst nach dem Westen, so ging Kramář nach dem Osten. Rußland wird seine große Liebe, in Jasnaja Poljana begeistert ihn Tolstoj, seine Frau holt er sich aus Rußlands Süden, von der Krim. Immer wieder kehren seine Ideen zu russischen Problemen zurück. „Die russische Valutareform“ ist seine nächste große Arbeit. Von Rußland kommt sein Panslawismus, Rußlands Feinde sind auch die seinen. Vom Väterchen in Petersburg erhofft er die Erlösung, er sieht sie am nächsten, als im Jahre 1915 die Festung Krakau schon im Bereich russischer Geschütze liegt, er lehnt es ab, Österreich freiwillig im Kriege zu verlassen, weil er die russische Tätigkeit für ausreichend hält, um die eigene überflüssig zu machen. Er hofft auch dann noch, als der Herr aller Reußen Krone und Kopf verloren hat, er hofft noch weiter. Am Grabe noch pflanzt er die Hoffnung auf. Er kämpft für dieses Land seiner Sehnsucht mit ganzer Seele; es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er die Söhne seiner neu befreiten Heimat für das alte Rußland sterben lassen.

Masaryk und Kramář — was war es also, das die beiden für eine Weile zusammengeführt hat? Was war es, das den Universitätsprofessor und den Textilindustriellen dort in den Wiener Burghof gebracht hatte?

Es war im Jahre 1887 gewesen, daß ein junger tschechischer Schriftsteller, Herben, eine Zeitschrift herauszugeben begann, die der tschechischen Kultur gewidmet war und „Čas“ („Die Zeit“) hieß. Alt- und Jungtschechen vertrugen sich in und mit ihr als ihre Mitarbeiter, auf dem Boden der Wissenschaft schien alle Feindschaft gebannt. So war's im Anfang; bald wurde es anders. Kritik schafft Gegner. Als man das Patriotentum der tschechischen Übernationalen unter dem Titel der „Sittlichen Pathologie der tschechi-

schen Gesellschaft“ scharf zu geißeln begann, galten die um den „Čas“ rasch als Nihilisten. Das war in jener Zeit, wo Nihilismus modern geworden war. Masaryk, der Philosoph des Selbstmordes, wie man ihn nannte, war der Obernihilist, dem die „Národní Listy“ „Geh zum Teufel, du scheußlicher Verräter!“ zuriefen und den Gebrauch der tschechischen Sprache verboten. Es war das erstemal, daß Masaryk mit den Hintermännern dieses Blattes in Konflikt geriet. Und damals, gerade damals wurde Karl Kramář Mitarbeiter des verschrienen „Čas“. Er war ein Landsmann Riegers, stolz auf diese Landsmannschaft, politisch noch nicht ausgegoren. Hätte ihn einer gefragt, was er sei, ob Alt-, ob Jungtscheche — Kramář hätte eine Weile gezögert und sich dann zu Rieger bekannt. Als man 1889 schrieb, waren Masaryk und Kramář einander so nahegekommen, daß sie und der Alttscheche Kaizl den „Čas“ kauften und ihn in ein — politisches — Wochenblatt umwandelten. Bisher war er nur vierzehntägig erschienen. Und weil man für das neue Triumvirat einen neuen Namen brauchte, so erfand ihn rasch der mährische Journalist Pazdírek. Er nannte die drei in seiner „Slawischen Warte“ die „tschechischen Realisten“ und der Name blieb.

Bald buhlten Alt- und Jungtschechen um die drei. Die Alttschechen gewannen das Rennen vorerst. Ein politischer Vorvertrag wurde am 26. Februar 1890 geschlossen. Aber zu konservativ, zu wenig biegsam waren die Alten für die Jungen. Wieder konnte sich altes mit jungem Blut nicht mischen. Das Wort von der Demokratie verstand man nicht in Riegers Partei, die dem Adel auf Bestehn und Vergehn verfallen war.

Ehe noch das Jahr schließt, gelingt es Kramář, die persönlichen Feinde Masaryk und Dr. Julius Grégr, den Führer der Jungtschechen, miteinander aus-

zusöhnen, und als Partei in der Partei treten am 13. Dezember 1890 Masaryk, Kramář und Kaizl in die jungtschechischen Reihen, vier Monate später werden sie Gesandte der neuen Jugend auf dem heißen Boden Wiens.

Das ist die Geschichte von Masaryk und Kramář.

Zu gemeinsamem Siege standen sie eine Weile in einer Kampffront. Dann marschierten sie getrennt, und als sie siegten, siegten sie gegeneinander — der eine ein Fechter für amerikanische Demokratie, der andere ein Streiter für allrussischen Zarismus. Feind einander, stritten sie für ein gemeinsames Vaterland. Als es darum ging, wer von beiden der erste Bürger in ihrem Staate werden sollte, wer von beiden seinen Sieg durch den Ruhm, Präsident des jungen Staates zu sein, krönen konnte, da ging es hart auf hart. Wie tief mußte die Bitterkeit in Karl Kramář wühlen, wenn er dem Nebenbuhler die Präsidentschaft gönnte — aber die Präsidentschaft der Akademie der Wissenschaften. Das Volk entschied gegen Kramář. Er überlebte seine große Zeit wie Rieger. Er steht beiseite, grollt und glaubt nicht mehr an die Welt. Zu Unrecht: In der Ruhmeshalle der tschechischen Großen gebührt ein Platz Karl Kramář, wenn er auch schwer und unverantwortlich irrte. Dafür fiel er. Aber auch ihm beschied die Natur höchstes Glück der Erdenkinder — Persönlichkeit.

## ZWISCHEN ZWEI KAPITELN

**N**ur ein Zwischenakt. Zeit: 4. April 1892. Szene: Wieder das alte Landtagsgebäude auf der Kleienseite zu Prag. Im matt erleuchteten Sitzungssaal ist die Luft dick, fünf Stunden hatte die Sitzung gedauert — die Debatte darüber, ob Deutsche und Tschechen freundnachbarlich sein könnten, steht

wieder einmal für den nächsten Tag bevor — und der frühe Frühling war in diesem Jahre absonderlich warm. Mit Taschentüchern und Papierbogen versuchen die Abgeordneten des Landtages, die noch am späten Nachmittag im Hause sind, die schwüle Luft zu kühlen. Vom Regierungstisch steht der kaiserliche Statthalter auf, prüfend blickt Graf Thun in den Saal, das Monokel fest ins linke Auge geklemmt. Steigt dann die wenigen Stufen hinab und bleibt zwischen den Bänken bei einem Abgeordneten stehen:

„Oh, Herr Abgeordneter Doktor Masaryk, nicht wahr?“

„Jawohl, Exzellenz, der bin ich.“

„Warum haben Sie sich, Herr Abgeordneter, mir noch nicht vorgestellt?“

„Es ist mir nicht bekannt, Exzellenz, daß sich Abgeordnete, vor allem aber oppositionelle Abgeordnete, dem Herrn Statthalter vorzustellen hätten!“

„Sie sind ja auch Professor, nicht?“

„Ja, aber ich bin nicht als k. k. Professor im Landtag!“

„Bitte, bitte! Man könnte doch ein wenig miteinander sprechen! Ich könnte Ihnen manches erzählen, z. B. von Ihrer Partei, den Radikalen.“

„Ich weiß, Exzellenz, Sie glauben, daß noch die Zeiten wiederkommen könnten, wo die Altschechen am Ruder waren. Aber die Zeit kommt nicht wieder!“

„Schon möglich! Aber die freisinnige Partei, der Sie angehören, müßte auf die politischen Scharlatane verzichten, die sie jetzt unter sich hat. Feiner Radikalismus das!“

„Da irren Exzellenz! Das, was Sie unter Radikalismus verstehen, ist nicht die freisinnige Partei und insbesondere kann man darunter nicht die tschechische Nation begreifen.“

„Ich weiß viel, sehr viel, Herr Abgeordneter, ich weiß mehr als Sie annehmen!“

„Exzellenz, in der Beurteilung unserer Partei sind Sie aber auf dem Holzwege. Gewiß, sie hat ihre Fehler, aber diese Fehler berechtigen Sie nicht, an die Rückkehr alter Zeiten zu glauben. So denken auch der Adel und die hohen Kreise Wiens; sie sehen die schwachen Seiten einer Volkspartei mit dem Vergrößerungsglas, verstehen aber nicht die starken Seiten. Das Programm Palackýs bedeutete etwas anderes als was in den letzten Jahren in der Ära der alttschechischen Politik in Wien geschah.“

„Ja, Herr Professor Masaryk, Sie mögen in einem Punkt recht haben: Die Alttschechen haben sich um den Nachwuchs nicht gekümmert.“

„Das hat, Exzellenz, der tschechische Adel auch nicht getan!“

„Pardon! der Adel hat eine andere Stellung und einen anderen Zweck!“ — Aber es wird Sie interessieren, zu hören, wie rasch Ihre Radikalen klein beigeben. Ich habe einen kleinen Beweis. Ja, ja, der Tscheche ist entweder ein Krawallmacher oder . . . .“  
Der Statthalter küßt sich die Hand.

„Exzellenz, ich bitte mein Volk nicht zu höhnen! In Böhmen gibt es schon eine ganze Anzahl solcher, die nicht Radikale Ihrer Sorte sind, die keine Hände küssen und auch nicht küssen werden! Übrigens . . . . Ich kann ja gehen!“

„Aber Herr Abgeordneter, warum so erregt? Bitte es nicht persönlich aufzufassen! Ich sagte doch schon, daß ich Ihnen manches erzählen könnte! Kennen Sie z. B. Herrn Dr. Julius Grégr, den Besitzer Ihres Parteiorgans, der „Národní Listy“? — Nun also, der war bei mir — er ist doch Radikaler, nicht wahr? — und ein Wink von mir hat genügt, um eine andere Schreib-

weise in den „Národní Listy“ zu erreichen. Herr Grégr hat sich überdies bei mir entschuldigt!“

„Exzellenz, das ist sicherlich recht interessant!“

„Wünschen Herr Professor Beweise? Ich kann dienen. Bitte sich zu mir zu bemühen!“

„Danke, Exzellenz, es genügt mir durchaus, was mir mitgeteilt wurde!“

„Ich habe Herrn Grégr schon früher sagen lassen, daß mir die Schreibweise seines Blattes über den Dreibund nicht gefalle. Jetzt war es mir aber mit den Ausschreitungen in Prag schon zu bunt, wir hatten doch eine Ausstellung hier, und jeden Tag Krawalle, ob Polen kamen, Kroaten oder Slowenen. Das hatten die „Národní Listy“ auf dem Gewissen und deshalb ließ ich mir Herrn Dr. Grégr eines schönen Tages — ich glaube es war im vorjährigen August — kommen. Und er kam, sah, versprach und nachher entschuldigte er sich, als ein Malheur passierte. So, Herr Professor, sind Ihre Radikalen! Also auf Wiedersehen!“

Schweigend verneigte sich der Abgeordnete Professor Masaryk. Er hatte mehr erfahren, als ihm lieb war. Wie's ihm im Kopf herumging! Wie hatte der Graf Thun gesagt? . . . Der tschechische Radikale sei entweder ein Krawallmacher oder . . . ! Das mußte man doch den anderen sagen, dem Professor Tilser, dem Kaizl, damit auch Grégr wüßte, was er zu tun hätte.

Dachte es zu Ende und sagte dann den Parteigenossen, was der kaiserliche Statthalter von den tschechischen Radikalen hielt und wußte.

Ein und ein halbes Jahr später — im Hochsommer des Jahres 1893 — war dieses erst damals bekanntgewordene Gespräch und seine Folgen der Anlaß dazu, daß der Abgeordnete Masaryk verärgert und verdrossen über Volk und Führer diesen und jenem



rasch den Rücken wandte, in die Gelehrtenstube zurückkehrte. Wieder war es Kampf um die Führerschaft zwischen Zweien, wie er früher und später immer gekämpft wurde. Aus der Zeit des Streites um die Echtheit der Königinhofer Handschrift, die Masaryk mit Erfolg bestritten, Julius Grégr ruhmlos verteidigt hatte, stammte die erste Gegnerschaft zwischen dem nüchternen Gelehrten und dem politischen Romantiker. Gemeinsame Front gegen die alttschechische Verkalkung ließ die Antipathien auf eine Weile ruhen. Aber jetzt — als von Mähren her das Gerücht von dem bösen Wort des Statthalters über die tschechischen Radikalen bekannt wurde, als sich Grégr durch Masaryk bloßgestellt fühlte, da glomm der alte Haß wieder auf und zum ersten Male wirkte sich auf politischem Felde der Gegensatz zwischen der wirklichkeitsfremden, naiven Gefühlsromantik des Jungtschechentums und der kühlen, wägenden Verstandespolitik der Realisten aus. Romantiker stand gegen Nichtromantiker.

Wo stand das Volk? Es liebte und liebt die Spiele wie jedes andere. Zu sehr auch war es an die Gegenwartsromantik seiner Geschichte gewöhnt, zu leidenschaftlich lebte es seine vergangene und gegenwärtige Geschichte, als daß es auf die äußeren Attribute dieses Geschehens hätte verzichten können. Die lärmende Radikalität der jungen Partei gefiel ihm, mit der Nüchternheit, den politisch-philosophischen Neigungen von Professoren und Literaten wußte es nichts anzufangen. Die Theatralik der Straßenumzüge, der Gründungsfeiern, der Waldversammlungen, der lärmenden Parlamentssitzungen — das sind Spiele des Volkes; sie zu veranstalten, macht populär.

Über Masaryk urteilte schließlich ein verlegener Schiedsspruch der Parteiexecutive. Man wußte nicht

recht, was ihm vorzuwerfen. Aber der Mann zog die Konsequenzen. Der Romantiker blieb, der andere schied.

Schied aus der Politik, schied aus dem Reichsrat, schied aus dem Landtag. Angewidert von seinen Erfahrungen, vom knechtischen Sinn der Radikalen, denen er sich auf eine Weile zugesellt hatte, schrieb er diese rücksichtslose Charakteristik des politischen Lebens, wie er es erlebt hatte:

„ . . . die ganze Affäre ist ein trauriger Beweis dafür, wie bei uns ein im öffentlichen Leben stehender Mann immer und immer wieder einen Kampf mit dem inneren Feind, der ärger ist als die gesamte Hohe Regierung, führen muß. Herr Dr. Grégr spricht wahr, — Klatschsucht, kleinliche und böswillige Klatschereien vergiften unser politisches Leben; bei uns muß jeder politisch tätige Mensch bis zu den Knien im Schlamm der Schmutzwäsche waten. Das, was bei uns so oft Radikalismus genannt wird, ist meist nichts weiter als ein ganzes System gesellschaftlichen und politischen Klatsches. Daher rührt die Tatsache, daß die Radikalen dieser Sorte viel stärker gegen ihre eigenen Brüder skandalisieren als gegen die (österreichische) Regierung. Vor der Regierung sind diese Herren zahm; der Herr Statthalter hatte leider recht, als er sagte, daß es in Böhmen viele Radikale gibt, die nachher die Hand küssen.“

## VON TRÄUMEN ZU PLÄNEN

**E**s schien alles vorbereitet, als das erste Halbjahrhundert eigenen kultnationalen Strebens fast vorüber war. Genau fünfundzwanzig Jahre waren am Johannistage 1893 verflossen, seitdem der Professor Sladkovský bei der Grundsteinlegung zum National-

theater die Auferstehung der tschechischen Nation geweissagt hatte. Sie schien bereit, den großen Wurf zu wagen. Nur in einem hatte der Geschichtsprofessor geirrt: Die Auferstehung aus eigener Macht und Kraft glückte nicht, damals nicht, nie. Darin unterschied sich das tschechische Volk von anderen: Der Elan zur Durchführung der Revolution fehlte ihm. Es kennt keinen Theodor Körner, es kennt keinen Garibaldi, es kennt nicht die Helden der französischen Revolution. Nur einmal stellen die Tschechen eine Bewegung, die europäisch wurde und das Heldenzeitalter der Tschechen war, in der Weltgeschichte. Damals, als Hus mit der revolutionären Religiosität des Geistes und Žižka mit der revolutionären Religiosität des Blutes die Errichtung eines göttlichen Volksreiches anstrebten. Beide büßten und mit ihnen ihr Volk den heldischen Versuch mit Geist, Gut und Blut.

Seither versuchte das tschechische Volk nicht mehr das Schicksal. Seine Männer bereiteten die Revolution bis dahin, wo der berauschte Aufschwung der Gefühle eine Änderung im Verhalten des Volkes gegenüber der staatlichen Macht herbeiführte, wo ein Wechsel der Psychologie, der Ideologie, der Glaubens- und Wertmaßstäbe eintrat, kurz bis dahin, wo der Glaube an das kommende tausendjährige Reich stark, mächtig, wühlend wurde. Aber aus eigener Kraft kamen Volk und Führer nicht über die erste Revolutionsstufe hinaus; als sie auf der letzten standen, waren sie durch die Allmacht des Weltgeschehens dorthin gehoben worden. Einer Revolution bedurfte es aber nicht mehr. Zu schwach blieben vorher die nationalen Triebkräfte, um zu wagen, zu stark war die Romantik, um zu erfüllen, zu gering die unbeugsame, persönliche Tapferkeit ehrlicher Bekenner, um hinzureißen. Es ist nichts Außergewöhnliches an dieser

Geschichte des tschechischen Schicksals; es ist schließlich der tragische Rhythmus voll Brutalität und Banalität, den die Lebensgeschichte so vieler Völker kennt: Katastrophe, Furcht vor neuer Katastrophe, Auferstehung, Furcht vor neuer Katastrophe, Katastrophe.

Der Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen wurde von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag schärfer, seitdem die Jungtschechen die Herrschaft angetreten hatten. Als das Jahr 1893 anhub, sang man schon in den Singspielen Spottgedichte auf diese ernsten Dinge:

Im lieben Böhmen geht es drüber, drunter,  
 Im lieben Böhmen wird alles kunterbunter,  
 Tschechen möchten Deutsche schlucken,  
 Deutsche dürfen nicht aufmucken,  
 Tschechen möchten Deutsche fressen,  
 Tschechen sind jetzt ganz versessen,  
 Tschechen jetzt im Landtag lehren:  
 Deutsche, dürft euch nicht vermehren!

Das war nur das Gegenstück zu dem, was schon fünfhundert Jahre vorher, als der Kampf um die Prager Universität begann, die tschechischen Studenten den Deutschen angedichtet hatten:

*Toxica Teutonica, gens perfida, pestis iniqua,  
 Verget in obliqua, nullius gentis amica.*

Wem fielen da nicht die Worte des Predigers Salomo ein: „Und geschiehet nichts Neues unter der Sonne!“

Es geschah nichts Neues unter der Sonne. Wie alle Jahre kam auch diesmal, im Jahre 1893, mit dem Mai der heilige Johann von Nepomuk ins Land. Viel Landvolk war in die Stadt gekommen und lagerte auf der heiligenbetreuten Karlsbrücke, auf den Stufen der Kirchen, im Kreuzgang von Loretto, vor dem Dome

des heiligen Veit, um den Brunnen des heiligen Drachentöters Georg — überall also, wo die Geschichte Prags erzählt, daß sich das Volk wohlfühlt zu Füßen der Heiligen, die Rom als seine Botschafter in das hussitische Land entsandt hat. Der machtvollen Lebenskraft des Katholizismus beugte sich immer wieder das tschechische Volk.

Die Luft war schwül. Die Jungtschechen benützten den Tag, um auch das Landvolk ihren Wünschen gefügig zu machen und packten es dort, wo es naturgemäß am empfindlichsten war, beim Landhunger. Im großen Saale auf der Sofieninsel kamen die tschechischen Bauern zusammen; in ihrer Festtracht, den hohen Stiefeln, bunten Hosen, weißen Linnen und mit buntem Kopfschmuck sahen die wettergebräunten Gestalten prächtig aus. Teilnahmslos hörten sie dem ersten Redner zu und nur matt klang das Echo auf das dreifache „Sláva!“, das dem böhmischen Könige galt. „Stürmischen Beifall“ meldet aber die Chronik, als der jungtschechische Abgeordnete Dr. Julius Grégr hinaufstieg und mit dem ersten Satze schon das tschechische Bauernherz gefangen nahm:

„Ist einmal das Staatsrecht erreicht, dann wird Wohlstand bei den tschechischen Landwirten einkehren, in der Selbständigkeit des Königreiches Böhmen liegt des Bauern Heil. Daher weg mit dem feudalen Großgrundbesitz!“ Die Bauern spitzten die Ohren. Weg mit dem feudalen Großgrundbesitz? Wer sagt das? Ein Jungtscheche? Ja, es lebe das Staatsrecht, es lebe der böhmische König! Schon klang das Echo voller.

„Die schönsten Gefilde Böhmens“, fährt Grégr fort, „befinden sich im Besitze des Adels, und woher hat denn der Adel seine Güter? Das sind die nach der Schlacht am Weißen Berge konfiszierten Güter!

Aber, Bauern, ich sage euch, der Konfiskationsprozeß ist noch nicht aus. Es wird eine Zeit kommen . . . .“

Im brausenden Beifall ersterben Grégrs Worte: „Es lebe der König der Bauern! Es lebe der König von Böhmen!“

In mustergültigem Sturm demagogischer Rhetorik hatte der Jungtscheche die Bauernbastion genommen.

Am gleichen Abend versammelten sich, wie alltäglich, in der Prager Altstadt im Adelskasino in der Zeltnergasse die adeligen Herren. Graf Emerich Chotek saß da, Fürst Karl Schwarzenberg und Fürst Ottingen-Wallerstein.

„Haben Sie, Herr Graf, schon Nachricht über die heutige Versammlung des Bauernbundes?“

„Nein; aber was könnte gewesen sein! Die Bauern gehen nicht mit den Jungtschechen!“

„Glauben Sie? Ich hörte, daß es wegen der Resolution Meinungsverschiedenheiten gegeben hätte.“

„Ja, ja, das hörte ich auch. Die Bauern wollen von den Jungtschechen nichts wissen, weil der Grégr und seine Leute Freidenker sind. Bauern als Freidenker! Das wäre doch grotesk!“

„Mir erzählte man, daß sich die Bauern geweigert haben sollen für eine Resolution zu stimmen, in der es hieß, daß sie unter Führung der jungtschechischen Abgeordneten im Kampfe um das Staatsrecht ausharren wollten. Sie wollten, daß nicht „unter Führung“, sondern „gemeinsam mit den jungtschechischen Abgeordneten“ drinstehen solle.“

Der Abgeordnete Adalbert Graf Schönborn tritt in den Saal. „Meine Herren, passen Sie auf, wir kriegen heute noch ein Gewitter! Es ist heiß und die Kerle stehen um die Ecke, auf dem Altstädter Ring, zu Hauf herum!“

„Ach wo, die werden sich hüten!“ —

Die Fenster klirren. Eine Gipspfeife fliegt herein, von der Gasse tönen Rufe: Nieder mit ihnen! . . . . Sie sind Volksaussauger! . . . . Gebt uns unsere Güter wieder! . . . . Nein, gebt sie uns nicht, wir werden sie uns holen! . . . .

Ein Stein verletzt den Grafen Chotek. Schweigen im Saale. Nach einer Weile sagt Fürst Schwarzenberg:

„Sehen Sie, Graf, das war die Resolution! . . .“

Der Vormittag hatte seine Wirkung geübt, das alte Spottlied behielt auch hier recht:

„Ein freies Leben führen wir,  
Ein Leben voller Wonne!  
Heut' kehren wir beim Adel ein,  
Beim reichen Klerus morgen,  
Da gibt's Dukaten, Bier und Wein.  
Was drüber ist —  
Da laßt nur fein,  
Den lieben Herrgott sorgen!“

Der Johannissieg über die Bauern trug den Sturm schon am nächsten Tage in den Landtag. Hatte es gestern dem Adel gegolten, heute galt es dem Erbfeind der Nation — den Deutschen. Seit der Ausgleichsversuch zu Grabe getragen worden war, hatte die Erregung in beiden Lagern drohend zugenommen. Es war fast wieder so geworden wie einst, im Jahre 1409, wo das königlich Kuttenger Dekret die deutschen Studenten von der Prager Universität verjagte — zur Gründung einer neuen in Leipzig. Nur gab es jetzt keinen König Wenzel von Böhmen, welcher der deutschen Nation das Wohnrecht im Königreich Böhmen aberkannt und der tschechischen Nation, „der echten Erbin dieses Landes“, zuerkannt haben würde. Aber an Königs Statt sprach jetzt die Nation und die Deutschen mußten daran denken, der drängenden Stoßkraft der Tschechen zu begegnen, in ihre heimat-

lichen Berge, in die Sudeten, am Rande der böhmischen Länder zurückzukehren, um dort ein freies, sich selbst verwaltendes Volk zu werden. Die Politik nannte dieses ferne Ziel der Sudetendeutschen die — Autonomie, vom Anspruch aber, es zu erreichen, spricht die Nüchternheit der Juristen, als vom Recht auf Selbstbestimmung.

Das Ziel haben die Tschechen gesehen, sie sehen es noch heute; das Recht, es zu erreichen, haben sie bestritten, sie bestreiten es bis auf den heutigen Tag. Aus dem deutschen sehnsüchtigen Wunsche, das Ziel zu gewinnen, aus dem tschechischen mächtigen Widerstand, den Gewinn zu verhindern, erwuchs der neue Kampf, der Zeiten manchmal kürzerer, manchmal längerer Waffenruhe, aber keinen Frieden kennt. Je stärker die Bataillone auf der einen oder der anderen Seite sind, desto länger ist die Waffenruhe. Im Zeichen ewigen Wechsels steht das Geschick der beiden Herren des Landes, Unfriede waltet.

Ein voller Landtagssaal, eine überfüllte Galerie. Der Autonomiekampf der Deutschen sollte beginnen: Regierungsvorlage auf Errichtung eines Kreisgerichtes in Trautenau, in dem deutschen Städtchen am Fuße des Riesengebirges. Deutsche, die bisher tschechischen Richtern unterstanden, sollten in ihrer Heimat ein Gericht erhalten, wo Deutsche sie richten sollten. Die Tschechen erklärten, niemals zustimmen zu wollen, daß auf diese oder eine andere Weise die Zweiteilung Böhmens, die Teilung in Tschechisch-Böhmen und in Deutsch-Böhmen, ihren Anfang nehme. Also liefen sie Sturm. Der 17. Mai 1893 brachte die erste große parlamentarische Obstruktion der Tschechen, der ein voller Erfolg beschieden war. Zum erstenmal traten im böhmischen Landtag (nach

kroatischem Muster) Kindertrompeten, Tintenfässer, Pultdeckel, Wahlurnen in Tätigkeit, es war das erste-mal, daß Abgeordnete miteinander ins Handgemenge kamen und die Würde des Volkes dem Faustkampfe seiner Vertreter anvertraut war.

„Zerreißer unseres Vaterlandes! . . . Neupreußen wollt ihr in Böhmen schaffen! . . . Ihr Neupreußen, gehet nach Altpreußen, gehet nach Berlin, wohin ihr gehört!“ schrie es den Deutschen entgegen.

„Gehet nach Berlin, wohin ihr gehört!“ Tief, oft unbewußt, sitzt im tschechischen Volke der Wunsch, die Deutschen als Kolonisten des Landes zu verweisen. Geht des Volkes Erregung am höchsten, dann tönt immer wieder aus seiner Mitte dieser Ruf, dem das Kuttenger Dekret Gesetzeskraft gegeben hatte. So auch damals.

Als der deutsche Abgeordnete Dr. Funke den Kommissionsbericht über die geplante Errichtung des Trautenauer Kreisgerichtes erstatten wollte, machten die Jungtschechen die Verhandlung unmöglich. Machtlos, mit verschränkten Armen, sah der kaiserliche Statthalter dem Treiben zu, resigniert schloß der königliche Oberstlandmarschall die Sitzung, die so die letzte dieser Session geworden war. Mit langen, bunten Tüchern winkten die tschechischen Frauen auf der Galerie, als die Tschechen als Sieger zuletzt den Saal verließen. Der Adel und die Deutschen waren die Besiegten.

Am nächsten Tage schon sprach der Führer der Deutschen, Dr. Schmeykal, in einer Proklamation zum deutschen Volk in Böhmen:

„Deutsche in Böhmen! Ihr werdet unerschütterlich auf eurem Recht bestehen, in Einigkeit und Kraft, in Ausdauer und unermüdlicher Arbeit! Ihr werdet euch

aufrecht und kampfbereit halten! Ihr werdet eurem stets bewährten Namen fortan Ehre machen!“

Kampfbereit . . . .

Die Ereignisse im Prager Landtag lösten unmittelbare Wirkung in Wien aus. Dort trat am 25. Mai 1893, am Tage, wo der Patriarch des österreichischen Staatsgedankens, Ritter von Schmerling, in der Schottenkirche aufgebahrt lag, die österreichische Delegation des Reichsrates zu der ersten Sitzung dieses Jahres zusammen. Vier Jungtschechen, Dr. Herold, Dr. Masaryk, Dr. Pacák, Adamek, erschienen im Saale. Kalt wandte sich alles von ihnen, sie standen auf vollständig fremdgewordenem Boden. Bei der Wahl in den Budgetausschuß wurden sie übergangen. Sie hatten schon vorher gewußt, daß der Boykott über sie verhängt worden war, Masaryk hatte deswegen beim Grafen Deym interveniert. Aber es hatte nichts genützt und so prallten die Gegensätze auch an dieser Stätte, von der Masaryk sagte, daß sie „eine historisch ererbte höhere Auffassung der österreichischen Gesamtaufgaben“ besessen hatte, hart aufeinander. Der ganze Groll zwischen den beiden Gegnern, von denen sich der eine schon in die Wiener Verteidigungsstellung hatte zurückziehen müssen, der andere ihm auch dorthin gefolgt war, entlud sich vor den anderen Nationen, die hier im Lager Österreichs saßen. Dr. von Plener sprach davon, daß sich die Jungtschechen außerhalb der Grenzen der parlamentarischen Ordnung in Österreich gestellt hätten und jetzt die Folgen dieses Verhaltens tragen müßten. Scharf ripostierte Dr. Masaryk. Er bedauerte, daß sich ein Sprecher aus Böhmen, dem ein Urteil über Jungtschechen und deren Benehmen nicht zustünde, zu einer so kleinlichen Politik gegenüber dem „böh-

mischen“ Volke bereitgefunden habe. „Die Vertreter des deutschen Volkes in Böhmen, also eine freiheitliche Partei, haben sich dazu hergegeben, hier einen parlamentarischen Knigge und einen, ich weiß nicht, wie ich es gelinde aussprechen soll, parlamentarischen Scharfrichter der Freiheit und der parlamentarischen Gebarung zu machen!“ In schrillum Mißton schloß die Sitzung. Die Slowenen hatten sich auf die tschechische Seite geschlagen, die Polen zögerten.

Prag antwortete mit Versammlungen, Aufzügen, Protesten. Die Spannung erhöhte sich stündlich, jetzt fühlte sie auch schon der Kaiser und gab zu verstehen, daß er sie fühle.

In der Geheimen Ratstube empfängt er die Mitglieder der Delegation. Fürst Alfred Windischgrätz spricht von unwandelbarer Ergebenheit und treuester Hingebung zum Allerhöchsten Herrn und Kaiser, die alle Mitglieder der Delegation beseele, in Allerhöchster Ansprache erklärt sich die Majestät befriedigt von der Versicherung treuer Ergebenheit. Aber es ist dauernd unsicher in Europa und „so hat sich die Lage auch darin nicht geändert, daß es meine Regierung im Interesse der Sicherheit und der vollen Wehrhaftigkeit der Monarchie unentwegt für ihre Pflicht hält, die systematische Weiterentwicklung der Organisation und Schlagfertigkeit des Heeres und der Kriegsmarine zur Durchführung zu bringen.“

Darauf hält Franz Josef Cercle. Graf Taaffe begleitet ihn auf dem Rundgang und souffliert. Böhmen macht dem Kaiser Sorgen. Was in Zukunft geschehen solle, fragt er Plener. Niemand weiß, was Plener achselzuckend antwortet. Auch Graf Deym soll jetzt raten, wo guter Rat so teuer ist. Der Kaiser geht weiter. Dr. Herold und Dr. Pacák, in der Čamara, stehen in einer Fensternische. Graf Taaffe versucht,

den Kaiser zu Dr. Herold zu lenken, der Kaiser will es nicht merken. Taaffe lispelt dem Kaiser ins Ohr: „Hier stehen sie!“, worauf der Kaiser kurz antwortet: „Ich weiß!“ und mit dem Abgeordneten Salvadori Italienisch spricht. Jetzt kann er nicht mehr ausweichen, leben Salvadori steht Adamek.

Kaiser: „Sie waren schon einmal in den Delegationen?“

Adamek: „Jawohl, Majestät!“

Kaiser: „Sie sind aus Böhmen?“

Adamek: „Jawohl, Majestät!“

Kaiser: „Jungtscheche . . . ?“

Adamek: „Jawohl, Majestät!“

Stumm geht der Kaiser weiter. Er bleibt vor Masaryk stehen, spricht kein Wort, worauf sich Masaryk mit den Worten vorstellt:

„Professor Masaryk!“

Der Kaiser reicht ihm nicht die Hand, bleibt wortlos, aber beide sehen einander kurz in die Augen. Brüsk wendet sich Franz Josef ab. Sofort verläßt Masaryk den Saal und überlegt, ob er an dem selben Abend stattfindenden Delegationsdiner teilnehmen solle. Die tschechische Presse berichtete, daß die tschechischen Delegierten dem Empfang bei Hofe ferngeblieben wären. Sie waren aber doch gekommen, — die Polen hatten ihnen zugeraten.

Das war am 27. Mai 1893 gewesen, als dieser Kaiser und dieser Tscheche einander in die Augen gesehen hatten.

Von Träumen war das tschechische Volk zu Plänen übergegangen, von Plänen kam es zu Entschlüssen. Mit der kraftvollen Phantasie der jungen Nation hatten jetzt die Tschechen ihren staatsrechtlichen Traum, die Vorstellung von der Umgeburt von oben, in einen neuen staatsrechtlichen Plan, die Vor-

stellung vom Umsturz von unten, verwandelt. Waren die Träume noch in Einklang zu bringen gewesen mit habsburgischer Hausmachtspolitik, so standen die neuen Pläne schon gegen Habsburg: Die Krone von Böhmen mußte — sollte — kein Habsburger mehr tragen. Des Kaisers Geburtstag wurde in tschechischen Landen ein Gedenktag vergangener Niederlage, kommender Erhebung.

Der Kriegserklärung an die Deutschen und an den Adel folgte noch eine, an die kaiserliche Majestät und an das habsburgische Österreich. Majestät und Reich wehrten sich mit Hilfe des siebenten Hauptstückes des Strafgesetzbuches, das überschrieben ist: Von den Verbrechen des Hochverrates, der Beleidigung der Majestät und der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, und der Störung der öffentlichen Ruhe. Dieses siebente Hauptstück brachte von jener Zeit an viele hunderte Tschechen vor das Gericht und in den Kerker. So lange, bis die Majestät hochverräterisch und Hochverrat majestätisch wurde.

In dieser Sitzung der Delegation stand der Delegierte Masaryk auf und zeigte, daß das tschechische Volk auch äußere Politik machen wolle. Der Bund des deutschen Nordens mit dem romanischen Süden, in dem das polyglotte Österreich-Ungarn der Dritte war, ging den Tschechen contre coeur, er schien ihnen zu sehr die Möglichkeit eines Krieges gegen ihre Patrone, Russen und Franzosen, einzuschließen. Etwas Wahres war wohl an der Geschichte. Der deutsche Generalstab hatte seine Pläne auch für den Osten und der Generalquartiermeister Graf Waldersee hatte ganz offen mit dem österreichischen Botschafter Grafen Szechenyi vom Kriege gegen Rußland gesprochen. Nicht lange nachher fragte der Zar den deutschen

Botschafter von Schweinitz: „Weshalb hetzen Sie Österreich gegen mich?“ Was wunder, daß dann Masaryk aufstand und sagte, der Dreibund könne in Böhmen keine großen Sympathien erwecken, zumal in Deutschland Österreich oft als Hinterland Deutschlands bezeichnet werde und schon deshalb das tschechische Volk von Mißtrauen gegen die Politik des Dreibundes erfüllt sein müsse. Aber der Delegierte Masaryk fühlte, daß es richtig wäre, die scharfe Kritik zu mildern. Deshalb fügte er rasch hinzu: „Wir in Böhmen kennen keinen Haß gegen unsere deutschen Landsleute, wir haben keinen Haß gegen die Deutschen draußen im Reich! Aber“, so schloß er, „wir sind auf unserer nationalen Hut!“

Keinen Haß gegen die Deutschen . . . ? Der Humanist irrte.

Um die gleiche Zeit, als der österreichische Reichsratsabgeordnete das stärkste der Gefühle seines Volkes nicht kennen wollte, weil es ihm selber fremd war, stiegen Männer in hellbrauner Uniform, mit hohen Schaftstiefeln, roten Hemden und schwarzer, runder, federgezierter Kappe auf die Berge, die den Flußlauf der Eger säumen, der Fichtelgebirge und Elbtal verbindet. Sokoln sind's, tschechische Turner, die Nationalmiliz des Volkes. Sie zogen immer und sie ziehen noch ins deutsch-böhmische Land, um zu erinnern, daß Herr des Landes der Tscheche sein will. Da lagerten sie nun auf den Launer Bergen und wiesen hinunter ins deutsche Tal und wiesen hinauf ins deutsche Gebirg', dem helle Erzadern den Namen gaben, und der Führer der Sokoln („Sokol" heißt „Falke“) steht tiefbewegt auf und begrüßt seine Brüder in einem Gebiet, „das schon in das fremde Meer hinabsieht, wo schon herrschend zu sein scheint die Sprache der alten Hohenstaufen und aller derer, welche die Sprache der

Slawen an der Elbe und am Balt zum Schweigen gebracht haben . . . .!"

Vor dem tiefen Groll dieser Worte weicht Masaryks diplomatischer Satzbau weit zurück. Unvergessen und unverzihen ist, wann und wo immer deutscher Sieg tschechisches Schicksal wurde. Breit bleibt die Kluft, und schwer lastet die Gegenwart im Bewußtsein derer, die der Vergangenheit gedenken, einer Vergangenheit, wo ein böhmischer König — und mag er auch ein Luxemburger gewesen sein — die Zollern mit der Mark Brandenburg als böhmischem Kronlehen belehnte.

Keinen Haß gegen die Deutschen . . . .? Ein Vierteljahrhundert zurück:

1866. Graf Bismarck, der Preuße, war entschlossen, den Kampf um den Primat im Deutschen Bunde zu wagen. Kaum daß die Düppeler Schanzen erstürmt und die Dänen gegen verbündete Österreicher und Preußen um Schleswig-Holstein ärmer geworden sind, entzweien sich Habsburg und Hohenzollern. Franz Josef und Wilhelm setzen dort fort, wo ihre Urahnen, die Maria Theresia und der große Fritz, aufgehört hatten: Friedrich der Große im Gewinnen, Maria Theresia im Verlieren.

Deutsche gegen Deutsche. Der preußische Ministerpräsident erledigt den Einwand mit einer Handbewegung: „Ein Krieg mit Ungarn, Ruthenen und Slowaken ist kein Bruderkrieg!“ Die Tschechen sahen zu. Lieben sie auch nicht Wien, Berlin haßten sie. Sie wünschen die Demütigung Preußens, des Erzfeindes, „odvěkého vraha vlasti“, — des ewigen Mörders der Heimat —, erhoffen von ihr den Wiedergewinn jenes Schlesiens mit Ratibor und Glatz, das Maria Theresia verspielt hatte. Darum schlugen sie sich doch nach einiger Überlegung auf Kaisers Seite — unter Bedin-

gungen. Mit der Waffe in der Hand wollten die Sokoln die Unteilbarkeit Böhmens verteidigen. Als sie die Büste Fügners, der nach dem Vorbild Jahns die Sokolorganisation geschaffen hatte, enthüllen, tritt Eduard Grégr unter den weißen Marmor, hebt die Schwurfinger und ruft nach Preußen:

„Jede Spanne dieser väterlichen Erde decken wir mit unseren Leibern und wollen beweisen, daß die tschechische Nation noch versteht, heiliges Erbe zu schützen. Wir werden es verwehren, daß der wilde Feind eine Handvoll dieses geweihten Bodens auf den Hufen seiner Rosse rauben dürfte!“

Tags darauf, am 7. Mai 1866, hätte es der Sokolwaffen nicht mehr bedurft, wenn der republikanische Idealist Blind den Volksfeind Bismarck, der von seinem Könige im Berliner Schloß Unter den Linden heimging, besser getroffen hätte. Die Kugel blieb im Waffenrock stecken, Bismarck ging zum Abendbrot und in Österreich war man um eine Erfahrung reicher.

Bismarck lebte und ließ — marschieren. Franz Josef aber sprach:

„An meine Völker! Mitten in dem Werke des Friedens, das ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungsform zu legen . . ., die den einzelnen Ländern und Völkern ihre freie innere Entwicklung sichern soll, hat Meine Regentpflicht Mir geboten, Mein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen . . . So ist der unheilvollste, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche, unvermeidlich geworden . . . Ich setze Meine Hoffnung auf den allmächtigen, gerechten Gott, Dem Mein Haus von seinem Ursprunge an gedient, Der die nicht verläßt, die in Gerechtigkeit auf Ihn vertrauen!“

Der Gerechte ist mit den stärkeren Bataillonen. Auf den böhmischen Feldern wird über die deutsche Vor-



herrschaft entschieden. Bei Königgrätz erledigt Wilhelm seinen Rivalen. Der wütet statt gegen sich gegen seinen Feldmarschall, und nimmt ihm den Degen ab. Zu Bismarck aber sagt sein Flügeladjutant: „Exzellenz, jetzt sind Sie ein großer Mann!“ Aber Exzellenz hat nicht Zeit, über eigene Größe nachzusinnen. Napoleon III. winkt von Paris her und kleidet die Drohung in das Angebot seiner guten Dienste. Je rascher der Friede mit Österreich, desto besser, denkt Bismarck. Der Weg nach Prag steht offen, noch ist manches zu gewinnen, vieles zu verlieren. Der Krieg heiligt alle Mittel, jetzt faßt Bismarck die Tschechen an ihrer heikelsten Stelle:

„An die Bewohner des glorreichen Königreiches Böhmen!“

Hört ihr, Tschechen? Vom glorreichen Königreich Böhmen spricht der Feind.

„Wenn unsere gerechte Sache siegt, dann bietet sich auch vielleicht für die Tschechen und Mähren wieder der Augenblick, wo sie über ihr künftiges Geschick frei entscheiden könnten!“

An alle Ecken läßt er die Aufforderung zum Hochverrat kleben und verhandelt mit dem aus Österreich verbannten J. V. Frič, um Sladkovský und Grégr auf dem Umwege des Versprechens der böhmischen Freiheit für Preußen zu gewinnen. Ging doch Ungarn mit gutem Beispiel voran. Aber die Tschechen fürchteten das Danaergeschenk Bismarckscher Diplomatie, und der Graf bekam einen Korb. Nie war Prag so habsburgisch, als im Juli 1866, wo auf dem Hradschin, den ein Jahrhundert zuvor schon der Große Fritz bombardiert hatte, preußische Kanonen auffuhren und von der Burg schwarz-weiße Fahnen wehten. Doch die Kaiserstreue hat ihre Grenzen. Schon erwägt Rieger, ob es nicht geraten wäre, des dritten Napoleon Schutz

für die Tschechen gegen die preußische Gefahr anzurufen, und gleichzeitig präsentiert man in Wien die Rechnung: Föderalisierung Österreichs, Bruch mit dem Deutschen Bund. Der Kaiser nickt bejahend und die Presse meldet:

„Wien, 26. Juli. Die „Debatte“ sagt, weder der Kaiser noch die Regierung haben Palacký und Rieger nach Wien berufen. Das Blatt plädiert für ein Koalitionsministerium, worin Belcredi als tschechischer Vertrauensmann, ein Pole und deutsche Autonomisten vertreten wären . . .“

Versuchsballone stiegen, aber die Luft war noch nicht rein. Der siebzigjährige Hohenzoller will von Schloß Nikolsburg aus, einen Tagmarsch vor Schönbrunn, seine Friedensbedingungen diktieren: Preußen Primus in Deutschland, Annexion von Schleswig-Holstein, Schlesien, soweit es Friedrich der Große noch österreichisch gelassen hatte, Thronentsagung der feindlichen deutschen Fürsten, — preußisch, alles preußisch, auch Deutschböhmen. So rieten die Generale.

Niemand könnte es hindern, auch der dritte Napoleon, zu dem Rieger fahren will\*, nicht, daß Deutsch-Böhmen Preußisch-Böhmen würde.

In höchster Not erwächst Böhmens Unteilbarkeit ein starker Verteidiger. Preußens Ministerpräsident tritt gegen Preußens Generale an. Sie hassen ihn; schon nennen sie ihn den „Questenberg im Lager“

\* Rieger kam erst drei Jahre später, 1869, ein Jahr vor dem Deutsch-Französischen Krieg, nach Paris und durch Vermittlung der Milchschwester Napoleons, der Madame Cornu zu diesem. In einem Memorandum, das durch die Indiskretion des französischen Gesandten in Wien bekannt wurde, legte er dem Kaiser dar, daß Frankreich keine Verbindung mit den deutsch-ungarischen Dualisten suchen dürfe, wenn es den Weiterbestand des österreichischen Kaisertums wünsche. Eine Unterstützung der deutschen Parteiherrschaft in Böhmen bedeute eine Vergrößerung

und identifizieren ihn mit dem Wallensteinschen Hofrat. Als am 23. Juli im Nikolsburger Schlosse der Kriegsrat tagt, verlangt Bismarck einen beutellosen Frieden. Nach vierstündigem Kampfe ist der Zivilist Bismarck den Militärs unterlegen; schweigend steht er auf, geht in sein Schlafzimmer und bricht unter Weinkrämpfen zusammen. Dann setzt er sich hin und bringt die Gründe zu Papier, die gegen die Annexionen sprechen. Am nächsten Tage meldet er sich wieder beim König. Im Vorzimmer findet er zwei Oberste, die erzählen, wie die Cholera an Stelle der österreichischen Kugeln die preußischen Regimenter mäht. Wie fürchterlich! denkt Bismarck und erinnert sich an 1792, wo nicht die Franzosen, aber die Ruhr die siegreichen Preußen zum Rückzug aus der Champagne gezwungen hatte. Er tritt vor den König und warnt.

Bismarck: „Preußen kann durch Erwerbung von Provinzen wie Österreich-Schlesien und Stücken von Böhmen nichts gewinnen.“

König: „Österreich muß büßen! Man kann den Hauptschuldigen nicht ungestraft ausgehen lassen. Meinetwegen können dann die Verführten leichter davonkommen. Aber was wir von Schlesien und Böhmen brauchen können, das — nehmen wir!“

Preußens. „Das germanisierte Böhmen würde sicher eine Beute Preußisch-Deutschlands werden, niemals aber das slawische Böhmen, das auf sein historisches Wesen und auf seine nationale Unabhängigkeit allzu stolz sei. Der politische Pangermanismus ist zu fürchten, niemals der politische Panslawismus... In Frankreichs Interesse liegt es, daß Österreichs Slawen größeren Einfluß auf Österreichs Regierung gewännen.“ Im Tagebuch Riegers, das seine Tochter führte, erinnert sich Rieger des Ausspruchs eines preußischen Generals: „Wenn ich der österreichische Kaiser wäre, gäbe ich Rieger für dieses Memorandum den Leopoldsorden, wäre ich König von Preußen, würde ich den Mann nach Spandau schicken!“

Bismarck: „Majestät, wir haben nicht des Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Was Österreich uns tut, ist nicht strafbarer als das, was wir ihm antun. Wir aber — wir, Majestät, haben die Aufgabe: Herstellung deutschnationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen!“

Der Appell an den Verstand nützt nicht. Der Hohenzoller verlangt Schlesien, Deutschböhmen, alles. Scharfe Worte fallen. Da spielt Bismarck die letzte Karte aus: Entweder Friede oder der König möge sich einen anderen Ministerpräsidenten suchen. Entwweit scheiden König und Minister.

„In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahetrat, ob es nicht besser sei, aus dem offenstehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen; und ich sah mich nicht um, als ich die Tür öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, als er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortung dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.“

Am nächsten Tage schrieb Wilhelm an den Rand von Bismarcks letzter Eingabe: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt... sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen...“

Österreich-Schlesien und Deutschböhmen waren am 24. Juli 1866 dem böhmischen Löwen gerettet worden. Der Retter hieß Otto von Bismarck.

Keine Lorbeeren flocht das tschechische Volk diesem Manne. Als er starb, schrieb ihm Gustav Eim, der journalistische Parlamentarier der Jungtschechen, einen Nachruf voll widerwilliger Anerkennung und Haß. Richelieu, Napoleon I. und Bismarck sind in den Augen dieses geschichtsschreibenden Tschechen das Triumvirat des brutalsten Radikalismus in der Geschichte. Der den drei Männern gemeinsame Haß gegen das Haus Habsburg macht Bismarck den Tschechen nicht sympathischer, und die Unterschrift des preußischen Ministerpräsidenten unter den Frieden von Prag, der ihnen die Einheit Böhmens sichert, nennen sie die Unterschrift unter eine Lüge. Daß das Geschick durch Bismarck die Niederlage des Protestantismus am Weißen Berge mit der Niederlage des Katholizismus bei Königgrätz rächte, aber die Rache unvollständig blieb, weil sie die Auferstehung des tschechischen Staates nicht mit einschloß, soll Bismarcks Schuld sein?

„Er ging über Leichen wie über einen weichen Teppich . . . Die Frauen galten ihm wie Napoleon als Weiber. Mittel des Genusses und der Kurzweile. Er trank gern und viel — die Kunst hatte er als Göttinger Bursch gelernt, und, wie Brander, ein echter deutscher Mann mochte er den Franzosen nicht leiden, doch seine Weine trank er gern.“

Als der Tscheche Herr des Landes wurde, wusch er von Gassen, Plätzen, Monumenten den Namen Bismarck, wo ihn deutsche Hand hingesezt hatte. Grollend tilgte er die Erinnerung an den Gründer des Reiches und an . . . den Protestanten. Denn auch der Humanist Masaryk, der die Reformen Husens verteidigt, schaudert in Erinnerung an einen Gedanken Bismarcks: „Der Eiserne Kanzler soll einmal die ganze Nacht mit Gedanken darüber durchwacht

haben, welchen Lauf die Geschichte genommen haben würde, wenn am Weißen Berge die Protestanten Sieger gewesen wären. Bismarck dachte möglicherweise darüber nach, ob ein protestantisches Böhmen sich der protestantischen Politik Preußens gegen Österreich angeschlossen haben würde; Österreich wäre eine unbedeutende Mark geblieben, von Böhmen aus und mit Hilfe Böhmens hätten die Deutschen die Donau beherrscht, also mit tschechischer Hilfe — Berlin—Bagdad.“

## PROPAGANDA DER TAT

„ . . . Von den Deutschen übernahmen wir Ideen und nationale Einrichtungen; das beste Beispiel ist das Sokoltum, das, als rein deutsche Idee, von einem gebürtigen Deutschen zu uns übertragen und mit nationalem Eklektizismus ausgeschmückt wurde.“ Der vor der blinden Nachahmung warnte, sie eine schlimme Eigenschaft des tschechischen Nationalcharakters nannte, — Masaryk, tut dar, wie „fremdes Beispiel fremd dem Leben und den Bedürfnissen der tschechischen Seele, insbesondere aber deutsche und französische Dichter so zu uns übertragen wurden, daß unser Parnas eher einer Anthologie gleicht, denn einem Ringplatz der Kämpfe und Entbehungen der tschechischen Seele“. Ohne Herder lassen sich die Kündler tschechischer Auferstehung nicht denken, Palackýs Werk atmet die Ideen Kants, Štur ging bei Hegel in die Schule, Vocel in Goethes „Faust“, die slawischen Musikdramen Smetanas lehnen sich an Wagners Werke an, Vrchlickýs Vorbild war Victor Hugo, und der Sokol entstand aus des Turnvaters Jahn Gedankengängen. Aus fremdem Nährboden entstieg der neue Stamm der tschechisch-

nationalen Kultur, germanische und romanische Elemente schufen eine glückliche Synthese, die freilich das seherische Wort Masaryks „... Wir werden uns in eklektischer Nachahmung verlieren, wenngleich wir in der Illusion leben werden, selbständig zu sein!“ noch nicht entkräftet hat.

Von den Deutschen her kam auch die große revolutionäre Bewegung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts — der Kampf der Arbeiterschaft um ihren Anteil an der Macht und am Leben. Lassalle und Marx setzten nicht nur die deutsche, sondern auch die tschechische Arbeiterschaft in Bewegung. Die neue Front gegen die Regierenden vereinigte die tschechischen Arbeiter, aber sie war anfangs auch den tschechischen bürgerlichen Staatsrechtlern recht willkommen, weil sie in ihr einen Verbündeten gegen deutsche Herrschaft, gegen deutschen Adel, gegen deutschen Besitzstand sahen. Die Worte, die Lassalle in seiner Tragödie „Franz von Sickingen“ den Helden zu Kaiser Karl dem Fünften sprechen läßt:

„O, gebt euch nicht der Fürstentäuschung hin,  
Der alten, ewig wiederkehrenden!  
Gestalten könnt ihr — könnt nicht unterdrücken,  
Beschleun'gen könnt ihr — könnt verhindern nicht,  
Nicht wenden, nicht verzögern das Notwend'ge,  
Das mit des Lebens Kraft zur Selbstentfaltung drängt.“

hätten in den sechziger Jahren tschechische Bürger und tschechische Arbeiter zu Franz Josef sagen können. Diese Sprache lernten sie erst von den Deutschen. Wien mußte die Kenntnis vermitteln; denn die hundertzwoölf Strumpfwirker in Asch, an der sächsisch-böhmischen Grenze, die der einfache Arbeiter Simon Martin um die Fahne Lassalles geschart hatte, starben aus, ohne daß durch sie der rote Funke vom

Randgebirge Böhmens in die Täler übergesprungen wäre.

Der Sohn eines Seidenwebers und einer Tagelöhnerin, Josef Boleslav Pecka, ein Prager, der sich in seinen Schriften manchmal hinter dem Pseudonym Strahovský verbarg, weil er von den Prämonstratensern im Kloster Strahov, den Hütern des Dürerschen „Rosenkranz-Festes“, die Taufe empfangen hatte, brachte Lassalle und Marx der tschechischen Arbeiterschaft näher. Sie wurden sofort gut genug verstanden, so daß die Lockungen der Verfechter der tschechischen Staatsidee zunächst erfolglos blieben. „Wir tschechischen Arbeiter gehören bisher deswegen nicht zu der staatsrechtlichen Opposition, weil wir uns zu ihr nicht zählen dürfen. Die Stellen, an denen einmal die staatsrechtliche Frage erledigt werden wird, die Parlamente, die Landes-, Bezirks- und Gemeindevertretungen, sind dem Arbeiter so verschlossen, daß er dahin nicht einmal seinen Vertreter entsenden darf.“ Ja, es kam sogar zu einer förmlichen Absage: „Die Fabrikanten organisieren sich gegen die Arbeiterschaft ohne Rücksicht auf nationale Zugehörigkeit und staatsrechtliche Gegnerschaft — also auf! Organisieren wir uns gegen sie!“ Und an erster Stelle auf den entrollten Fahnen stand die Forderung nach dem allgemeinen Wahlrecht.

Aber bald gewann die jungtschechische Minierarbeit auch Einfluß auf die junge tschechische Sozialdemokratie. Als die tschechischen Delegierten im April 1874 vom geheimen Kongreß der österreichischen Sozialdemokratie in Neudörfel (Ungarn) zurückkehrten, empfing sie Mißstimmung in den eigenen Reihen wegen der zentralistischen Konstruktion der Partei, durch die das gehaßte Wien zum Mittelpunkt der Bewegung geworden war. Die Propaganda des

Staatsrechtes begann ihre Wirkung auch im proletarischen Lager zu üben. Der tschechische Arbeiter verlangte die nationale Föderalisierung der Partei . . .

Die tschechische Geschichte liebt besonders zwei Tage im Jahre zur Entfaltung ihrer Tätigkeit: Den Tag des heiligen Nepomuk im Frühling und den Tag des zum Heiligen verkörnten Königs von Böhmen, Wenzel, im Herbst. Auch die Geschichte der tschechischen Sozialdemokratie hielt an dieser merkwürdigen Tradition fest. Am Wenzelstage des Jahres 1876, am 28. September, fanden sich in dem Extrazimmer eines Kleinseitner Wirtshauses — Susanne Čáp hieß die Wirtin — neunzehn tschechische Sozialdemokraten, hiervon elf Metallarbeiter, zu einer geheimen Sitzung zusammen. Als Pecka in dieser ersten größeren Prager Zusammenkunft von Arbeiterdelegierten das Referat über die Organisation der tschechischen Arbeiterpresse beendet hatte, trat ein Polizeikommissär in den Raum, zehn Polizisten folgten ihm. Elf Hüter der damaligen Gesellschaftsordnung verhafteten neunzehn Männer, die sich als Feinde dieser Gesellschaft organisiert hatten, aber der Polizeidirektor ließ sie wieder frei. Er hatte Angst.

Es dauerte immerhin noch eine Weile, bevor die Loslösung der tschechischen Sozialdemokraten von der Wiener Mutterpartei vollendete Tatsache geworden war. Die Trennung mußte aber vorgenommen werden, schon „im Hinblick darauf, daß die Zugehörigkeit zur österreichischen Sozialdemokratie aus nationalen Gründen der sozialdemokratischen Agitation unter dem tschechischen Volke schadete“ (Tobolka). Eine etwas lebhaftere Strömung kam in die tschechische Bewegung, die auf böhmischem Boden zunächst wenig

Fortschritte machte, durch den Eintritt von Studenten-Proletariern, an deren Spitze Heinrich Seidel stand, ein Böhmerwäldler, der Sohn eines finanziell ruinerten Notars. Unter dem Pseudonym „Vittore Avanti“ war Seidel häufig in der tschechischen Arbeiterzeitung „Budoucnost“ („Die Zukunft“) zu finden. Zu Beginn des Jahres 1878 wurde der sich vollziehenden Loslösung von der österreichisch-deutschen Partei auch äußerlich dadurch Ausdruck gegeben, daß das Parteiblatt seinen Untertitel „Organ der sozialdemokratischen Partei“ in „Zentralorgan der tschechoslavischen sozialdemokratischen Partei in Österreich“ abänderte. Im Frühjahr schon, am 7. April, fand der erste „Kongreß“ der tschechischen Sozialdemokraten statt: Vierzehn Tschechen waren im Wirtshaus „Unter den grünen Kastanien“ beim Margaretenkloster vor den Mauern Prags zusammengekommen, elf Arbeiter und drei Studenten. Sie täuschten Kartenspiel vor, um vor der lauernden Polizei harmlos zu erscheinen. Hier wie dort ging's um Könige. Merkwürdig: Auf dem Weißen Berge bei Prag, wo die tschechische Freiheit zweieinhalb Jahrhunderte vorher begraben worden war, stand die Wiege der tschechischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Sie entstand sichtlich aus einer Bewegung der Jugend; einundzwanzig Jahre zählte der jüngste, zweiunddreißig Jahre der älteste Kongreßteilnehmer. Mißtrauisch, furchtsam hielten sich die Alten fern. Auf dem Programm dieser Jünger Marx' stand die Erlangung des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker . . .

Der Kampf Bismarcks gegen die Sozialisten griff auch auf Österreich über. Bekennermut war notwendig, um Sozialdemokrat zu sein. Böhmens Behörden strafften unnachsichtlich. Beim Prager Landesgericht

wurden in sechs Jahren (1878—1884) siebenhundertneunundzwanzig Sozialisten wegen ihrer Auflehnung gegen die Vorrechte des Reichtums und der Geburt beschuldigt, dreihundertvierundzwanzig angeklagt, zweihundertneunundvierzig verurteilt. Die freiere Luft Wiens veranlaßte schließlich die tschechischen Sozialdemokraten, ihre Parteileitung nach der Reichshauptstadt zu verlegen. Aber die neue Umgebung brachte auch neue Einflüsse — der Anarchismus des Buchbinders Johann Most aus Augsburg gewann in Österreich Anhänger und bedrohte Einheit der Auffassung und Einheitlichkeit der Organisation. Auch Tschechen huldigten der neuen Mostschen Propaganda der Tat. Zum zweiten Male flüchteten die tschechischen Sozialdemokraten. Waren sie von Prag nach Wien der Abwehrbewegung von rechts ausgewichen, von Wien nach Brünn im ruhigen Mähren flüchteten sie vor den Angriffen, die von links her erfolgten. Die Sozialdemokraten beider Nationen wieder zur Ruhe zu bringen, sie voll zu Marx und Engels zu bekehren und die anarchistische Ideensaat zu beseitigen, war das Streben eines jungen „studierten“ Sozialdemokraten, der schon damals, erst achtundzwanzigjährig, Beziehungen zu den Großen unter den deutschen Sozialisten besaß — des Pragers Karl Johann Kautsky. Die erste Spaltung in der tschechischen Sozialdemokratie war eingetreten; in Wien blieben die tschechischen Sozialdemokraten Mostscher Couleur, in Brünn war der gemäßigte Flügel, den die Wiener Radikalen als „Wassersuppen“-Sozialisten höhnten.

Gegen die Propagatoren der Tat schritt die Regierung am 30. Januar mit der Verhängung des Ausnahmezustandes ein, der auf Wien, Korneuburg und Wiener-Neustadt begrenzt war, tatsächlich aber überall dort galt, wo eine Bewegung unter den Arbeitern

zu verspüren war. Willkürlich, blind, bürokratisch verfolgte die Polizei, gleichgültig, ob es sich um Anarchisten oder Gemäßigte handelte, — unbesonnen, verständnislos, ja, voll Zynismus sahen die Minister zu und beschlossen in ihrem Räte, nach berühmtem Berliner Muster, dem Parlamente ein Sozialistenverfolgungsgesetz zugehen zu lassen, das durch Terror Freiheitsdrang brechen sollte. Kein Kanzler, kein Ministerpräsident fand sich an diesem neuen Wendepunkt in Österreichs Geschichte, der vor des Kaisers Thron wie Goethes Kanzler in der Kaiserlichen Pfalz die Erwägung angestellt haben würde:

„Die höchste Tugend, wie ein Heiligenschein,  
Umgißt des Kaisers Haupt, nur er allein  
Vermag sie gültig auszuüben:  
Gerechtigkeit! — Was alle Menschen lieben,  
Was alle fordern, wünschen, schwer entbehren,  
Es liegt an ihm, dem Volk es zu gewähren.  
Doch ach! Was hilft dem Menschengestirb Verstand,  
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,  
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wütet  
Und Übel sich in Übeln überbrütet!“

Es war Österreichs Schicksal, seine Völker nicht regieren zu können. 1886 gab der Kaiser dem „Anarchistengesetz“ seine Sanktion. Der Gewaltansage antwortete Verstärkung der zentrifugalen Kräfte, die schon in allen Ländern des Reiches wirksam waren. Die Unterschrift Franz Josefs unter das arbeiterfeindliche Gesetz beschleunigte die Einigung unter der österreichischen Arbeiterschaft aller Nationen. Am Neujahrstag 1889 hatten sich in Hainfeld unter der Führung Dr. Viktor Adlers die Proletarier aller österreichischen Länder die Hände gereicht. Der Kaiser hatte einen neuen Feind, dem Zentralismus erwuchs ein neues Hindernis, im Zersetzungsprozeß des Reiches,

in dem schon Nationen gegen Nationen, Religionen gegen Religionen, Kasten gegen Kasten tobten, entstanden neue Gegner, Klassen gegen Klassen.

Fünf Jahre lang tobte ministerielle, bürokratische Willkür. Despotismus, gemildert durch Schlamperei, hatte sie Viktor Adler beim ersten internationalen sozialistischen Kongreß in Paris genannt. Die konfiszierende Wut der Behörden erweckte aber den Eindruck, als ob nichts faul wäre im Staate, und sie zeugte den Fehler, vor dem Macchiavelli seinen Fürsten gewarnt hatte, bei Meeresstille nicht an den Sturm zu denken.

Als am Morgen des 2. Oktober 1891 der Hofzug Kaiser Franz Josefs von Prag nach dem Norden Böhmens fuhr, war im Morgengrauen vor dem Zuge eine Eisenbahnbrücke in die Luft geflogen. Bestürzt, nicht über die Gefahr, der er entgangen, sondern über die Warnung, die er empfangen, fragte der Kaiser den begleitenden Statthalter von Böhmen: „Was sollte das sein? . . . Meine Völker? . . . Der Statthalter wußte keine Antwort, er murmelte etwas von Verblendung. Der Generaladjutant, Freiherr von Bolfras, blickte schweigend zu Boden.

Kaiser, Statthalter und Reich gehörten schon der Geschichte an, als man erfuhr, daß vier radikale Sozialisten, Brunclík, Šulz, Žofka und Schmidt, drei Tschechen und ein Deutscher, mit Dynamit für die Freiheit des Arbeiters demonstriert und gegen die Bedrückung protestiert hatten. Der Zweck war erreicht, die Willkür im Polizeistaat ließ nach. Nietzsche behielt recht: „Der Anarchismus ist bloß ein Agitationsmittel des Sozialismus; mit ihm erregt er Furcht, mit Furcht beginnt er zu faszinieren und zu terrorisieren; vor allem — er zieht die Mutigen, die Gewagten auf seine Seite, selbst noch im Geistigsten.“

Die „maskierte Art des Willens zur Macht“ war nun bei Bürgern und Arbeitern in gleicher Weise als Wille zur Freiheit erstanden. Die romantische Auffassung von den Wegen zur Freiheit, die eine Begleiterscheinung der Propaganda jeder Freiheitsidee ist und bleibt, leitete die letzte Epoche im Dasein Österreichs ein, sie führte zum ersten großen Revolutionsprozeß der Tschechen, der ihre Bürger und Arbeiter als „subversive Elemente“, wie sie im österreichischen Amtsjargon hießen, vor die Schranken des Ausnahmegerichtes brachte.

## GERICHTET

Der 16. August 1893.

Ein schwüler Augustabend beginnt sein grünblaues Licht über die hundert Türme Prags zu senken. Die letzte Erinnerung an den scheidenden Tag steht noch in orangefarbenen Strahlen hinter den Spitzen des Domes zu Sankt Veit, indes sich in den Wassern des trüb dahinschleichenden Stromes schon die Gasflammen der Ufer widerspiegeln. In den Gassen der Stadt werden die Rolladen der Geschäfte mit ruhebringendem Lärm herabgelassen. Es ist die Zeit, wo der Bürger nach des Tages Müh und Hitze zum Bier geht, das in den zahlreichen Gärten hell und dunkel ausgeschenkt wird. Viel Volk sammelt sich in den Braugärten am Wenzelsplatze. Alte Weiber verkaufen aus großen Handkörben Radieschen, die so schön in den böhmischen Farben rot und weiß glänzen. Andere bieten verzuckerte Früchte, auf lange Holzstäbchen gespießt, für einen Kreuzer die kleinen, für zwei Kreuzer größere Früchte, an junge Männer feil, die mit ihren Liebsten in der finsternen Gartenecke sitzen, wohin der Schein der Laterne kaum mehr fällt. Irgendwo

fiedelt jemand ein munteres Lied und einige Zecher singen übermütig mit. Die Romantik einer Stadt, deren Darstellung vielleicht nur einer nicht als kitschig empfindet, dem ein Prag, ein Nürnberg, Konstantinopel, Venedig zum Erlebnis geworden ist.

In den still und finster liegenden Nachbargarten eines großen Brauhauses auf dem Wenzelsplatze schleichen fünf junge Burschen. In einer Laube, die voll Gerümpel ist, öffnet einer einen Kleiderschrank und entnimmt ihm geheimnisvoll einen Hektograph-Apparat. Bald ist er in Bewegung gesetzt und liefert bedruckte Zettel. Die Geheimdruckerei der fünf Burschen arbeitet:

„Třes se, tyrane rakouský!  
Roztrháme tě na kousky . . . !“  
(Österreichs Tyrann, erschrick!  
Wir reißen dich in tausend Stück . . . !“)

Ein anderer Zettel:

„Hus slovem,  
Žižka palcátem,  
Havlíček vzdorem,  
A my — činem . . .“  
(„Hus durch das Wort,  
Žižka durch den Morgenstern,  
Havlíček durch den Trotz,  
Wir — durch die Tat . . .“)

Als die Arbeit beendet ist, stiehlt sich ein Bursch nach dem anderen durch den dunklen Garten und Vorhof wieder fort.

Am gleichen Tage war das Exekutivkomitee der jungtschechischen Partei zusammengetreten und hatte — Ironie des Schicksals — gegen den Abgeordneten Professor Masaryk Stellung genommen, der die radikale Haltung seiner — der jungtschechischen — Partei mißbilligt hatte. Zwischen Masaryk und Dr. Julius Grégr war es zu jenem offenen Konflikt gekommen,

seitdem die Äußerung des Statthalters Grafen Thun über den tschechischen Radikalismus allgemein bekanntgeworden war. Innerlich mit den Jungtschechen, denen er mit Überzeugung nie voll angehört hatte, ganz zerfallen, vollzog Masaryk nach der Entscheidung des Exekutivkomitees auch die äußere Trennung. Er verließ die Partei, deren Entwicklung er, anders politisch und soziologisch erzogen, herangereift und überzeugt, nicht mehr mitmachen konnte. Eine tiefe Kluft tat sich auf, die sich nie mehr schloß.

Der 17. August 1893.

Wieder ist der Abend schwül. Aber es ist lebendiger in den Gassen und auf den Plätzen. Mit klingendem Spiel ziehen die Kapellen der in Prag lagernden Infanterie-Regimenter auf, morgen ist Kaisers Geburtstag, heute ist Zapfenstreich.

Von überallher, aus den Vorstädten und aus der nächsten Umgebung der Stadt strömt das Volk, sieht die Fahnen, die schwarz-gelb, reichsfarben, von den Flaggenstangen der Regierungsgebäude wehen und irgend jemand fragt plötzlich: „Ist nicht rot-weiß Böhmens Farbe? Schwarz ist die Trauer und gelb ist der Haß! . . .“

Die Frage schwirrt weiter und als auf dem großen Altstädter Ringe, dessen Türme schon so viel Schicksal sahen, die Trommeln der Regimenter den Generalmarsch rühren und Hörner und Trompeten pflichtgemäß das „Gott erhalte unsern Kaiser“ blasen — da zischt es auf unter den Tausenden auf dem Platze von Jahrhundertlang verhaltener Wut:

„Nieder mit dem Kaiser!“

Und hunderte, tausende Zettel fliegen über den weiten Platz. Auf ihnen steht geschrieben:

„Třes se, tyrane rakouský!  
Roztrháme tě na kousky . . . !“



Mit klingendem Spiel ziehen die Bataillone ab. Ihnen folgt schreiend eine unübersehbare Menschenmenge. Steine fliegen, Scheiben klirren. Wo die Farben schwarz-gelb wehen und wo ein deutsches Haus steht, schwillt das Getöse ohrenbetäubend an. Erst spät wird's still über der Stadt.

Der 18. August 1893.

Kaisers Geburtstag. Die Prager Garnison ist in Bereitschaft, um Kaiser und Reich gegen das Volk von Prag zu schützen, und Polizei patrouilliert auf Straßen und Plätzen. Die Stadt ist ruhig, ihr Antlitz lächelt. Nur draußen in der Vorstadt hängen an den Ästen der Eichen und Linden die Wappenbilder Österreich-Ungarns — die Doppeladler mit einem Strick um den Hals.

Fieberhaft arbeitet die Polizei. Der von der Universität wegen seiner politischen Gesinnung relegierte Student Lorenc, ehemaliger Redakteur der Zeitschrift „Omladina“ („Die Verjüngung“) flieht über die Grenze, der junge Jurist Dr. Alois Rašín läßt sein „Tschechisches Staatsrecht“ erscheinen, das beschlagnahmt wird, in den Wohnungen der Mitarbeiter der „Pokrokové listy“ — der Zeitschrift der staatsrechtlichen Jugend — hält die Polizei scharfe Umschau, sie beschlagnahmt die Presse, aber die Gefängnisse sind noch leer, bis . . . .

Bis eines Abends in das düstere Gebäude der Prager Polizeidirektion ein krummer, verwachsener Zwerg schleicht, vorsichtig, sehr vorsichtig, um von niemand gesehen zu werden. Ein junger, ehrgeiziger Kommissär, Olič, erwartet ihn in seinem Amtszimmer. Scheu blickt der Zwerg um sich, bis Olič ihn zum Sitzen einlädt: „Setzen Sie sich, Herr Mrva, und erzählen Sie!“

Rudolf Mrva erzählt. Der Kommissär Olič schreibt eifrig und viel. Es ist schon sehr spät geworden, als sich Mrva, scheu wie er gekommen, aus dem Hauptquartier der Polizei in seine Wohnung hinter den Brückentürmen auf der Kleinseite trollt. Mrva, der Zwerg, „Rigoletto von Toscana“ wie er sich nannte — wie würde er berühmt werden — so dachte er.

Im Morgengrauen des 14. September heften Polizisten, die Soldaten mit Feldzeichen und aufgepflanztem Bajonett begleiten, die Kundmachung des österreichischen Gesamtministeriums an die Straßenecken Prags, durch die über Böhmens Hauptstadt der Ausnahmezustand verhängt wird. Kurz vorher war in einem der vornehmsten Gasthöfe eine Kaiserstatue unter Hohnliedern gestürzt worden. Mit Kerker und Pulver versuchte man ein abfallbereites Volk, das Schach dem Kaiser, weil er der König nicht war, angesagt hatte, zur Liebe zu zwingen.

Rasch füllten sich jetzt die Untersuchungsgefängnisse. Die um die „Omladina“, die „Omladinisten“, die Verjünger, kamen hinter Schloß und Riegel. Sokol, Rašín, Hajn, Škába, Truhlář, Modráček und viele andere, siebenundsiebzig im ganzen. Sie harrten mutig des Prozesses, der mit ihnen einem ganzen Volk gemacht werden sollte.

Ironisch und sarkastisch klangen die Gassenhauer:

„Im Kerker auf der Neustadt  
Gibt's allerhand Gelichter;  
Beim Dieb und beim Zigeuner  
Sitzt Journalist und Dichter . . .!“

Das Jahr neigt dem Ende zu. Morgen ist schon Heiliger Abend. Die Weihnachtsstimmung will in der Stadt nicht recht aufkommen. Gelangweilt stehen die Verkäufer in den Jahrmarktbuden der Kleinseitner Brückengasse. Kaum hört ein Häufchen Neugieriger

dem Marktgeschrei eines Ausrufers zu, eilt schon ein Polizist herbei, um zu sehen, warum die Leute die Köpfe zusammenstecken.

Zwei Burschen bemerkt er nicht, die scheu jeder Ansammlung ausweichen und rasch in einem der alten Häuser verschwinden. Die schönen Giebelbauten haben schon die Schweden vor der alten Brücke gesehen, als ihre Generale Königsmark und Wittemberg knapp vor dem Ende, das man in Münster und Osna-brück dem dreißigjährigen Morden setzte, auch die Prager Neustadt plündern wollten. Im ersten Stock des Hauses an einer Wohnungstür, auf der ein vergilbter Zettel mit der Aufschrift „Anna Kerauš“ hängt, klopfen die beiden. Leise fragt eine Stimme von drinnen:

„Losungswort?“

„Zelená sedmal“ (Der Grünsiebner!)

Jetzt erst läßt der furchtsame Handschuhmacher Mrva, der hier bei seiner Pflegemutter wohnt, seine Kameraden Ottokar Doležal und Franz Dragoun zu sich ein. Sie treten ins Zimmer, in dem Mrva mit dem Aufputzen des Weihnachtsbaumes beschäftigt ist. Dann spielen die drei Mariage. Mrva verliert drei Kreuzer, wird mißmutig, gibt das Spiel auf und steigt auf den Tisch. Während er vergoldete Nüsse und Äpfel auf den Baum hängt, summt er mit tonloser Stimme ein Lied:

„Kto za pravdu horí . . . .“

Es war das sehnstüchtige Freiheitslied der Kroaten, in dem Verrätern an der Freiheit der Tod geweissagt wird.

Da packt Doležal den Dragoun am Arm:

„Jetzt — oder du hast es mit mir zu tun!“

Dragoun reißt Mrva vom Tisch, drückt ihm seine Finger in den Hals, daß der zu Tode Erschrockene zu

Boden fällt und nach Luft schnappt. Eine Sekunde noch und Doležal rennt dem Zwerg den scharfgeschliffenen Dolch in die Brust. Ein Blutstrom springt hervor — „Rigoletto von Toscana“ war erledigt. Am Fenstervorhänge wischen sich Dragoun und Doležal das Blut von den Händen, dann verlassen sie die Wohnung. Auf der Karlsbrücke läßt Doležal den Dolch in die Moldau gleiten, die Scheide hatte er oben in der Wohnung liegenlassen.

Um halb sechs abends war's geschehen, um acht Uhr stand der Oberkommissär Olič an der Leiche Mrvas, seines Vertrauten. Als der Morgen anbrach und die Menschen die letzten Vorbereitungen trafen, um am Abend den Heiland zu empfangen, führte man zwei bleiche Burschen, die Verrat gerächt hatten, in das dunkle Tor des Polizeigefängnisses.

Am 15. Januar 1894 standen siebenundsiebzig Tschechen, wegen Hochverrat, Majestätsbeleidigung, öffentlicher Gewalttätigkeit, Störung der öffentlichen Ruhe und Geheimbündelei angeklagt, vor ihren sechs Ausnahmsrichtern. Der alte finstere Schwurgerichtssaal im Prager Strafgericht war zu klein, um Angeklagte, sieben Verteidiger (unter ihnen der jungtschechische Abgeordnete Dr. Stranský aus Brünn und der Advokat Dr. Baxa) und die Vertrauensmänner der Angeklagten zu fassen.

Siebenunddreißig Tage dauert der Prozeß, Sturm-szenen spielen sich ab. Meisterhaft, wie die Intellektuellen unter den Siebenundsiebzig, Rašin, Sokol, Škába und Hajn, alle Register der Volksleidenschaft zu ziehen verstehen; bewunderungswürdig, wie diese Siebenundsiebzig vor ihren Richtern, die die Bajonette der Justizwache in den Gerichtssaal zu Hilfe rufen müssen, in keinem Augenblick zusammenknicken, sondern Westen und Röcke aufreißen und die nackte

Brust mit dem Rufe: „Hier! Durchbohret!“ hinhalten, wohl wissend freilich, daß keiner der Gendarmen stechen würde; glänzend die Regie, unter der die sieben Verteidiger am gleichen Tage die Verteidigung zurücklegen, die Angeklagten auf jede Verteidigung verzichten und den Saal verlassen, so daß der Gerichtshof schließlich vor leeren Bänken verhandelt. In Abwesenheit der Angeklagten und der Verteidiger verkündet der Vorsitzende des Senates auch das Urteil. Von den siebenundsiebzig wurden acht des Hochverrates schuldig erkannt, einundsechzig geringerer Vergehen wegen verurteilt, acht durften in die Freiheit.

Aufrecht, ungebrochen gingen die anderen in den Kerker und stolz wiederholte der fünfundzwanzig Jahre alte Advokaturskandidat Dr. Rašín nochmals sein Geständnis: „Es gab eine studentische und es gab eine Arbeiter-Omladina. Ich werde es mir immer als großes Verdienst anrechnen, eine solche Partei der tschechischen Jugend ins Leben gerufen zu haben!“

## GERETTET

Die Tore ins Gefängnis, welche die Verurteilten durchschritten, lagen auf dem Wege zur Freiheit. Dieses halbe Jahrhundert tschechischer vorrevolutionärer Epoche enthielt schon alles, was sich in den noch folgenden zwanzig Jahren vor Erreichung des erträumten Staatsrechtes, das in seinem Kern nie etwas anderes bedeutet hatte, als den Willen zum eigenen Staat, noch wiederholen sollte.

Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts stand Österreich dort, wo Rom zur Zeit der Gracchen, Frankreich unter der Regierung des Königs Johann und England unter Karl I. hielt. Die Herrscher und

ihre Regierungen waren nicht mehr fähig, eine feste, kraftvolle Politik zu machen. Bald verhaftet die Regierung die Opposition, bald setzt sie sie wieder in Freiheit. „Alle vorrevolutionären Regierungen zeigen die Symptome, welche einer Art Anämie sehr ähneln. Unfähigkeit, Unentschlossenheit, Ohnmacht, Schwerfälligkeit, leichtfertige Sorglosigkeit auf der einen Seite, Entsittlichung und Schlawheit auf der anderen“ (Sorokin).

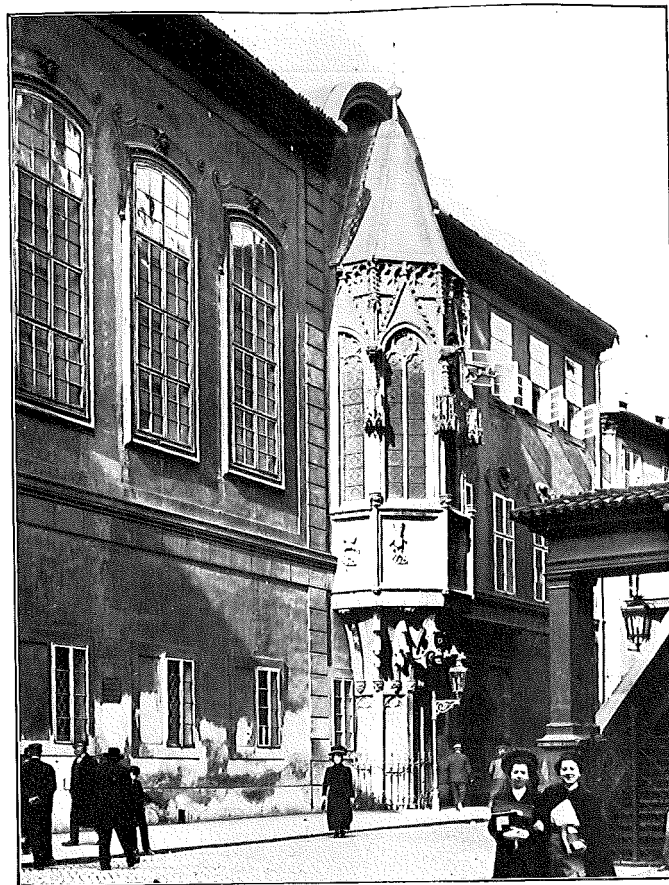
Österreich war nicht mehr zu halten. Redlich, der Biograph Kaiser Franz Josefs, erzählt von den pessimistischen Anschauungen des Kaisers in dessen letzten Lebensjahren über den nationalen Frieden. „Er war längst davon überzeugt, daß zur befriedigenden Lösung des Nationalitätenproblems in seinem Reiche solche Männer nicht vorhanden, geeignete Mittel nicht gegeben seien. Aus diesem Grunde wandte er keine Mühe mehr in dieser Richtung auf.“ Auch ein dauerhafter Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen lag außerhalb des Glaubens des Kaisers. „Franz Josef, wenn er je einen solchen Glauben besessen, hatte ihn längst nicht mehr. Schon damals ging in parlamentarischen Kreisen das Wort um: der Kaiser fürchte einen solchen Ausgleich mehr als daß er ihn wünsche, denn, so habe seine Tochter Erzherzogin Marie Valerie gesagt, „wenn sich Deutsche und Tschechen verständigen, dann wird's wohl wie in Ungarn werden und der Kaiser verliert auch dort seine Macht.“ Aber als Ernest von Koerber, Österreichs intellektuellster Ministerpräsident des zwanzigsten Jahrhunderts, seine Demission gibt, liegt der Grund doch wieder darin, daß der damalige Führer der Tschechen Dr. Kramář seinem alten Freunde, Baron Gautsch, erklärt hatte, die Tschechen würden ihre Obstruktion aufgeben, falls dieser an Stelle Koerbers eine neue Regierung

bilden wollte. Also hatte Franz Josef doch manchmal eine leise Hoffnung auf Frieden mit Prag?

Die Tragödie hatte noch ein retardierendes Moment, als sich Wien entschloß, im Jahre 1907 das langumkämpfte allgemeine Wahlrecht einzuführen. Aber schon der erste neue Reichsrat, der deutlich die Erstarkung der Opposition bewies, zeigte, daß Österreichs langsames Sterben noch andere Gründe habe als die Zentrifugalkraft seiner Nationen. Am Balkan stiegen Feuerzeichen auf, die in Wien nicht verstanden wurden. Für den neuen Nagel, den Baron Lexa Aehrenthal, k. u. k. Außenminister, durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina zu dem Sarge der Monarchie geschmiedet hatte, erhielt er den Grafentitel.

Langsam zog es sich in und an den Grenzen zusammen. Warnend erschien zuletzt — am 12. Dezember 1912 — in Wien beim Nachfolger Aehrenthals, dem Grafen Berchtold, der mittlerweile wieder im österreichischen Parlamente als Führer der tschechischen Realisten eingezogene Abgeordnete Thomas Masaryk. Er kam aus Belgrad vom serbischen Ministerpräsidenten Pasič, den er dreimal nacheinander, zuerst über Anregung des Herausgebers der „Neuen Freien Presse“, Benedikt, besucht hatte, und brachte das Anerbieten des serbischen Premiers, zu Verhandlungen über die Besserungen der Beziehungen zwischen der Donaumonarchie und dem kleinen Serbien nach Wien reisen zu wollen. Graf Berchtold lehnte ab und mit diesem Bescheid ging Masaryk, nachdem er sich mit dem Wiener Korrespondenten der „Times“, Wickham Steed, beraten hatte, wieder zu Pasič.

Das Spiel war vorüber. Ein Krieg setzte den Schlußpunkt hinter längst Beschlossenes.



Deutsche Baukunst in Prag:  
Gotische Erkerkapelle an der ältesten deutschen Universität

# EIN MANN

Ducent fata volentem, nolentem trahunt.

Seneca.

## DER WACHSENDE

**B**öhmen ist ein Land, der Anmut und des Liebreizes voll. Die sanften Wellen der Hügel, die nur an den Grenzen zu schützenden Bergen werden, lösen in farbenfreudigem Wechsel fruchtschwere Ebenen ab, die weder die Eintönigkeit Norddeutschlands noch jene der Tiefebene Ungarns tragen. Grün durchläuft hier alle seine Nuancen, vom tief-satten Ton des Tannenwaldes bis hinauf zur jugendlichen Helle blumiger Auen, zwischen die in buntem Gemisch, nahe aneinander geschmiegt, die gelbweißen Rechtecke slawischer schindelgedeckter Bauerngehöfte verstreut liegen, die von traulichen, quadratischen, rotbedachten Fachwerkbauten abgelöst werden, wenn die böhmische Erde von deutschen Bauern bebaut wird. Ein heitres Völkchen wohnt in diesen Tälern und auf diesen Hügeln, gleich liederfroh, ob es auf dem angestammten Boden um die slawische Dorflinde oder um die germanische Dorfeiche seine Reigen tanzt. Spitze Mai-bäume ragen da und dort in die Höhe und im Blühen der Natur singen alle ihr hohes Lied. „Kde domov můj?“ — „Wo ist meine Heimat?“ fragen in ihrem Nationalgesang die Tschechen und antworten voll Naturliebe: „Dort, wo die Wasser aus den Felsen rauschen, dort ist das herrliche Land, Böhmen, mein Heimatland . . .“

Nicht überall war die allgütige Mutter so freigiebig. Es gibt auch harten, trotzigigen Boden im tschechischen Lande, mit harten, trotzigigen, tiefersten

Menschen. In schwerer Arbeit ringen sie um die Frucht des Feldes, stiefmütterlicher bedacht als der Bauer der Ebene. Sie säen unter dem Winde, der auf den Hochflächen weht, wo kein Fluß die natürlichen Wege zu dem Getriebe der Ebene mit ihren Errungenschaften von Kultur und Technik bahnt, sie legen den Samen nicht in die schwarze Erde, die den Elblauf begleitet oder den der Moldau, sondern sie kämpfen um die Frucht auf den Hochflächen, wohin Bahnen, Industrie und all das, was sie mit sich bringen, noch nicht vorgedrungen sind. In diesen abgeschiedenen Gegenden schafft mit konservativ-nationalem Geiste, an späten Winterabenden von den Helden alttschechischer Sage erzählend, dem Katholizismus und Johann von Nepomuk tiefergeben, ein weltenfernes, weltenfremdes Landvolk . . . .

Kozlan heißt der Geburtsort Eduard Beneš's. Zwei Ziegen sind von altersher das Wappen dieses reizlosen Fleckens, der waldlos, wasserlos, unromantisch im Superlativ, in einer flachen Mulde liegt. Kühl ist hier die Natur, kein freundlicher Tann umsäumt die holprige Straße, die von der königlichen Stadt Rakonitz zu dem geschichtslosen Kralowitz führt; verwundert sehen die Dorfbewohner dem Kraftwagen nach, der in diesen Gegenden ein seltenes Verkehrsmittel ist und gehen dann kopfschüttelnd in das Kirchlein ein, aus dem ihnen noch heute wichtigstes Wissen kommt. Kozlan — wer im Böhmerland weiß, wo es liegt? Kunsthistoriker haben vielleicht einmal gehört, daß in der einfachen Laurentiuskirche der landesberühmte Brandl Altarbilder gemalt hat. Geschichtsschreiber suchten in der Nähe die kahlen Mauern Angerbachs, der königlichen Burg des luxemburgischen Karl oder die Ruinen des rotbedachten

Krakowetz dem verpfändeten böhmischen Kronlehen, wo Heinrich von Lažan einem Magister namens Johann Hus letzte Unterkunft auf böhmischen Boden bot, bevor er nach Konstanz zum Feuertode ging. Sonst weiß man nichts von Kozlan.

Das hochgelegene Land ist arm, Kleinbauern bebauen es. Noch in nicht ferner Zeit waren sie den großen Herren hörig, die im weiten Umkreise auf ihren Burgen saßen. Gegen Ost und Süd war Grund und Boden den Fürstenbergen auf Pürglitz zu eigen, gegen Norden saßen die Grafen Nostitz auf ihren Höfen und etwas weiter nach dem Westen hin waren die Metterniche Herren über Boden und Bauern. Was den Bauern blieb, war karg. Kein Wunder, daß viele ihr Glück im fremden Lande suchten — im Wunderland Amerika, nach dem das Großwirthshaus im Städtchen seinen Namen trägt.

Die Beneš's sind nicht aus Kozlan. Eine Wegstunde weiter, in Schlowitz, saßen sie, Bauern seit eh' und je, auf freiem Boden.

Eine weitverzweigte Familie, so daß es in Schlowitz fast nur Beneš's gibt. Drei Großhöfe ernährten den Stamm, bis einmal, in den sechziger Jahren, ein Beneš zum zweiten Male freite und die Stiefmutter den Kindern aus der ersten Ehe keine Mutter wurde. Da gab's einen jungen Burschen, Matthias Beneš, für den im väterlichen Hause kein Platz mehr übrigblieb. Was blieb ihm übrig, als in die Welt hinauszugehen? Er kam nur eine Stunde weit. In Kozlan kehrte der Einundzwanzigjährige beim Onkel ein, kam eben recht, um bei seiner Base Anna einen Freier anzustechen, der aus dem nahen deutschen Dorfe auf Brautschau gekommen war. Mit der Braut bekam er Haus, Hof und Feld und blieb in Kozlan. Das wurden

nun die Beneš's von Kozlan. Zehn Kinder entsprossen der Ehe, acht blieben am Leben, das jüngste darunter, der 1884 geborene Eduard.

Er weiß nicht viel von seiner jüngsten Jugend. Er sah einen strengen, ernsten Vater, Bauersmann von altem Schrot und Korn, der schwer ums Brot kämpfen mußte, der zu Hause schwieg und im Wirtshaus nur zuhörte. Der wurde bitterböse auf den kleinen Eduard, wenn er nicht rechtzeitig zum gemeinsamen Familiengebete erschien, wenn er während der Fasten die Litaneien nicht richtig aufsagte, oder Sonntag in die Kirche zu spät kam, aber er schlug nicht — das besorgte die Mutter. Zum Tollen mit den anderen Buben war nicht viel Zeit, der Junge mußte aufs Feld, Unkraut jäten oder Garben binden. Für den kleinen Buben war's schon ein Fest, wenn er auch zur Kirchweih nach Schlowitz durfte, wo der blinde Großvater zu Hause war. Küßte er dem alten Mann nicht gleich die Hand, so konnte der Greis recht schimpfen über die unerzogene Jugend. Und war er brav gewesen, so nahm ihn Vater Mathias auf den Wagen nach Pilsen zum Markte mit, wohin er die Produkte der Kozlaner Felder verfrachtete. Sonst gab's nicht viel zu erleben. Von der Stadt hörte man selten. Nur dann, wenn der große Bruder Wenzel aus Prag, wo er zum Lehrer ausgebildet wurde, auf die Ferien heimkam, erzählte er bei Tisch oder abends vor dem Muttergottesbild einige Brocken über die Welt außerhalb Kozlans.

Es war nicht viel, aber von den Plänen der „Omladina“ und von den neuen Ideen des Sozialismus klingt in den Reden des jungen Lehramtskandidaten, der — wenn es dem väterlichen Wunsche nachgegangen wäre — hätte geistlicher Herr werden müssen, manches mit, um sich im Kopfe des horchen-

den Eduard festzusetzen. Kein Wunder dann, daß man in der Familie Beneš nicht fürstenfreundlich war. Der Großgrundbesitz der deutschen Fürstenberge drückte stark auf die kleinen Bauern, so stark, daß noch der erwachsene Eduard Beneš, als er mit seiner jungen Gattin entlang dem Zaune des Pürglitzer Wildparkes geht, sprechen kann: „Käme ich einmal zur Macht, dann würde ich den Bodenbesitz wieder dem Volke geben . . . .“

Die Schule war eine kleine Landschule, in der die Kinder vor allem vom Herrn Pfarrer gelehrt wurden. Gingen sie zur Beichte, so weinten sie über ihre Sünden und der Pfarrer drohte mit dem Finger und den Gefahren des Fegefeuers. So ging's bis zum zwölften Lebensjahre und damit alles fester saß, wurde die fünfte Klasse doppelt gemacht.

Man schrieb 1897. Ein wildes Jahr auf den Prager Gassen. Es war der alte Kampf zwischen den beiden Völkern, die beide in Böhmen und in Prag ihre Hauptstadt hatten. Aber im slawischen Prag, dem deutsche Gotik den Stempel deutscher Herkunft aufdrückt, in dieser wundervollen Stadt, in der die alten Steine Geschichtsstunden abhalten, von deutschen Königen erzählen und von deutschen Kaufleuten und deutschen Baumeistern, in diesem Prag wollte man keine Deutschen. Im Jahre 1897 und im Jahre 1918 und so fort bis auf den heutigen Tag.

In den Ferien 1897 kam wieder Bruder Wenzel heim und im dreiköpfigen Familienrat — Vater, Sohn und Mutter — ward beschlossen, daß der Jüngste im Herbst mit seinem Bruder Vojta nach Prag ziehen solle. Man dachte an ein technisches Studium, er sollte in die Realschule kommen. Daraus wurde nichts — der junge Kozlaner bestand zwar die Aufnahmeprüfung ausgezeichnet, aber die Schule war überfüllt.



So kam der Realist der Zukunft in das humanistische Gymnasium in Prag (Weinberge).

Der Übergang aus dem ländlichen ins städtische Milieu wirkte sich bei dem Primaner in einer plötzlich einsetzenden Lesewut aus — tschechische Geschichte und Bücher über sie in allen Varianten wurden die Lieblingslektüre. Zum ersten Male meldet sich in dem jungen Burschen ein Nationalgefühl, das ein gewisses Temperament wachruft. Zwar hatte er im Heimatdorf bei Raufereien mit den Buben aus dem deutschen Nachbarort gerne mitgeholfen, aber damals wird es dem Dreikäsehoch wohl gleichgültig gewesen sein, ob er sich mit deutschen oder tschechischen Buben balgte. Auch in der Anhänglichkeit zur katholischen Kirche, in den religiösen Überzeugungen wird der Sekundaner und Tertianer wankend. Er kümmert sich wenig um die Schule, bleibt aber noch immer Vorzugsschüler. Mit seinen Mitschülern verträgt er sich schlecht: Entweder kümmert er sich überhaupt nicht um sie — es wäre denn, daß er ihnen Nachhilfestunden gibt, um sich seinen Monatsbrauch, der dreizehn Gulden beträgt, zu sichern (die Nachschübe von Kozlan wurden kleiner und kleiner, bis schließlich der alte Beneš das für seine noch nicht erwerbsfähigen Kinder bestimmte Vermögen unter sie aufteilt) — oder er rauft mit den Jungen, zum Beispiel wegen der ersten Maifeier. Sogar von dem Professor Masaryk wußte der Obergymnasiast schon einiges. Später sagt er über sich selber: „Im Charakter war ich wenig empfindsam, zum Klügeln, zum Rationalismus, ja sogar zum Materialismus geneigt, hatte infolge der antiklerikalen Selbsterziehung einen Widerwillen gegen die Religion, die materiellen Verhältnisse während der Studien trieben mich zum Sozialismus. Es gab bei mir viele Dispositionen, die

mich zum Widerspruche gegen die Ideen und den Einfluß Masaryks aufreizten. Ich empfand oft eine instinktive Abneigung gegen das, was er behauptete.“

Im Obergymnasium mehren sich die Konflikte mit den Professoren, in der Sexta ist Beneš nicht mehr Vorzugsschüler — es droht sogar ein Durchfall. Latein arbeitet er mit verbotenen Übersetzungen unter der Schulbank, gegen den Professor der tschechischen Sprache Flajšhans ist er störrisch, den Katacheten Kocmich ärgert er durch höhnische Zwischenrufe, hält überhaupt Religion für eine überlebte Angelegenheit. Die Sittennote kommt ernstlich in Gefahr, denn Gymnasialprofessoren verstehen bekanntlich in solchen Dingen keinen Spaß. Das jugendliche Temperament hatte ein Ventil auch im Fußballspiel gesucht; schon seit der Tertia spielte der junge Gymnasiast auf dem linken Flügel der „Slavia“, bis in einem Wettspiel mit dem Žižkover Klub „Union“ ein Schienbein dran glauben mußte. Ohnmächtig wird er vom Platze getragen. Als er erwacht, ist seine erste Frage: „Haben wir gewonnen?“ Sechs Wochen Spital vergrößerten neuerlich politische und philosophische Belesenheit. Der Beinbruch förderte aber nicht nur dieses Ziel, sondern war späterhin für den Militärpflichtigen erwünschtes Mittel zum Zweck, die Pflicht zu umgehen.

Als er Septimaner wird, glaubt er, auch seine Beziehungen zum anderen Geschlecht der Zeit entsprechend regeln zu müssen: Durch drei Wochen besucht er draußen in der Vorstadt einen Tanzkurs, gibt aber dann den Versuch, der Erotik ein Interesse abzugewinnen, auf. Er fand keine Tanzstundenliebe, seine trockene Art, fremd jeder Geselligkeit, ohne galanten Unterton, wirkte auf die sechzehnjährigen Mädchen ebensowenig anziehend, wie er am Tändeln mit Backfischen einen Reiz fand. Er geht heim und

beginnt die Übersetzung von Zolas „L'assomoir“, dessen antialkoholische, nüchterne, naturalistische Tendenz ihn anregt. Natürlich arbeitet er nicht bloß um der Arbeit willen, sondern auch die Aussicht auf ein Honorar läßt ihm die Übersetzung zweckmäßiger erscheinen als den für ihn kostspieligen, unfruchtbaren Tanzstundenbesuch.

Als Eduard Beneš am 9. Juli 1904 seine Reifeprüfung am Weinberger Gymnasium ablegte, erhielt er ein Zeugnis eines Durchschnittsschülers: Kein „Vorzüglich“ und kein „Genügend“, das sittliche Betragen war gerade noch befriedigend.

#### MATURITÄTS-ZEUGNIS

Beneš Eduard, geboren am 28. Mai 1884 zu Kozlan in Böhmen, katholisch, hat in den Jahren 1896/97 bis 1903/4 dem Gymnasialstudium am k. k. tschechischen Gymnasium auf den Königlichen Weinbergen oblegen, woselbst er dieses auch beendet und sich der Reifeprüfung vor der unterfertigten Prüfungskommission erstmalig unterzogen hat.

Auf Grund dieser Prüfung erhielt er dieses Zeugnis:

Sittliches Betragen: Befriedigend.

Leistung in den einzelnen Lehrgegenständen:

Religion: Lobenswert.

Latein: Gut.

Griechisch: Gut.

Tschechisch: Gut.

Geschichte und Geographie: Lobenswert (durchschnittlich).

Mathematik: Gut.

Physik: Lobenswert (durchschnittlich).

Naturlehre: Gut.

Philosophische Propädeutik: Gut.

Turnen: Lobenswert.

Deutsche Sprache: Gut.

Französische Sprache: Gut.

(Nicht obligat.)

Stenographie: Lobenswert.

(II. Abtlg. Nicht obligat.)

Da der Geprüfte den gesetzlichen Vorschriften entsprochen hat, wird ihm hiermit das Zeugnis der Reife zum Besuche an einer Universität ausgestellt.

Königliche Weinberge, 9. Juli 1904.

Dr. Franz Krsek,

k. k. Landeschulinspektor, Vors. der Prüfungskommission.

Mitglieder der Prüfungskommission:

Dr. Josef Bernhard, Gymnasialdirektor.

Martin Kocmich für Religion.

Franz Hrdlička für Latein.

Dr. Jos. Bernhard für Griechisch.

Dr. Wenzel Flajšhans für Tschechisch.

Vavř. Jos. Dušek für Geschichte und Geographie.

Wenzel Spergel für Mathematik und Physik.

Dr. Em. Peroutka für philosophische Propädeutik.

Anton Chmelík für Deutsch.

Am Ende der Gymnasialzeit steht ein junger neunzehnjähriger Mensch vor uns, der sich selber also schildert: In religiöser Hinsicht ein antiklerikaler Rationalist, in der Philosophie dem Materialismus ergeben, politisch und sozial ein Marxist.

Aber doch ein unfertiger Mensch. Dem jungen Autodidakten fehlte die Methodik der Vorbereitung. Er war voll Ideen, kein Feuerkopf, im Wachsen begriffen und noch nicht erwachsen, belesen, ja überlesen, aber nicht selbständig, noch nicht auf jenem Punkte, wo der junge Mensch die Wandlung vom Belanglosen zum Bedeutsamen durchzumachen pflegt. Kein dringender Ehrgeiz, keine merkliche Spur von nationaler Betätigung, kaum ein aktuell-politisches Interesse, keine erotischen Abenteuer, keine großen Freundschaften, ja nicht einmal ein großer Bekanntenkreis.

Als der Sommer 1904 vorbei war, bezog der junge Student die Hochschule. Dem Vorbilde seiner Brüder treu, dachte auch er daran, „Kantor“ zu werden, — Kantor, so nennen die Tschechen die Lehrer an den Volks- und Mittelschulen. Er inskribierte an der philosophischen Fakultät der tschechischen Universität, jener Universität, welche der luxemburgische Karl, als er, des Deutschen Reiches Kaiser, in Prag residierte, als deutsche Hochschule begründet hat und die die älteste deutsche Universität, alma mater Pragensis, ist. Tschechisch wurde sie erst, als der Magister Johannes Hus das Volk von Prag gegen die deutschen Studenten aufzuwiegeln begann und Professoren samt Studenten deutscher Nation aus der feindlich gewordenen Stadt auszogen, um auf deutschem Boden eine neue Universität zu gründen: Leipzig.

An dieser philosophischen Fakultät studierte Beneš das für einen angehenden Mittelschulprofessor damals Zweckmäßigste, nämlich germanische und romanische Philologie. Der Germanist der Universität, Professor Kraus, war der erste, von dem der schon Zwanzigjährige einigermaßen über deutsche Literatur belehrt wurde. Grammatik zu hören, sagte ihm wenig zu: er lernte davon nur gerade das, was er für die Staatsprüfungen zu brauchen glaubte. Masaryks lebendige Vorlesungen zogen ihn mehr an, aber er empfand schon damals, daß ihm Masaryks oft nicht ganz klare philosophische Sätze nicht voll befriedigen konnten. Die Persönlichkeit des Philosophen wirkte anziehend, die Darstellung des Humanitätsideals durch ihn, seine Einstellung zur Metaphysik wirkte auf das junge Fühlen der Studenten abstoßend und sie gingen zu Masaryks Gegner, Professor Krejčí, dem Philosophen des Positivismus, um Argumente gegen Masaryk heranzuholen. Auch die Auffassung vom Wesen der tsche-

chischen Geschichte, wie sie Masaryk auf der Lehrkanzel hatte, entsprach nicht den Empfindungen Beneš's. In ihr war der religiöse Gedanke zu stark unterstrichen, während bei Pekař, dem tschechischen Historiker, der Sinn der tschechischen Geschichte viel mehr im Kampf gegen die Deutschen bestand, das religiöse Moment aber vollkommen nebensächlich behandelt wurde — Gedankengänge, die schon wegen ihres stärkeren heldischen Einschlages der Jugend, aber auch dem seine Altersgenossen an kritischer Einstellung weit überragenden Beneš näherlagen, weil sie in seine antiklerikalen Ideen, die mit Religion nichts zu schaffen haben wollten, besser hineinpaßten. So wurde er auch mit dem Werke des Franzosen Denis bekannt, der die tschechische Nation durch die Niederschrift ihrer Geschichte, deren Sinn er gleichfalls im Kampfe gegen die Deutschen sah, den Franzosen näherzubringen versucht hatte. Die Empfindungen gegen die Religion veranlaßten also den jungen Universitätshörer Beneš zunächst nicht nur zu einer instinktiven Abwehr der philosophisch-national-religiösen Lehrmeinungen Masaryks, sondern sie lenkten ihn auch in das Gebiet von Auffassungen, die den Sinn der Geschichte der Tschechen vor allem in der Gegnerschaft gegen den deutschen Nachbar fanden. Still, ohne eine äußere Spur zu hinterlassen, verankerten sich neue Eindrücke, neue Gefühle in dem noch unverbrauchten Hirn und Herz eines jungen Menschen.

Um die Wende des Jahres 1904 waren bewegte Zeiten. Es trug sich so viel zu, daß auch ein junger Mensch, der vorher dem Geschehen fremd gegenübergestanden sein mochte, bald empfinden mußte, wie stark die Spannungen waren. Alle großen Probleme, die ein Jahrzehnt später eine Welt zum Kreißen

brachten, waren schon im Mittelpunkt nationaler und internationaler Aussprache. Deutsche und Tschechen lagen wie immer in scharfer Fehde miteinander. Im Jahre 1900 war in Österreich ein Ministerpräsident, Dr. Ernest von Körber, ans Ruder gekommen, dessen Hand die Tschechen, vor allem die Jungtschechen, um so schwerer fühlten, als sie gerade vorher, am Ausgang der neunziger Jahre, in Wien gewisse Erfolge errungen hatten, die sie dem Ministerpräsidenten Grafen Casimir Badeni, einem polnischen Aristokraten, dankten. Nicht durch Gesetz, sondern durch bloße Verordnung war eine Regelung der Sprachenfrage in Böhmen und Mähren versucht worden, durch die die Deutschen tiefbetroffen waren. Damals begann sich seit 1848 zum ersten Male wieder stärker die gefühlsmäßige Einstellung der Deutschen in Österreichs Norden zum habsburgischen Wien zu ändern. Aus dieser Zeit stammen die Verse, die seither oft und oft in Böhmens deutschem Gebiet gesprochen wurden:

„Wir schielen nicht, wir schauen,  
wir schauen unverwandt,  
wir schauen voll Vertrauen  
ins deutsche Vaterland!“

Als der polnische Graf fiel, fielen die Erfolge der Tschechen mit ihm. Erst als Innenminister, dann als Ministerpräsident beseitigte der impulsive Körber die letzten Reste Badenischer Sprachenverordnungen. Tiefer Groll in Prag war die Folge, und der neue Gewährsmann der Tschechen im Rate der Krone, Professor Dr. Anton Rezek, brachte als Landsmannminister nur seinen persönlichen Einfluß und keine tschechischen Stimmen für die Körbersche Regierung. Am Silvestertag 1904 fiel Körber über dasselbe Problem, das schon so viele österreichische Minister-

präsidenten den Kopf gekostet hatte. Nachdem die Tschechen versprochen hatten, ihre parlamentarische Obstruktion aufzugeben, wenn Körber verschwinden würde, zögerte der alte Herr von Schönbrunn nicht, seinen Kabinettschef fallenzulassen. Wie er das tat, war bezeichnend für Haus Habsburgs Undank, den Nationen und Menschen so oft kennenlernen mußten: Als am Silvestertage um drei Uhr nachmittags Körber dem Ministerrate vorgesehen hatte und dann aus dem großen, dunkelblauen Saale heraustrat, stand im Vorraum vor ihm Baron Paul Gautsch:

„Ich habe die Ehre, mich über Auftrag Seiner Majestät des Kaisers als Euer Exzellenz Nachfolger vorzustellen!“

Wortlos reichte Körber dem Baron die Hand und ging. Der Kaiser hatte diesen Weg gewählt, um Körber seine Ungnade fühlen zu lassen. Am nächsten Tage schon tröstete den scheidenden Ministerpräsidenten eine Depesche aus Berlin: Während ihn sein kaiserlicher Herr wie einen Hausknecht davonschickte, sprach Kaiser Wilhelm telegraphisch sein tiefes Bedauern über den Abgang des österreichischen Premiers aus. Habsburg und Hohenzollern waren wieder einmal nicht einer Meinung. Der deutsche Kaiser hielt sich für befugt, einem kaiserlich-königlich erledigten Ministerpräsidenten gegenüber in dieser ungewöhnlichen Form die Politik seines österreichischen Thronkollegen zu rügen. Einmischung in innere österreichische Verhältnisse — urteilten die Tschechen und drohten mit parlamentarischer Interpellation.

Aber nicht nur das Drama Österreich stand an diesem Jahreswechsel zur Diskussion. Auf dem großen Welttheater endete tragisch das Vorspiel zu einer Auseinandersetzung, die gleich zwei Großprobleme der kommenden Zeit betraf. Als in der

Neujahrsnacht 1905 im Fernen Osten der unglückliche Kommandant der Festung Port Arthur, General Stöbel, auf den Forts die weiße Fahne vor seinem Bezwinger, General Nogi, hochgehen ließ, hatte die gelbe Rasse den ersten entscheidenden Sieg über die weiße errungen. Der Kampf ist noch nicht ausgetragen. Mit der Niederlage Rußlands im Kriege gegen Japan hat aber auch der Zarismus seinen ersten großen Schlag erhalten, der der ganzen Welt der Slawen so bewußt wurde, daß sie zu einem Teil von jenem Augenblicke an zu Rußland eine kritischere Stellung einzunehmen begann. Der Panslawismus fing an, an seiner dogmatischen Geltung zu verlieren. Auch die Tschechen, für die bisher Rußland der Orient, aus dem das Licht kommen sollte, gewesen war, begannen sich in noch gläubige Dogmatiker und in Zweifler zu teilen. Der Unterschied zwischen Ost- und Westslawen, der sich gewaltig in Werten und Ordnungen auswirkt, wurde fühlbar. Mächtiger in Religionen und Gewalten lebt der Osten, stärker in Geschichte und Kunst steht der Westen da.

Diese Zweiteilung kam auch auf einem Gebiete zum Ausdruck, dessen Erörterung in der tschechischen Öffentlichkeit möglichst vermieden wird. Die Einstellung der Tschechen zum Juden wurde um die Jahrhundertwende besonders deutlich, weil der Widerchein der russischen Pogrome auch in der tschechischen Kulturgeschichte sichtbar wurde. Jude und Deutscher — das galt den Tschechen gleich. Land- und Stadtjuden bedienten sich der deutschen Sprache, sie besuchten fast ausschließlich deutsche Schulen, sie waren die Herren in Finanzen und Handel, sie waren kaisertreu; was in Prag als deutsch galt, war auch zu einem großen Teile jüdisch — Gründe genug, um auf den Straßen, wenn sie vom Sturm gegen Wien

durchtobt wurden, die Rufe laut werden zu lassen „Nieder mit den Deutschen und nieder mit den Juden!“

Da geschah dieses: Tief hatte sich im Volke der Aberglaube an den Ritualmord eingewurzelt, seitdem ein südböhmisches Gericht einen armen jüdischen Handwerker, Leopold Hilsner, zum Tode durch den Strang verurteilt hatte. Der verwachsene Jude war beschuldigt worden, vor dem jüdischen Osterfeste ein junges christliches Mädchen ermordet zu haben, um deren Blut zum Backen ungesäuerten Brotes zu verwenden. Der Kaiser gab Gnade, und das Oberste Gericht verwandelte Freiheit durch Tod zu lebenslanglichem Kerker, aus dem erst die Revolution des Jahres 1918 einen halb Wahnsinnigen befreite. Der starb bald darauf. Jahrelang aber stritt man über Recht und Unrecht dieses Urteils. Einsam kämpfte einer gegen den Wahn und gegen den aus ihm erwachsenen Antisemitismus an und schuf sich zahllose Feinde: Professor Masaryk. Auf der anderen Seite stand, Masaryk wütend bekämpfend, ein Advokat, ein Anwalt des Rechtes, der Dr. Baxa hieß. Er hatte die überwältigende Mehrheit des Volkes hinter sich. Die Laune des Schicksals wollte es, daß dieser Dr. Baxa als Primator, als Oberbürgermeister von Prag, dem Präsidenten Masaryk entgegenging, als er Jahre später im freien Prag einzog. Herben, Masaryks Biograph, sagt abschließend und charakterisierend zu diesem traurigen Kapitel des Rassenproblems: „Masaryk war der einsamste Mann in der tschechischen Öffentlichkeit geworden. Die Hilsneriade entfremdete ihm auch einige Freunde aus dem ohnehin nicht zahlreichen Kreis der alten Realisten. Die einen waren versteckte Antisemiten (wie das bei uns der Fall zu sein pflegt), den anderen ging das Auftreten Masaryks aus ästhetischen Gründen wider den Geschmack . . . Verließ er damals

nicht im ersten Zorn sein Vaterland, so verhinderte das nur seine Gattin.“

Mit tiefster Bitternis schreibt Masaryk selber über den tschechischen Antisemitismus, als noch im Jahre 1914 das Blatt der Jungtschechen, die „Národní Listy“, von jüdischem Gelde spricht, das ihn, Masaryk, zu seinem Auftreten gegen Aberglauben und Antisemitismus in seinem Volke bewogen haben soll. Dreihunderttausend Gulden sollen es gewesen sein: „An die Kämpfe wegen meines Auftretens im Prozesse Hilsner entsinne ich mich ungern, ja mit innerem Widerwillen, weil sie grob, ja barbarisch waren. Damals unterwarf sich nicht nur die Studentenschaft, sondern auch die Universität dem kulturlosen Druck der antisemitischen Straße . . . Ich sehe noch die entsetzten Gesichter meiner verschiedenen Bekannten; ich erinnere mich, wie sie mir auswichen, wie sie mir den antisemitischen Klerikalismus ‚erklärten‘ — Erinnerungen, die mich noch heute drücken und die Seele ermüden . . . Ich habe verschiedene Kämpfe durchgemacht, aber der Kampf gegen den Antisemitismus kostete mich die größten Mühen und die meiste Zeit, am meisten verstandesmäßige Anspannung und gefühlsmäßige Erregung . . . So waren damals die Verhältnisse in Böhmen, daß ich für meine Arbeit nur Hilfe bei deutschen Freunden suchte: nicht in Prag, sondern in Wien und im Auslande. Und wirklich, es kam aus Deutschland bescheidene Hilfe . . . Auch diese Erinnerungen sind bitter.“

Wie schwer enttäuscht über den sich breitmachenden Antisemitismus mußte Masaryk gewesen sein, wenn er sich damals, in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, auch gegen den adelig gewordenen Dr. Rieger wandte: „Nicht nur einmal, Herr Baron, kam es vor, daß Sie gegen die Kirche und für die

Juden sprachen, daß Sie die Juden für Ihre Partei und die Nation gewinnen wollten. Später und rasch genug haben Sie sich den entgegengesetzten Verhältnissen angepaßt. Sie ergaben sich dem Adel und dem Katholizismus, Sie schworen die Demokratie ab, verteidigten Rom und den Klerikalismus und hetzen im Geiste des populären Antisemitismus gegen die Juden.“

Aus einem solchen Verhalten des Volkes und seiner Intelligenz auf dessen Bewußtsein zu schließen, zur Erfüllung des Humanitätsideals berufen zu sein, war schwer. Offen und verhüllt schrieb die tschechische Presse Prags gegen die Juden, die als Germanisatoren bezeichnet wurden. Die Verhetzung ging aber so weit, daß sie sich gegen alle Juden ohne Unterschied der Nation richtete. Als ein Baron Rothschild in Paris starb, schrieben die tschechischen Klerikalen: „Man rennt heutzutage gegen das Kapital Sturm, nur das Vermögen der jüdischen Granden läßt man in Frieden. Achtzigtausend Juden beherrschen ein ganzes Drittel des französischen Nationalvermögens.“

Alle diese geistigen und ungeistigen Probleme, die auf die Entwicklung der Tschechen ihre Wirkung übten, verhinderten nicht, ja, förderten sogar den traditionellen Kampf, der sich wieder in ihrer Mitte zwischen Altgewordenen, jetzt Jungtschechen, und Jungen, Realisten, um die Führerschaft abspielte. Sie förderten den Streit, weil sie bei Alten und Jungen verschiedene Einstellung zu den Ereignissen hervorriefen. Hielten die Alten unentwegt an Rußland fest, glaubten die Jungen doch auch an eine mögliche Erneuerung des Slawentums vom Westen her; fand man in den Reihen der Jungtschechen die meisten Antisemiten, so entstanden unter den Realisten die Gegner des Rassenhasses; blickte Dr. Kramář jetzt etwas

freundlicher nach dem kaiserlichen Wien, um so ablehnender verhielt sich Professor Masaryk. Voll Schärfe treten beide einander schon damals gegenüber, und in einem Briefe an Kramář schreibt Masaryk: „Sie haben Angst um Österreich! Ich nicht! Palacký sagte: Wir waren vor Österreich und wir werden auch nach ihm sein. War das bei Palacký nur eine Phrase, so wünsche ich, daß es Wirklichkeit werde. Es gibt auch solche Wirklichkeiten!“

Und voll prophetischem Hohn schreibt jemand im „Čas“, dem Organ des neuerwachenden Masarykschen Realismus und Gegenpol der jungtschechischen „Národní Listy“, diese Dr. Kramář gewidmeten Verse:

„Unselige Wetterfahne, in den Wind gereckt,  
Noch hat zwar der Rost dich nicht befleckt —  
Doch das als Großtat preisen, wäre Hohn!  
Du kannst zwar prunken an dem Flaggenholz,  
Hoch oben, als der weisen Ratsherrn Stolz  
In Tabor oder in Semil —; aber der Nation  
Voranzuleuchten durch alles Ungemach  
In Frost und Hitze — dazu bist du zu schwach,  
Unselige Wetterfahne auf dem Dach!“

## DER LERNENDE

So sah es in Böhmen aus, als der junge Beneš die Hochschule bezog und sich in das politische Leben einzufühlen begann. Er pflegte auch auf der Universität keinen großen Verkehr. Sein Intimus war von früher her ein junger, kränklicher Mann, Krystinek, der in der Familie Masaryk verkehrte und auch am „Čas“ mitarbeitete. Durch ihn hat Masaryk den Namen Beneš kennengelernt und durch ihn empfahl Masaryk dem jungen Studenten, bald Prag zu verlassen und sich an der Sorbonne in Paris einen weiteren

Horizont anzueignen. Krystinek starb früh. Im Französischen war Beneš so weit, daß er den Vorlesungen an der berühmten Pariser Hochschule immerhin schon folgen konnte. Er hatte zu jenen zwölf bevorzugten Gymnasiasten gehört, die an den Prager tschechischen Mittelschulen zusammengesucht wurden, um in einem Sonderkursus am akademischen Gymnasium in der französischen Sprache eine besondere Ausbildung zu genießen. Während er schon fließend Französisch sprach, mußte er zum Deutschsprechen alle mühsam erworbenen Brocken zusammensuchen. So blieb es fast bis heute.

Ereignislos verliefen die Ferien nach den ersten beiden Hochschulsemestern. Er verbrachte sie bei seinem Bruder in Weltesch, einem reizlosen Dorfe unweit von Prag. Dort begrub er, Zola lesend, zwischen den Kornfeldern, die hier auf goldgelbem Boden stehen, seine erste Jugend, um die er nie weinte, weil er sie nie recht gekannt hatte. Den Frühreifen zog es aus der Heimat hinaus in ein Land, von dem er, der Nichtträumer, schon immer geträumt hatte, dessen Sprache ihm wohlklingender schien als die seiner Mutter, dessen Denker ihn mächtiger anzogen als die seines Volkes und dessen Schicksal er später mit dem seiner Heimat aufs engste verband.

Als der August 1905 verstrichen war, fuhr ein Student, der außer dem heimatlichen Bauerndorf, der Bierstadt Pilsen und dem hunderttürmigen Prag nichts kannte, mit einer Anweisung auf unentgeltliche Inskription an der Sorbonne, die er sich bei der Prager Alliance Française beschafft hatte, über die böhmische Grenze, durch das mächtige Deutschland, über den Rhein, nach Frankreich hinein. Würde es ihm das werden, was „Der Rembrandtdeutsche“ im schönen Reime erschöpfend sagt:

Bon Pays  
Bel Pays  
Doux Pays de France —  
Pays de Foi  
Pays d'Amour  
Pays d'Espérance.

Ein junger Mensch mit sechzig Kronen in der Tasche, über dem das Fluten einer Weltstadt zusammenschlug, hatte sich in einem neuen Leben zu rechtzufinden. Was würde ihn zuerst gefangen nehmen? Die Kunde von den vier Weltteilen war ihm aus Büchern gekommen. Nun sollte er aber die Probe der Wirklichkeit bestehen, ein Volk verstehen zu lernen, das er schon vorher geliebt hatte. Ein Volk, dessen beide Seelen, die Klassik und die Romantik, ihm innerlich immer fremd blieben. Was konnte dem Nüchternen, der den berausenden Duft der Boulevards und der Cafés nicht atmen wollte, das Quartier Latin bedeuten? Wie konnte der Schwerblütige den leichten Lebensfluß empfinden lernen? Auch der Ausgleich mit Frankreich als erstgeborener Tochter der römisch-katholischen Kirche, mit dem Lande, wo, wie sonst nirgend, Lehramt und Hierarchie dem Individualismus und der Revolution gegenüberstehen, konnte dem jungen Zweifler an der Sendung Roms nicht gelingen. Daß Wort, Meißel und Pinsel aller Großen der Grande Nation zur Verherrlichung der Heiligen Johanna beigetragen haben, konnte der junge Sozialist und Antiklerikale viel weniger begreifen, als er vielleicht später, in reifer gewordener Zeit, den Entzauberer Bernard Shaw verstand, der den Schleier vom Götzenbild von Orleans riß. Shaw war ihm ja kein Fremder; seine „Englischen Fabier“ hatte Beneš übersetzt. Oder sollte sich der Einundzwanzigjährige vor Notre Dame schon zu den Empfindungen des gri-

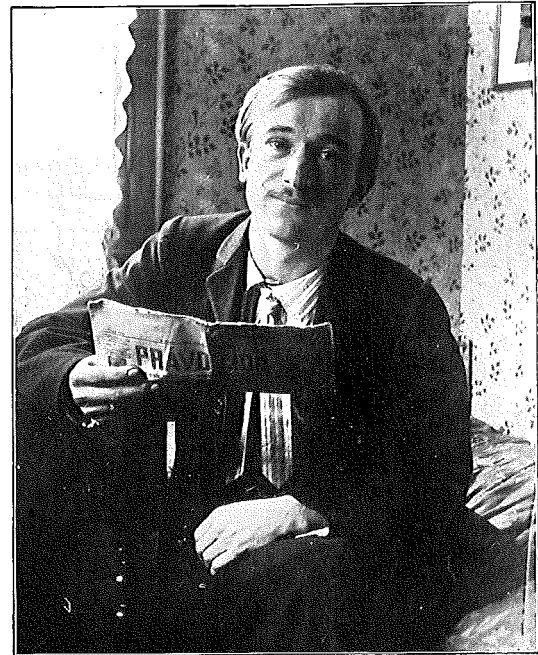
sen Rodin emporringen können, der in der Gotik der Kathedralen die Geschichte Frankreichs abrollen sieht: „Unsere Ahnen haben hier ihr Meisterwerk vollbracht; damals war das Genie der Rasse zu einer Allmacht emporgestiegen, wie sie Griechenland in seiner Apotheose besessen hat.“ Nichts von all dem focht Beneš an. Er setzte in Paris fort, wo er in Prag stehengeblieben war. Sein Interesse galt soziologischer Wissenschaft und sozialistischer Politik, die in ihrer damals noch unverbrauchten, oppositionellen Kraft jungen Temperamenten am meisten zusagen mußte . . .

In einem unmöblierten Zimmer in der rue Tournefort, fünf Minuten entfernt vom Panthéon, hatte sich Beneš einquartiert. Er hatte zwar mit dem „Právo Lidu“, dem Organ der tschechischen Sozialdemokraten, und mit der „Vlná myšlenka“ („Freier Gedanke“) vereinbart, die Pariser Berichterstattung zu übernehmen, aber er schickte zunächst keine Artikel. Er liest und liest, lernt Italienisch und hungert auch ein wenig. Dem Bruder Vojta schreibt er nach Hause: „Es ist hier sehr teuer, man lebt schwer und bei uns werden kärgliche Honorare gezahlt. Daheim könnte ich auskommen, aber hier fällt es mir nicht leicht. Ich glaube aber, daß es gehen wird. Für mehr als ein Jahr ist jetzt vorgesorgt, etwas habe ich noch beim Wenzel (dem Bruder), also — es wird schon gehen.“ Natürlich muß er bescheiden leben. Er wäscht zu Allerheiligen den Fußboden seines Zimmers und macht vor Weihnachten die übliche große Räumerei. Die kahlen Wände stören ihn und deshalb schreibt er wieder dem Bruder nach Prag, er möchte ihm doch einige billige Bilder, Drucke, schicken. „Ich will mir mit französischen Nacktbildern nicht das Haus anfüllen!“ Wie muß man sich in der Heimat freuen, daß der Sohn in der Fremde so sittsam geblieben war.



Sein Bekanntenkreis erweitert sich rasch. Natürlich lernt er zunächst seine Landsleute kennen, die gleich ihm schon in jener Zeit, wo Paris von Prag noch sehr weit war, an die Sorbonne gekommen waren. Auch fünf Tschechinnen waren da, darunter Fräulein Olič, die Tochter des Prager Polizeikommissärs, der sich seine Sporen zehn Jahre zuvor bei den ersten Erhebungen im Prozeß der „Omladina“ verdient hatte. Mit der Studentin knüpft der junge Mann freundschaftliche Beziehungen an, sie reden miteinander von Prag und gemeinsamen Bekannten, von den Kämpfen, die gerade um das Wahlrecht toben, und in einem nüchternen Menschen, der jedes Gefühl zu dämpfen versteht, siegt doch einmal die unbesiegbare Jugend. Er gesteht es sich nie ein, aber als ihm zum Christkind eine freundliche Hand eine goldene Nadel schenkt, streicht er glücklich über sie hin und gedenkt des Mädchens, das die Weihnachtsferien daheim verbringen darf, mit Wehmut und Heimweh. Er verbeißt das Gefühl, schreibt trocken dem Bruder von dem Geschenk, und von ihr fügt er hinzu, „sie wolle sich dafür einsetzen, daß ihm nichts passiere, wenn er einmal der Polizei in die Hände fallen würde . . .“ Nicht sie, sondern ihre beste Freundin Hanna wurde seine Lebensgefährtin.

Er begnügt sich aber nicht mit dem tschechischen Verkehr. Die rue Tournefort liegt mitten in der russischen Kolonie, die — man zählt das erste Jahr der russischen Revolution — sehr zahlreich ist. In der Nähe ist eine Bibliothek, in der fast ausschließlich russische Studenten verkehren. Da hört man vieles über Rußland und seine Revolution. Wie sie gemacht wird und wie sie nicht gemacht wird. Hier lernt auch Beneš einen neuen Freund kennen, den temperamentvollen russischen Tschechen Švihovský, der ihn in



Beneš als Student in Paris

seinen russischen Bekanntenkreis einführt. Der Mann, um einige Jahre älter als Beneš, verstand glänzend, Pläne zu improvisieren, hatte witzige Einfälle, konnte sich rasch begeistern, hatte also alle Eigenschaften eines angenehmen Gesellschafters. Beneš steht sofort unter seinem Einfluß. Er ändert sogar seinen Studienplan, will nicht nur romanische Philologie studieren, sondern „sich dem Studium der Weltliteratur vom philosophischen Gesichtspunkt, insbesondere aber der slawischen, das heißt der russischen Literatur ergeben“. Er will nach Erledigung seiner militärischen Dienstpflicht nach Rußland gehen, weil er glaubt, an den neuen Hochschulen im freier gewordenen Reich leicht eine Professur zu erlangen und auf diesem Umwege an die Prager Universität zu kommen. Kurzum, Švihovský ist rasch der erfahrenere ältere Freund, wie ihn junge Leute in diesem Alter immer haben. Pläne werden geschmiedet. Weil es Beneš peinlich empfindet, daß man in Frankreich von seinem Land und seinen Leuten nichts weiß, in Rußland sogar auf die Tschechen geringschätzig herabblickt, will er sofort beide Länder, Frankreich und Rußland, gemeinsam mit Švihovský über die Tschechen informieren, will über Havlíček, Neruda, Machar, heimische Geistesführer, schreiben. Es regt sich in ihm schon der Propagandist seines Volkes, der später die Hochschule für nationale Reklame bezieht. „Bei uns daheim erzählt man, wir seien das kulturellste slawische Volk. Zwei Monate lang suchte ich Anzeichen, um zu sehen, ob etwas aus unserer Kultur, unserer Geschichte, Literatur bekannt wäre. Ich fand gar nichts . . . Viel Illusionen habe ich da verloren!“

Der erste Versuch der Propaganda mißlingt. Als Prag von herbstlichen Straßenstürmen um das allgemeine Wahlrecht widerhallt und Tote als poli-

tische Märtyrer zu Grabe getragen werden, versuchen Švihovský und Beneš, Berichte in der französischen Presse unterzubringen. Das Resultat ist bitter, man verlangt Bezahlung von den armen Burschen. Wieder sind sie um eine Illusion ärmer und um eine Erfahrung reicher, Propaganda und Ruhm kosten Geld, Geld und wieder Geld. Wie das Kriegführen. Aber der Reklamegedanke ließ Beneš nicht mehr los. Vielleicht ließe sich die Propaganda durch ein Preßbüro, das sie gemeinsam errichten wollten, durchführen, meinte der ewig Pläne schmiedende Švihovský. Bald war es aber vorbei mit der intimen Freundschaft zwischen beiden, keiner wußte recht, warum. Der ernste Student paßte schließlich nicht mehr zu dem Paris in vollen Zügen genießenden Bohemien, dem die Gedanken ebenso rasch entwichen wie sie ihm kamen. Auch hatte Beneš, aus diesem Menschen, wie später aus vielen anderen, bald das ausgesogen, was er von ihm brauchte. Er hatte ihn für sich verbraucht. Eines Tages wußte der eine kaum mehr vom anderen . . .

Am einstigen Sitze des allerchristlichsten Königs tobte dazumal ein Kampf gegen den Bestand einer Gewalt im Staate, die noch nicht jedermann nach seiner Fassung selig werden ließ. Die Monarchisten Frankreichs, die Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten, waren verbunden in dem Wunsche, an der Kirche einen Rückhalt gegen den Block der Republikaner zu finden und stützten sie mit Mitteln, die erst durch den Zweck, die Allmacht des Papstes über die Allmacht des Staates zu setzen, geheiligt werden mußten. Die letzte große Offensive des antirepublikanischen Klerikalismus war die berühmte Dreyfusaffäre. Dieser Vorstoß, dem der antisemitische Charakter nicht fehlte, erweckte in unerwarteter Weise die

freiheitlichen Kräfte und entschied die erste Phase des großen Kulturkampfes zugunsten der Republik gegen die herrschsüchtige Kirche. Ein Gesetz verbot den Drahtziehern in diesem Kampfe, den Kongregationen, die Ausübung des Unterrichts in Frankreich; den Jesuiten und Assumptionisten war die Möglichkeit, im Wege der Erziehung gegen Staat und Freiheit zu wirken, genommen. Ein Nachkomme der Albigenenser, der heiligsten Ketzler, die jemals der Kirche Roms gefährlich geworden sind, zerriß als Ministerpräsident die Bande, die Napoleon I. so schwer mit dem Statthalter Christi geknüpft hatte; Emile Combes berief Frankreichs Vertreter beim Vatikan ab und traf Maßnahmen zur Beschlagnahme des kirchlichen Vermögens. Unter seinem Nachfolger Rouvier verschärften sich die Gegensätze, der Bürgerkrieg schien vor der Tür, bis unter dem Ministerpräsidenten Sarrien die vollständige Trennung des Staates von der Kirche von einem Manne besorgt wurde, der sich damit die ersten Lorbeeren um sein Vaterland erwarb: Aristide Briand.

An diesem Jahre währenden Ringen zwischen Papst und Republik, das, aus der Nähe besehen, grandios und grotesk zugleich wirken mußte, schien sich das Temperament des jungen Sorbonne-Hörers zu entzünden. Blieben ja auch andere nicht kühl über den Dingen, die den Bestand der Dritten Republik angingen. Emile Zola hatte schon früher in seinem „J'accuse“ in die angebliche Hochverratsaffäre des Kapitän Alfred Dreyfus eingegriffen und die monarchistischen und klerikalischen Hintergründe des Hohnurteils des vom Generalstab kommandierten Kriegsgerichts aufgedeckt. Clemenceau, Jaurès, Briand traten mit Zola in eine Reihe — die Front der Dreyfusarden war gebildet. Eduard Herriot, der Sohn

eines Regimentskommandanten und in streng militärischem Geiste erzogen, erzählt, wie er unter dem Eindruck der Zolaschen Wahrheiten und der Begeisterung Anatole Frances zu jenen überging, denen es unmöglich war, „unter der Vorgabe der Staatsraison jene unsaubere Verbindung von Antisemitismus, Klerikalismus, Habsucht und Hochmut zu ertragen. Die Verse des alten Régnier aus seiner zehnten Satire kamen mir unwillkürlich in den Sinn:

„... Ich sag' es nicht zum Hohn,  
Sie werden dumm und toll vor lauter Staatsraison.“

Der Niederschlag der intensiven Beschäftigung mit diesen Machtkämpfen sind die Artikel, die Beneš als Korrespondent des „Právo Lidu“ in Prag und später auch der gleichgerichteten „Rovnost“ in Brünn zu veröffentlichen begann. Im August 1905 war er nach Paris gekommen, aber erst nach sechs Monaten erschien die erste Arbeit im „Právo Lidu“. Sie war nicht signiert und trug die Unterschrift „Rom gegen Paris“. Papst Pius X. war das Ziel scharf-hämischer, ironischer Angriffe, weil er kurz zuvor in feierlicher Form das französische Gesetz über die Trennung des Staates von der Kirche als Gotteslästerung verflucht hatte. Aus seinen (Papst Pius') Worten leuchtet die alte, sattsam bekannte katholische Durchtriebenheit hervor, die brüllte, man raube ihnen die Freiheit, indes sie ihnen gerade durch ein neues Gesetz geschenkt wird . . . Sartos Enzyklika ist eine fürchterliche Anklage der verderbten modernen Gesellschaft von heute.“ Ist es politisches Empfinden, das schon aus den ersten literarischen Arbeiten hervorleuchtet, verrät das Toben gegen die Priester- und Militärkaste Frankreichs, das von Mal zu Mal in den Berichten wiederkehrt, gewisse Erregung, so fehlt doch in allen Berichten die

warme Anteilnahme, die Vermählung zwischen Verstand und Herz; nie spricht ein Gefühl, immer nur ein Kopf. Was man zu Unrecht dem großen Korsen vorwarf, Nüchternheit, Kälte, Niemalsträumerei, Festwollen — bei diesem Tschechen schienen sie beisammen zu sein. Nur einmal, als Beneš unter dem Pseudonym E. Ráz über die Pariser Ausstellung seines Landsmannes, des Bildhauers Bohumil Kafka, berichtet, und von der tschechischen Seele spricht, die sich in den Formen Kafkas spiegelt, bleibt er einen Augenblick lang sinnend stehen, deutet ganz leise sein Wissen um diese Seele an, „die grübelnd und empfindsam sei, der Träumerei hingegeben und der Freude an glücklichen Hoffnungen auf die Zukunft“. Kaum daß er solches gesagt, scheint er sich wieder zu fassen und lobt Kafka, der sich vom Symbolisten zum reinen Realisten emporgearbeitet habe. „Auch die Kunst soll uns ein Mittel sein zur Lösung der sozialen Not und der schändlichen Zustände in der Gesellschaft.“

Hier sagt er es deutlich: Kunst löst diesem Beschauer keine Lustempfindung aus. Er analysiert, Er überlegt. Er findet aber nicht den Selbstzweck der Kunst, er findet nicht ihre absolute Geltung, ihre zusammenhanglose Schönheit, sondern auf ihn wirkt sie als Mittel, als Propaganda. Echter Beneš! Aber fast würde man ihm auch den bedingungslosen Sozialrevolutionär glauben.

Den Sozialrevolutionär? Den Aufrührer? Nein. Die Gnade des großen Erlebnisses, das zu innerem oder äußerem Aufruhr befähigt, bleibt ihm vorenthalten. Er würde das Erlebnis analysieren, bevor es wahr würde. Kühle der Vernunft hält ihn ab, Trieben der Seele nachzugeben. Träumen ist nicht seine Sache. Erlebnislos verläuft bei ihm die Zeit, während der es in anderen stürmt und drängt. Überhaupt, wie ist es

anders bei anderen. Der blühenden Romantik des Heidelberger Schlosses und des Neckartales gibt sich bedenkenlos ein in Not aufwachsender Schneidermeistersohn hin, hat seine Jugendlieben, wird fahrender Gesell, der dem echten, rechten Leben schwere Erfahrungen abringt, und wird schließlich Fritz Ebert, der Sozialdemokrat. Von Gualtieri an den Ufern des Po zieht ein junger, italienischer Volksschullehrer alpenwärts, erfährt an der Grenze Italiens und der Schweiz aus dem „Secolo“, daß eben sein Vater ins Gefängnis gebracht wurde, hat nichts zu beißen und zu nagen, verdingt sich auf freiem eidgenössischen Boden, den er zum ersten Male betritt, für zweiunddreißig Rappen die Stunde als Handlanger und Maurergehilfe, stellt nach achtundvierzig Stunden fest, „daß das Recht immer auf Seite derer ist, die einen bezahlen“, und wird Benito Mussolini, der Sozialist. Kaum ein Monat war verflossen, daß Wladimir Iljtsch Uljanow das Gymnasium von Simbirsk verlassen hatte, als sein Bruder Alexander, ein Zarenattentäter, durch den Spruch des kaiserlichen Gerichtes mit einem Strick vom Leben zum Tode befördert wird. Da wird Wladimir Iljtsch mit achtzehn Jahren der Marxist Lenin.

Kein tiefes Erlebnis fällt in die Jugend Eduard Beneš's, der die Sozialdemokratie mehr erlernt als erfüllt hat. Die Jugend ist eine wie tausend und tausend andere, geradlinig, poesielos, gefahrlos, glutlos, blutlos. Deswegen weht aus dem, was er über Frankreichs Wandlung in die Heimat schreibt, trotz starker Worte nicht der heiße Atem des kompromißlosen Temperaments, nicht die Kraft eigenen Erlebens, tieferinnerster Überzeugung, aufrührenden Gedankengangs. Sein Stil bleibt trocken, uneitel, pädagogisch didaktisch. Schildert er das Leben eines tschechischen Studenten in Paris, so ist ihm begehrenswert das Le-

ben einer Pflicht, „beobachten, analysieren und überlegen zu können und zu wollen . . . damit nicht aus diesen Studenten die rückgratlosen Professoren, die armen Kanzleiproletarier oder bequemen Doktoren mit ihrer täglichen Kartenpartie entstehen“. Die Ausdrücke wiederholen sich in seinen Artikeln so oft wie in seinem Sprechen. Nie rauschen aus dieser Sprache glockentiefe Töne, wie er sie von dem vielbewunderten Jaurès hörte, sie kennt nicht die herbsüße Melodie, die Havlíček in der Heimat in sie zu legen wußte, noch hat sie die elegische Helle, mit der die großen Redner und Schreiber unter den deutschen Sozialdemokraten jener Zeit die Menge zu erregen verstanden. Die dämonische Kraft eines Bekenners und Überzeugers fehlt in Wort und Schrift. Er war eben kein Anführer, kein Vabanquespieler. Als es um die Führerschaft unter den französischen Sozialdemokraten geht, der revolutionäre Jules Guesde und der evolutionäre Jean Jaurès um die Zukunft streiten, entscheidet er sich unbedenklich für Jaurès . . .

Der Einfluß Švihovskýs auf den jungen Studenten, der in seinen Hoffnungen und in seinen Entschlüssen viel schwankender war als man aus der kalten Entschiedenheit seiner Ausdrucksweise schließen würde, machte sich noch eine Weile geltend. Das Studium der Romanistik, des Unterbaues für die lendenlahme Karriere von Gymnasialprofessoren, hatte er aufgegeben, weil er in der Slavistik seine Zukunft sah. Als aber die Beziehungen zu Švihovský erkalteten, fiel auch dieser Plan und in den Vordergrund trat die reine Politik mit ihren Hilfswissenschaften. An der Sorbonne wollte er das Doktorat der politischen Wissenschaften machen, in Dijon, wo er gleichzeitig an der alten Rechtsfakultät inskribiert war, den Doktor der Rechte. In der Heimat sollte zu den fran-

zösischen Diplomen noch das philosophische der Prager Universität kommen. Ist also schon eine Neigung zu jener Tätigkeit, die — on dit — den Charakter verdirbt, zu bemerken, so ist das Grundziel doch noch immer das Lehramt an der heimatlichen Hochschule, für das nicht genug Wissen gesammelt werden kann. Die Ablenkung wurde unterstrichen durch die ständige Beobachtung der französischen Zustände, die in erster Reihe aus materiellen Gründen — wegen der Berichterstattung für die Zeitungen — notwendig war. Der Journalismus ernährte Beneš, wenn auch kärglich. In den Briefen in die Heimat jammert er: „Ich lebe sehr eingeschränkt und schinde wie ein Hund. Jede Minute muß ich ausnützen, um mich zu erhalten. Ich brauche hundert Franken monatlich und spare, daß es nicht mehr weiter geht.“ In Wirklichkeit ist es nicht so arg; er will nur erreichen, daß ihm in Prag anständige Artikelhonorare gezahlt werden.

Ein Jahr in fremdem, freundlichem Land war fast vergangen. Fieberhaftes Studieren, überstürzte Arbeit hatten wiederum die jugendlichen Farben des Frühlings verwischt. Der Geist entwickelte sich phantasielos. Eine Magenkrankheit verstimmte, sie verstimmte immer wieder. Am Strande des Kanals La Manche, im kleinen Seebad Le Tréport, wird in den Ferien 1906 die Laune besser. Nicht etwa, daß die Reize französischen Badelebens ihre Wirkung geübt haben würden; nicht einen Augenblick geht die sozialistische Würde verloren. Er liest. Englische Literatur steht auf dem Programm. Wie weit ist's denn hinüber zur Insel. Auch drüben gibt es eine Arbeiterbewegung, die Suffragetten beginnen um das Recht der Frau zu kämpfen, der anglikanische Klerikalismus steht in Hochblüte, Lord Haldane ist aus

Berlin zurückgekehrt und geht daran, England ein Heer zu geben — Themen genug für einen journalistischen Studenten und einen Anwärter auf die Professur soziologischer Wissenschaften. Da — Anfang August steht er auf Londoner Boden. Wie fährt ihm die Kühle des Engländers, die er an der Wärme der Franzosen mißt, scharf in die Glieder! Er möchte sofort auf und davon. Von Paris kommt er, und London erscheint ihm als ein Sodom, auf das im nächsten Augenblick aus dem graublauen Himmel der Schwefelregen niedergehen müßte. Gibt es hier nur einen Schrei, ist dernier cri immer nur das Geld? „Geld, — Geld, — Geld!“ — das sind die Worte, die aus dem Angesicht jedes, der da eilig des Weges kommt, herausschreien!“ Verloren zieht er über Strand, durch die Regent Street, durch die Oxfordstreet zum Piccadilly Circus und Hyde Park. Er geht für six pence in eine der music halls und bleibt betroffen vor dem menschlichen Fleischmarkt stehen. Er sieht zu, wer kommt und kauft, und legt seinen tiefsten Eindruck, der ihn Frankreich mehr lieben, England verachten lehrt, nieder: „Das Fleisch, das Menschenfleisch, findet im puritanischen England ebenso reißenden Absatz als im leichten, fröhlichen Paris. Ja, es will mir scheinen, daß in London, wo dieser Handel öffentlich nicht geduldet wird, Menschenfleisch gesuchter ist als im laxen, so laxen Paris.“

Wochenlang streicht er durch das Leben Londoner Nächte und sieht sich übersatt an den Opfern der Gesellschaft. Paris geht ihm nicht aus dem Sinn. „Auch Paris ist voll dieser lebendigen Toten, aber ihr seht sie in anderem Licht. Ihr seht ein Volk, das vom Leben etwas haben will, das bei all seinem Materialismus höher hinaus will, das Freiheit und Gleichheit, Glück und Leben will. In London triumphiert das Gefühl des

Ekels. Erbittert und enttäuscht flieht man davon.“ Wo er hinblickt, findet er Elend. In einem düsteren Miethause hat er seine Wohnung aufgeschlagen. Arbeiter oder kleine Beamte wohnen in den Stockwerken über und unter ihm. Er sieht den Ablauf ihres Tages, er studiert, er analysiert. Spät abends, um zehn, geht er aus. Vom oberen Stockwerk kommen Vater, Mutter und Sohn und gehen vereint nach des Tages Plage noch an die frische Luft. Zufällig folgt er ihnen. An der nächsten Ecke trennt sich die Frau von Mann und Kind, biegt in eine andere Straße, ein Blick in den Spiegel, und sie bietet schon ihren Leib aus. Jedem, der da kommt: zweimal, dreimal, fünfmal, wenn's glückt. Um zwei Uhr nachts, nachdem das Nachtwerk vollbracht, trifft sie wieder Gatten und Sohn, vereint kommen sie heim, als wären sie nie auseinandergegangen. „Der Mann, der tagsüber gearbeitet hat, schickt abends sein Weib aus, damit sie des Nachts arbeite. Die Frau geht und bietet ihren Körper denen an, die am Tage den Leib des Mannes gemartert haben. Welche Tragik . . .!“

Voll Abscheu läuft er die schmalen Straßen zwischen dem Britischen Museum und dem Regent Park ab, wo sich fünfzehn- bis achtzehnjährige Burschen perversen Käufern anpreisen. „Der Absatz ist rege“, schreibt er, und fragt, wie es möglich sei, daß das Auge des Engländers verletzt sein könne, wenn er Balzac, Zola oder Boccaccio in den Bücherläden finde.

Nicht lange dauert es, und sein Urteil über Englands Gesellschaft ist gefällt. Er sieht sie im Zeichen unheiliger Dreieinigkeit — Kapitalismus, Klerikalismus und Alkoholismus — untergehen. Er versteht das Treiben nicht: „Wie ist es nur möglich, daß ein Volk bis zum Halse in Unzucht, Schnaps und Prostitution steckt und in den Hyde Park geht, um be-

geistert Diskussionen über die Religion anzuhören? Das moderne England ist krank, schwerkrank. Der Burenkrieg hat ihm fürchterliche Wunden geschlagen, und es sind, obgleich es in der letzten Zeit etwas gesundet, doch noch jetzt die fürchterlichen Folgen zu sehen.“

Englands Politiker erwecken seinen Abscheu. Am schärfsten wendet er sich gegen den neu aufsteigenden Stern, den Schatzkanzler von 1906 und Ministerpräsidenten von 1908, Herbert Henry Asquith. Weder mit dem Vorgehen gegen die irische Freiheitsbewegung noch mit dem späteren Feuerspritzenkampf Asquiths gegen die Suffragetten ist der oppositionelle Sozialist einverstanden. Das soll die Vertretung des Volkes der Gentlemen sein? Aber merkwürdig, dieser Asquith aus Yorkshire, woher die Zähesten aus ganz England kommen, die zähesten Politiker, die zähesten Kanalschwimmer und die tüchtigsten Tuchhändler, — ist dieser Asquith nicht aus ähnlichem Holz geschnitzt wie dieser da aus der zähen Bauernfamilie im innerböhmischen Ackerland? Balliol College, das gelehrteste Haus von Oxford, war Asquiths Jugend. Diese Erziehung „erfüllt den jungen Menschen mit einem unfehlbaren Streben nach besten Zielen im Public Service. Sie gibt Stolz und Unbeugsamkeit. Aber sie übersteigert das Rationelle . . . Kein Sentiment, kein Erweichen. Intellekt ist alles. Gefühl wird ertötet. Seine Äußerung wäre Verrat am Balliolgeist.“ Unterernährung des Herzens . . . Und am Ende dieser Erziehung steht ein Mann, „sicherlich kein Mensch ohne Herz. Die Schroffheit, die er zuweilen zeigt, gilt denen, die ihn kennen, als Maske. Er mag in seinen Träumen Gärten und Blumen um sich sehen. Ihre Düfte mögen ihn berauschen. Aber so gleicht er einem Stadthaus, nüchtern, zweckmäßig, gut gelüftet, aber

ohne Aussicht in ‚Fairy Land‘. Er ist wie Balliol College, — aber wie Balliol ohne seine Gärten, ohne seine Spielplätze, ohne seine Brücken ins warme, ins sprudelnde und, ach!, ins törichte Leben, das wir so lieben“ (Kirchner). Welch eine Ähnlichkeit zwischen beiden. Ein Hang zur Materie hier und dort, eine Weltenferne vom Puls des Lebens, trotz heiligstem Ernst, seine Quellen zu finden.

Nichts hält ihn in diesem Land, das er den Yankees botmäßig werden sieht; denn „es gibt keine größere Impertinenz als die amerikanische“. Ist es denn nicht impertinent, daß Pierpont Morgan den englischen Kirchen elektrisches Licht umsonst liefern läßt, um so seine Leimruten im angelsächsischen Jagdgebiet besser auslegen zu können? In diesem Punkte trifft Beneš den Nagel auf den Kopf. Wo es um die politische Empfindung geht, beweist er ein Talent, aber in der Erkenntnis des englischen Volkscharakters, des spezifisch Männlichen, Triebhaften, Eigennütigen, Brutalen, Individualistischen, stolz Aristokratischen, das trotz alledem erfüllt ist von Ehrfurcht vor der Natur und ihren Gesetzen, vor der Tradition auf allen Lebensgebieten, ist er durch das bestechend warme Licht Frankreichs geblendet und durch die gewinnende Liebenswürdigkeit seiner Menschen im Urteil unfrei. Deswegen klagt er auch über den Engländer: „Er spricht dich nicht an, er antwortet dir nicht, er grüßt dich nicht, er dankt dir nicht, sondern er streckt nur die Hand nach dem Gelde aus, und dann magst du gehen!“

Und er geht, als die Nebel über der Insel zu fallen beginnen, von ihr. Er vermeint, ein freudloses Land zu verlassen, ein rationalisiertes, mechanisiertes Volk, das durch Brandy und Whisky, durch Frömmelei, Sittenlosigkeit und Habgier verdorben wäre. Konnten

das die Wege zur Weltherrschaft sein? Es war das erste große Fehlurteil, an dem nicht zuletzt die wachsende Einfühlung in den französischen Geist die Schuld trug. Dieses Bekenntnis zum französischen Geist, das auf Englands Boden erfolgte, hinderte die klare Erkenntnis. Doch — ein Gefühl brach durch. Voll Sehnsucht fährt er über den trennenden Kanal, und, träumend, ja, träumend, steht er am Bug, in gespannter Erwartung, bald das gepriesene Land zu sehen. Und er bekennt, daß er in diesem Augenblicke an die Ode denkt, die Charpentier, in seiner „Louise“ in Tönen schwelgend, Paris gewidmet hat:

Paris! du Stadt der Kraft und der Erleuchtung!  
Paris! Paris! im Strahlenglanze!  
Paris! O Paris!

Als der Winter kommt, läuft die journalistische Tätigkeit schon wieder im alten Gleis. Mindestens sechs Artikel monatlich erscheinen, in der Presse der Heimat, hier und da kann auch in den sozialistischen Blättern Fankreichs ein Aufsatz untergebracht werden. Daneben beginnt Beneš seine Doktordissertation für Dijon zu arbeiten. Lange wählt er das Thema und dann wählt er es als Tscheche, dem die Melodie des Kampfes in der Heimat auch in der Fremde in den Ohren klingt: „Le problème autrichien et la question tchèque“ nennt er sein Buch. Österreich und die tschechische Frage — das alte Lied . . .

Er spielt es optimistisch. Tief greift er in die Register zurück bis in jene Zeit, wo 1526 der Tod der Jagellonen Ludwig vor dem türkischen Feinde in der Schlacht bei Mohacs Ungarns und Böhmens Thron freimachte für den römischen König Ferdinand, den habsburgischen Erzherzog von Österreich, den Böhmens Stände in freier Wahl auf Böhmens Thron beriefen. Er beginnt bei der tschechischen Freiheit, die bald dar-



auf das Fegefeuer der Reformation durchlief, und er verfolgt sie bis in die neueste Zeit, wo sie sich in Unterordnung unter Wiens zentralistische Befehle zur Unfreiheit, wie er sie meint, gewandelt hat. Dieser Sozialist, ohne Glauben an ein sozialistisches Paradies, der nach und nach den orthodoxen Marxismus, mit dem es ihm nie ernst war, auch äußerlich abzuschwören beginnt, hofft auf ein bundesstaatliches Österreich, zu dem das eben eingeführte allgemeine Wahlrecht die erste Grundlage wäre. Er sieht unter Habsburgs Szepter ein Reich kommen, in dem freie Nationen in territorialer Einheit bei weitreichender personeller Autonomie nebeneinander leben, wie sie schon fünfzig Jahre früher Palacký nebeneinander sehen wollte. Der Realist glaubt nicht an die Verwirklichung des historischen Staatsrechtes, „das aber nicht wertlos sei. Aber um es zu verwirklichen, ist eine günstige politische Situation notwendig. Die, die ihm vertrauen, vergegenwärtigen sich nicht, daß zur Rechtfertigung, Wiedergewinnung und Erhaltung ihres historischen Rechtes materielle Kräfte erforderlich sind, während das Naturrecht eine eigene, unüberwindliche Kraft besitzt.“ Die Auseinandersetzung des Schülers Masaryks mit den jungtschechischen Gegnern beginnt in der Doktorarbeit. Der geschichtliche Kampf der Jungen mit den Alten erneuert sich und wird gekämpft. Hier nun wächst einer heran, der später einmal in nie versagendem Gehorsam zum kategorischen Befehl des stark und stärker werdenden Ehrgeizes, aber auch in fanatischem Glauben an die eigne Sendung, tiefverloren in seinem Ich, erbarmungslos dem fatalen Ziele zustrebt: dem Ende der Alten.

Aber die Abkehr von den strengen Gesetzen Marxens und die Wiederkehr der Erinnerung an die längst vergangene Zeit, wo ein kleiner Ministrant im

heimatlichen Dorf beim Hochamt niederkniete, spiegelt sich noch nicht im bewußten Denken wider. Wechsel politischer Gesinnung erscheint dem Dreiundzwanzigjährigen verächtlich, er kennt noch nicht das trugvolle Spiel um Ministerportefeuilles, er weiß noch nichts um den Opportunismus der Gesinnung. Deswegen nennt er den vom Revolutionär zum Minister emporgestiegenen Briand einen Renegaten, der die Prinzipien der kommenden sozialen Auferstehung verraten hätte, um als Minister in den ausgetretenen Wegen der ersten bürgerlichen Revolution von anno 1789 seine ehemaligen Genossen zu Paaren zu treiben. Voll Ekel wendet er sich ab, als Briand lächelnd eingesteht: „Ja, ich bin ein Helot! Ich bin nüchtern genug, um den Sinn für politische Notwendigkeit nicht zu verlieren!“ Der sollte ein Sozialist sein, gewesen sein? „Nein, er ist ein Jakobiner . . .“ sagt Beneš verächtlich.

Wo es in der Politik stürmt, da drängt er mit. Nicht wie die anderen Jungen, die die Seine Sonntags hinunterfahren, schweift er durchs Land und lernt Freundschaft zu Bäumen, Tieren und Menschen. Er bleibt fern dem feiernden Lied und Vogelruf, er achtet nur auf Spiel und Gegenspiel politischer Kräfte. Wieder sieht er nach dem britischen Inselreich hinüber und freut sich der revolutionären irischen Stärke, die den englischen Landlords drohender zu werden beginnt. Die, die um Irlands Freiheit stritten, Daniel O'Connell, Josef Biggar, Stewart Parnell und Redmond, — das sind Kerle, treu ihren Zielen. Achtung, ihr Herren in Westminster! Über die Burschen werdet ihr noch stolpern. Warum folgtet ihr nicht schon vor zwanzig Jahren Gladstone, den ihr fallen liebet, als er seine Home Rule Bill auf den Tisch des Hauses legte . . .?

## DER STÜRMENTE

Die afrikanische See bäumt sich wild auf, als am 31. März 1905 S. M. S. „Hamburg“, von Lissabon kommend, auf der Reede von Tanger vor Anker ging. Auf der Kommandobrücke stand, in der Uniform seines vierten Gardeinfanterieregiments, den Marschallstab in der Hand, Wilhelm II. Über die hochgehenden Wellen kamen krachend die Salutschüsse der Küstenbatterien, in die Frankreichs wachende Kreuzer „Chaila“ und „Linois“ ihre Grüße für Deutschlands Kaiser mengten. Er war gekommen, weil er mahnen sollte, Marokko könne nicht ohne Deutschlands Wissen französisch-friedlich durchdrungen werden. Er wäre lieber nicht gekommen. Es ist ihm übel zumute, als er von seinem Adjutanten die Weisung erhält, der spanischen Anarchisten wegen den Revolver recht sichtbar zu tragen, und dem deutschen Geschäftsträger, Herrn von Kühlmann, der mit Mühe und Not von der Küste aufs Schiff herüberkommt, ruft er entgegen: „Ich lande nicht!“ Aber er muß. Als er auf weißem Hengst — ein „garantiert ruhiges Pferd“, hatte Graf Bülow, der Reichskanzler, telegraphisch bestellt — in die Stadt einreiten will, bäumt sich das Tier hoch auf wie vorher die See.

Die Vereinsamung Deutschlands auf dem schon in zwei Lager gespaltenen europäischen Kontinent war mit diesem kaiserlichen Ritt auf romantischem, afrikanischem Land fast vollzogen. Am selben Tage noch meldete sich der französische Senat, dem der Außenminister Delcassé eine ausweichende Erklärung gibt, indes er sich sogleich bei Sir Edward Grey neue Rückendeckung für Marokko schafft. Wohl geht bald darauf Delcassé, Graf Bülow wird Fürst Bülow; aber

auf der Konferenz von Algeciras, die den Streit um Marokko Frieden soll, sieht sich Deutschland einem Bunde gegenüber, der über Nacht zur geschlossenen Entente cordiale wird. Denn auch Italien steht seiner tripolitanischen Wünsche wegen im Lager Frankreichs, so daß der deutsche Botschafter in Rom, Graf Monts, zu jener Zeit in sein Tagebuch einträgt: „Das deutsch-italienische Bündnis ist positiv unfruchtbar, weil an aktive Hilfe Italiens im Kriegsfall nicht zu denken ist. Wie weit die diplomatische Hilfe Italiens reicht, hat der Marokko-Zwischenfall erwiesen.“

Die enge Bindung, die zwischen England und Frankreich erfolgt war, gestattet der britischen Admiralität, einen großen Teil der Flotte, die bisher das Mittelmeer hütete, nach der Nordsee zu verlegen, und der englische Generalstab beginnt genaue Untersuchungen über die Möglichkeit von Truppenlandungen an der Nordküste Frankreichs. Kurz nach Algeciras entscheidet sich auch Deutschlands Geschick im europäischen Osten. Nikolaus II. wählt Alexander Petrovitch Iswolski zu seinem Außenminister, weil dieser Mann den unglücklichen Ausgang des ostasiatischen Abenteuers richtig vorausgesagt hatte. Wohl kam es noch einmal auf dem „Polarstern“ in dem nordischen Wasser von Björkö zu einer Umarmung zwischen Zar und Kaiser, die mit Unterschriften unter einen Bündnisentwurf endete und in der Regie dem Vermächtnis Wilhelms des Großen Großvaters: „Laßt mir Rußland in Frieden!“ noch treu war; aber die Drahtzieher in der Heimat versagten den kaiserlichen Namenszügen die Genehmigung. Der Iswolskische Ausgleich mit England erfolgte, als sich beide Mächte über Tibet, Afghanistan und Persien einigten. Wie dort um afrikanischen, wird hier um asiatischen Boden Europas Zukunft entschieden. Als sich schließlich noch der

neue österreichische Außenminister, Freiherr von Aehrenthal, auf dem nahen Balkan mit Bosnien die Grafenkrone verdienen wollte, wodurch sich der Panslawist und Patriot Iswolski, der gleichzeitig die Öffnung der Meerengen am Bosphorus zu erzwingen gedachte, in seiner Ehre tiefgetroffen fühlte, war der feindliche Kreis um Mitteleuropa endgültig geschlossen. Aus den Spöttern dieser Jahre wurden in den späteren die Propheten.

Die Politik bestimmte die Entwicklung in den Sphären der Geistigen. Sie vermochten sich nicht dem Einfluß der starken Geräusche zu entziehen, die das Spiel der hohen Diplomatie hervorzurufen begann. Nach 1870 war in Frankreich die Klage über la force brutale, die rohe deutsche Gewalt, ein wenig verstummt, es war soweit ruhig geworden, daß Victor Hugos Leidenschaft ein Gedicht „Wahl zwischen zwei Ländern“ duldete:

„An Deutschland:

Keine Nation ist größer als du;  
Einst, als die ganze Erde ein Ort des Schreckens war,  
War unter den starken Völkern keines gerechter als du.  
Du hast Friedrich Rotbart und Friedrich Schiller;  
Der Kaiser, dieser Gipfel, fürchtet den Geist, diesen Blitz.  
Gegen Cäsar hast du Hermann, gegen Petrus Martin Luther . . .  
Dein Atem ist die Musik . . .  
Mehr Helden hast du als der Athos Gipfel.  
Deine Ruhmestaten sind überall; seid stolz, ihr Deutsche!

An Frankreich:

O meine Mutter!“

Aber die Pause dauerte nur kurze Zeit. So lange, bis eine Jugend herangewachsen war, die 1870 nur vom Hörensagen kannte. Sie schöpfte aber ihre Kräfte nicht aus jüngster Vergangenheit, sondern sie schlug ihre Wurzeln in die zweite Hälfte des siebzehnten

Jahrhunderts. „Damals auf der Sonnenhöhe der Entwicklung, als der große Ludwig herrschte, im goldenen Zeitalter von Bossuet und Pascal, Racine und Boileau, waren die Franzosen, bis auf eine kleine Minderheit, gute Katholiken und getreue Untertanen ihres allerchristlichen Königs. Damals hatten sich die tiefsten Eigenschaften französischer Geistes- und Gemütsart nach langer Vorbereitung zu klassischer Reife entwickelt. An diesen Vorbildern sucht sich die Jugend aufzurichten; denn dort war strenge Zucht und Ordnung, strenggeschieden Stand und Beruf, alles eine festgefügte Rangordnung, die der Kardinal Richelieu mit der staatsmännischen Kunst des römischen Priesters aufgebaut hatte.“ (Wechsler.) Wohl ist die Trennung zwischen Kirche und Staat vollzogen, aber wie kommt es, daß gleich darauf die Feldprediger Roms im Feldheer zugelassen werden? Die Jugend ist gegenüber denen, die treu zur Republik stehen, Bürgern und Arbeitern, in der Minderheit, aber sie ist das geistige Frankreich, das an König und Papst denkt. Frankreich bleibt allerchristlichst. Als ein Vierteljahrhundert später unter dem Arc de Triomphe neben der Marschallstandarte Frankreichs glücklichster Feldherr aufgebahrt liegt, um dann im Invalidendom Frankreichs siegesreichstem Feldherrn gegenüber seinen ewigen Platz zu finden, ehrt in dem toten Foch das vorbeiziehende Volk den christlichen Marschall, den treuen Katholiken; der gleichzeitig auf der Bahre liegende Freimaurer General Sarrail, der Damaskus beschießen ließ, um es Frankreich zu retten, verschwindet im Schatten des Jesuitengenerals. Frankreich bleibt allerchristlichst.

Mit der Jugend, die königstreu und katholisch aufwächst, gehen die Dichter. Sie aber geht mit den Ideen Charles Maurras, der in seiner „Action française“ das neue Frankreich zum Erben griechisch-

römischer Kultur und zum Stammhalter griechisch-römischen Blutes erklärt. Adelig ist, wer von lateinischer Rasse, unfähig echten Menschentums, wer andern Stammes ist und römischer Art nicht anhängt. Weil nun die Duplizität der Fälle auch über Staatsgrenzen hinweggreift, so ereignet sich in Deutschland gleichzeitig etwas ganz ähnliches. Wird in Frankreich der Panromanismus rassentheoretisch begründet, geschieht das gleiche in Deutschland mit dem Pangermanismus. Stewart Houston Chamberlain erkennt in den „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ in den Germanen als Dolichokefalen, den Menschen mit dem schmalen, hohen Kopfe, den hochwertigen Typus des Europäers, dem die brachykefalen Slawen, die Menschen mit kleinerem und rundem Kopfe, als minderwertiger Typus gegenüber- und unterstehen. Anthropologische Theorien leisteten hier und dort diplomatischen Ränken Vorschub.

Aus der glutvollen Mitte dieses Frankreich, dessen Minister Gambettas Wort: „Denken wir immer daran, doch sprechen wir nie davon!“ treu befolgten, dessen Jugend in die Fehler aller Jugend verfiel, Erfahrungen der Väter erneuern zu wollen, dessen Dichter zweifelten, daß die Gesittung Europas je von den Deutschen ihre Verfeinerung und ihr Lächeln beziehen könnte, von den Deutschen, die aus dem Worte „delicatesse“ einen Namen für Wurstwaren gemacht hätten, — aus diesem Kreis der Geister, die bestenfalls zuließen, daß es „Les deux Allemagne“ gebe, ein altes der Goethe und Beethoven und ein neues der Bismarck und Hohenzollern, kam Eduard Beneš in das preußische Berlin. Unmittelbar, ohne Übergang, ohne Vertrautheit mit deutscher Vergangenheit, aber erfüllt mit französischer Empfindung und slawischer

Empfindlichkeit für die deutsche Gegenwart und mit der europäischen Sorge vor dem Deutschland der Zukunft. In einem Koffer führt er die Quellenwerke für sein „Le problème autrichien“ mit. Während er durch Frankreichs Osten ins deutsche Elsaß einfährt, liest er in dem zündenden Buche Jean Bourliers über die tschechische Passion („Les Tchèques et la Bohême contemporaine“), Frankreich solle nie vergessen, daß die Tschechen es gewesen wären, die 1871, in diesem furchtbaren Jahre, gegen den preußischen Vandalismus, das Bombardement von Paris und den Raub Elsaß-Lothringens protestiert hätten. Mit scharfem Hohne erinnert Bourlier an den 4. Februar 1894, wo ein österreichischer Ministerpräsident, Prinz Windischgrätz, erklärt hatte: „Le gouvernement ne connaît pas de question tchèque“ und schließt sein Werk — es war im Jahre 1897, als das Standrecht Prag dem Reiche wieder botmäßig machte — mit der Erkenntnis Bismarcks von den schicksalsgebotenen Gegnern: „La Bohême est, depuis dix siècles, le rempart, qui a résisté à des luttes innombrables; c'est la vedette avancée des peuples slaves, c'est la forteresse créée par Dieu lui-même, selon l'expression de Bismarck, aux confins des peuples allemands et slaves. Il faut qu'elle devienne libre et indépendante, et elle le deviendra.“

. . . Böhmen wird frei und unabhängig werden. So tönt es Beneš noch im Ohr, als er aus der großen Bahnhofshalle in die lärmenden Straßen Berlins heraustritt und sich im Gewühl der Menschen verliert, gegen die alle seine Heimat und sein Volk „la vedette avancée“, der weit vorgeschobene Wachtposten, sein sollen. Noch hindert die sozialistische Konfession die bedingungslose Überzeugung vom Sinn tschechischen Daseins, aber der Wandlung erster Teil zum Er-

kennen des Abgrundes zwischen zwei Völkern, über den noch keine Brücke geschlagen ist, hebt an.

Zwischen Beobachtungen des deutschen Parade-marsches auf dem Tempelhofer Felde und dem Besuche der Vorlesungen Simmels schreibt er weiter und vollendet das Buch über Österreichs Zukunft. Als er es schließt, hat er nicht mehr den vollen Glauben, in dem er begann und schrieb. Was nun? Ein Professor der Soziologie — immer wieder sieht er die Professur vor sich — muß auch von Volkswirtschaft etwas verstehen. Also hört er Schmoller, Oppenheimer und Sombart. Sie imponieren ihm, aber er ist jetzt schon so umgestellt, daß er ihre Lehren als Bestätigung vom Vorhandensein der deutschen Gefahr empfindet. Dazu liest er auch noch Nietzsche und jetzt glaubt er deutsches Wesen restlos zu erkennen: „Die Philosophie Nietzsches, die mehr und mehr Bewunderer und Nachfolger im heutigen Deutschland findet, weiht die deutsche Hierarchie und wird zur Apotheose der Kraft. Diese Neigung im deutschen Charakter sanktionierte Nietzsche in seinem „Wille zur Macht“ und billigt mittelbar das, wozu der deutsche Geist immer neigte: Kraft in Recht umzuwandeln, der Gewalt legale Weihe zu geben, ein für allemal zu erklären, Macht gehe vor Recht, — eine spezifisch deutsche Idee, die heute im Innen- und Außenleben Deutschlands siegt. Deutlich wird also, daß der deutsche Charakter einen wesentlichen Zug hat: er ist feudal. Die Deutschen hatten immer Angst vor gewaltsamen Revolutionen und plötzlichen Umstürzen, sie bewahrten sich eine gewisse abergläubische Ehrfurcht vor den Einrichtungen der Vergangenheit. Das kommt auch hier zum Ausdruck; die Franzosen sagen, sie hätten sich noch nicht emanzipiert. Tatsache ist, daß der die Kraft ehrende feudale Geist in der ganzen deutschen Gesellschaft herrscht,

und daß, wie der französische Philosoph Fouillé behauptet, Nietzsche, den man als modernen Menschen ansieht, in Wirklichkeit durch und durch feudal ist wie der ganze deutsche Geist.“

Und um das Maß vollzumachen, greift er jetzt zu Chamberlains Buch, dessen Rassentheorie dem Pangermanismus zu Hilfe zu kommen scheint. Europas Zivilisation dünkt ihm in Gefahr vor dem tiefen Einfluß deutscher, Hohenzollernscher Politik dienender Wissenschaft. Von der Furcht vor deutscher Gewalt bis zum Wunsch nach Abwehr ist nicht mehr weit. Der wißbegierige Beschauer, der zwar schon durch die leidenschaftliche Schule französischer Sprache und Kultur gegangen war, dessen Anschauungen aber in der Treue zu sozialistischer Erziehung und im Schatten eigener kühler Denkungsart noch wägende Ruhe beibehalten hatten, beginnt sich deutlich gegen Deutschland und sein Volk zu wenden. Langsam vollzieht sich die Schwenkung.

Er verkehrt mit fast niemand; nur mit einigen Russen trifft er manchmal im Kaffeehause zusammen und denkt daran, später einmal das Volk Dostojewskis genau kennenzulernen. Aus der Heimat findet er den Schriftsteller Robert Saudek, dessen damaliges Preußentum die Stimmung gegen Land und Menschen verschärft. Nichts findet er in der Hauptstadt des neuen Reiches, was ihm angenehm erschiene. Wo er hinsieht, „überall passiver Gehorsam, Subordination, widerwärtiger Servilismus unten, noch ekelhafterer, grober und vulgärer Materialismus oben. Kein Idealismus.“ Der Staat erscheint ihm faul, reif zur Katastrophe. Wen trifft die Schuld? „An dieser Lage ist nicht nur die Charakterdisposition des deutschen Volkes schuldtragend, sondern vornehmlich die deutsche Erziehung, die deutsche Wissenschaft, die deutsche

Philosophie, die deutschen Juristen, Staatsmänner, Politiker, Journalisten, Lehrer, die Schule und das Heer.“ Die ganze Gesellschaft gehört also zum Teufel. Treitschkes und Mommsens Lehren sind ihm Beweise für das deutsche Machtsehnen, wie er es deutet. Wie anders ist doch Frankreich! Dorthin kehren seine Gedanken wieder und er sieht vor sich die strahlende Stadt:

„Paris! du Stadt der Kraft und Erleuchtung!“

Den Journalismus läßt er auch nicht in Berlin. Er schreibt, fern von Paris, über französische und englische Ereignisse; so tief hat er sich schon in die Politik eingefühlt. Über Deutschland berichtet er zunächst nicht, zur deutschen Sozialdemokratie findet er keinen Weg. Als im Frühsommer 1908 die Doktorarbeit im Drucke vorliegt, darf er Paris wiedersehen und in Dijon erhält er das Diplom eines doctor juris.

Für kurze Zeit kehrt er noch in Berlin ein, verläßt es rasch. Aus England schied er als Sozialist, den der englische Hochkapitalismus und Klerikalismus anwiderte, aus Deutschland kommt er als Slawe, dessen nationales Bewußtsein beim Anblick deutscher Regimenter und rauchender Schornsteine lebendig wurde. Als er in Prag seine Gedanken ordnet, schreibt er unter dem Titel „Aus dem Reiche der Kraft und Macht“ in den Blättern des Dichters Machar, was er von Deutschland zu wissen glaubt:

„Die ganze Welt sieht heute, was aus Preußen und Deutschland in den letzten dreißig Jahren und besonders im letzten Jahrzehnt geworden ist. Seine ungeheuere, unerwartete wirtschaftliche Entwicklung, seine politische und militärische Kraft, seine hohe kulturelle Tätigkeit, sein ständig entschiedeneres Auftreten gegenüber den übrigen Staaten sind bekannt, bekannt sind auch die Worte von der germanischen

Superiorität, in lebhafter Erinnerung stehen auch noch das Auftreten Bismarcks und seine Erfolge, kurz — jedem fällt der ungewöhnliche, unerwartete und sozusagen bedrohliche Aufstieg des heutigen Deutschland ständig auf.

Auf der anderen Seite hört der Beobachter die ent-rüsteten Rekrimationen der nicht minder starken und drohenden Sozialdemokratie, hört die erfolgreichen und verzweifelten Proteste von vier Millionen ver-gewaltigter Polen und die nicht minder eindringlichen Klagen der Dänen im Norden, der Franzosen im Süden, hört Tag um Tag von der entsetzlichen Fäule der preußischen Bürokratie und dem entsittlichenden Ein-fluß des ins Ungemessene getriebenen Militarismus, hört von der sozialen Not im Ostpreußen der Junker, hört die Klagen über Späherei, Unfreiheit, Byzantinismus, Gewalt. Er empfindet wirklich, daß Spionage, Vergewaltigung, Absolutismus, Polizistentum, Reak-tion, persönlicher und klassenmäßiger Bedrückung, Verehrung roher Gewalt, Rücksichtslosigkeit und Egoismus nirgendwo in solchem Ausmaße gedeihen wie hier. Man fragt sich vergebens, wie diese beiden Komponenten, die aufeinander kausal wirken müssen, in eins zu fassen sind.“

In die Heimat ist einer zurückgekehrt, dessen Reife weit über seinen vierundzwanzig Jahren steht. Der Analytiker, als der er schon hinausging, ist er ge-blieben. Dogmen kennt er nicht, daher geht er mühe-und bedenkenlos über sie hinweg. Seine Distanz zu den Dingen verschiebt sich mit ihnen und mit der Zeit. Unablässig ändert er, wenn Zeit und Ding es heischen. War er früher Negativist der Religion, so verneint er jetzt ihren Mißbrauch im Dienste des Willens zur Macht. Feind des Klerus bleibt er; so-

lange er noch nicht am eigenen Leibe erfährt, daß mit Kardinälen nicht zu spaßen ist. War er früher marxistischer Philosophie geneigt, so legt er jetzt Marx zu den übrigen. Unwissenschaftlich und zu revolutionär sind dem Evolutionär Marxens Doktrinen, zu gewalttätig seine Mittel zum Zweck, der klug, schlaun und listig, gewaltlos erreicht werden könnte; denn Sozialist bleibt er. Dachte er früher kaum an das Schicksal seines Volkes, so kennt er es jetzt gut. Er fühlt schon die Zeit nahen, wo die Geschichte in die Ruhe zwischen zwei Nationen wieder eine Caesur schlägt. „Die Spitze des Pangermanismus ist gegen das Slawentum gerichtet; er bedeutet nicht mehr die Sehnsucht nach germanischer Rassensolidarität, sondern ist philosophisch, wissenschaftlich und politisch antislawisch, er bedeutet in seinen Folgen den unmittelbaren, schweren Kampf gegen das Slawentum.“

Der Mann ist fertig, nichts mehr muß sich in diesem Hirn, das ihn ausfüllt, umschichten, um in der Zukunft zu bestehen. Er wird ihr Herr, wenn das Glück ihm lachen wird.

Was sollte jetzt in Prag aus dem Doktor der Rechte der Dijoner Universität werden? Mit der Mitarbeit bei den Blättern der tschechischen Sozialdemokratie war's vorbei, aus dem Exmarxisten machte auch der schon damals in der Partei vielvermögende Šmeral — zwanzig Jahre später Herr der Kommunisten im neuen Staate, Mitglied der obersten Instanz der Dritten Internationale und Schwager Stalins, des Nachfolgers Lenins in der Diktatur Rußlands — keinen Sozialdemokraten. Beneš fand langsam den Weg zurück zu dem, der ihn ins Ausland gesandt hatte, zu Masaryk. Er war Mitglied der Realistenpartei Masaryks geworden, in ihr stand er in leiser Opposition gegen die

Taktik der Leitung; er kam aber nicht viel zu Worte. Im Parteiorgan, im „Čas“, schrieb er kaum selten einmal eine Buchrezension.

Da stirbt plötzlich im Heimatsdorfe, in Kozlan, die Mutter — fremd geworden steht einer mitten unter den Geschwistern am Grabe. Nichts hält ihn in der längst vergessenen Heimat. Er denkt jetzt nur an eines: Was sollte aus ihm werden? Er kehrt in die Hauptstadt zurück und studiert draußen an ihrem Rande, wo einst königliche Weinberge ins Tal abfielen, weiter. Philosophie. In freien Stunden geht er durch die Gärten und über die Hügel der Stadt mit einem blonden Mädchen, blond, und doch ein dunkler Typ mit grauen Augen, wie nur eine Slawin. Aus der Pariser Freundin, aus Anna Vlček, ist seine Braut geworden, aber heiraten, ja, heiraten kann er erst dann, bis die größten Geldsorgen überwunden sein werden. Sollte er beginnen wie einst Masaryk, — in Wien? Masaryk rät ihm, hinzufahren; in der Bibliothek des Parlamentes wäre vielleicht eine Stelle zu haben, wenn sich der tschechische Landsmannminister in der Wiener Regierung, Dr. Pacák, für ihn einsetzen wollte. Wäre er erst einmal Bibliothekar in Wien, dann könnte er auch Dozent an der Wiener Universität werden, meint Masaryk.

An einem Herbsttage des Jahres 1908 betritt Beneš zum ersten Male Wiener Boden. Spannungslos, ohne Empfindung, ohne das merkwürdige Gefühl, das uns überkommt, wenn wir Neuem gegenüberstehen. Er sah die Stadt nicht. Wozu auch? Was sollte ihn locken? O Paris . . . !

Gleichgültig geht er die Ringstraße hinunter, sieht kaum die prächtige französische Frührenaissance des Opernhauses, übersieht Geheimrat Goethe auf seinem bequemen Postament und Prinz Eugen, den edlen

Ritter auf seinem steinernen Roß, und steigt die Rampe zum hohen Säulenportikus des Parlaments hinan, wo Österreichs Volksgesandte streitend und hassend zusammenkamen. Er geht ins Parteibüro zum Reichsratsabgeordneten Masaryk, mit ihm zum Landsmannminister Dr. Pacák, von diesem zum Präsidenten des Hauses Pattai und schließlich zum Hauptbibliothekar Lipinsky. Am Mittag, als er mit Masaryk den in Wien lebenden tschechischen Dichter Machar aufsucht, weiß er schon, daß er den Weg zur Professur nicht als Dozent der Wiener Universität werde beginnen können. Freundliche Worte überall, aber nichts dahinter. Am Abend verläßt er, von Machar und dessen Töchterchen geleitet, die kaiserliche Residenz. Der Tag war vorbei, nichts hält ihn in dieser Stadt, von der andere träumen. Wann wird er sie wiedersehen . . . ?

Noch immer weiß er nicht, welchen Weg er einschlagen soll. Einem väterlichen Freund in der Partei, Professor Drtina, vertraut er seine Sorgen. Hier findet er Hilfe. Als Beneš im Juni 1909 Doktor der Philosophie an der heimatlichen Universität geworden war, verschafft ihm Drtina eine Stelle an der Handelsakademie in Prag, und aus dem Journalisten wird ein Professor für philologische und juristische Fächer. Kaum erhält er den ersten, festen Gehalt, heiratet er, fünf- undzwanzigjährig.

In ruhigem Glück fließt jetzt die Zeit. Er schreibt einen „Kurzen Abriss der Entwicklung des modernen Sozialismus“, der im Verlage seines Bruders erscheint. Die große Liebe, Frankreich, läßt er nicht. Von seiner Gattin begleitet, kommt er wieder in die Stadt seiner Sehnsucht und geht alte, vertraute Wege. Von dort bringt er die sozialistische Literatur des Westens und spricht über sie im „Právo Lidu“, zu dem die Freund-

schaft trotz der Zugehörigkeit zu einer anderen Partei wieder aufgenommen werden konnte. Selten verirrt er sich in die praktische Politik, im reichen Fachwerk theoretischer Soziologie ist er daheim. Nur manchmal, wenn er später den Schülern vom System der Handelspolitik vorträgt, — die Philologie und die Jurisprudenz hatte er inzwischen an den Nagel gehängt —, flieht er Erinnerungen ein an das, was er in seinen Lehr- und Wanderjahren draußen gesehen hat. Spricht er von Deutschlands und Englands wirtschaftlicher Entwicklung, dann deutet er an, daß etwas in der Luft liege . . .

Aus den Schriften Descartes und Kants, Lockes und Humes schafft er sich sein System des kritischen Realismus, das sich ihm, dem mißtrauenden, überlegenden Nüchternen, wohlgeformt in den Gedankenmechanismus einfügt. Skeptisch sieht er den breiten, alles mit sich ziehenden Strom der modernen Kultur. Er vertraut sich ihm nicht an, sondern geht vorsichtig an seinen Ufern mit. Regelt er so seine Beziehungen zur Welt, so wird er auch mit dem Herrgott einig. „Ich nahm den Glauben an die immanente Teleologie und an Schicksal-Vorsehung an.“ Er stellt sich alles Geschehen durch Bedürfnisse, Triebe, Willensakte, die in den Dingen liegen, hervorgerufen und geordnet vor. Seinem Spürsinn gebietet kein Dogma. Wie er Marx wegen der Dogmatik seiner Lehre untreu geworden war, so konnte er den Dogmen der Kirche, denen er nie willig gehorcht hatte, nicht treu werden. Er duldet über sich keine Instanz, die ihm das Denken verbietet.

Nichts mehr verrät im scheinbar stillen Ablauf dieses Lehrerlebens revolutionäre Absichten, begraben sind die wechselnden Pläne von Paris. Er will der Scholle treubleiben. Draußen, in der Vorstadt, kauft



er sich ein Feld, eine Vorschußkasse borgt ihm das Geld. Er baut ein Haus darauf, er rechnet mit der steigenden Bodenrente. Er lehrt doch Volkswirtschaft und sein Ehrgeiz ist, Lehren in Leben umzusetzen. An der Handelsakademie verdient er schon so viel, daß er ans Sparen denken darf, und als er sich, 1912, mit einem kleinen Büchlein über das „Parteiwesen“ an der tschechischen Universität habilitiert und ihm ein Jahr später die *venia legendi* auch für die Technische Hochschule erteilt wird, ist er der Sorgen ums Brot enthoben. Wird er dann später einmal die außerordentliche und in ferner, ferner Zeit die ordentliche Professur erhalten, dann wird er am Ziele sein, nichts würde ihm fehlen . . .

In Südmähren, dort, wo die March ihr Ende in der Donau zu ahnen beginnt und die Spitzen des Weißen Gebirges herüberschauen, unweit der weiten Ebene, über der einst die Sonne von Austerlitz aufging, liegt im Waldestal die Herrschaft der Berchtold. Sie sind ein altes Grafengeschlecht, das seit Jahren und Jahren immer in kaiserlichem Dienste gestanden hat. Ein finsternes Schloß, Buchlau, blickt in die grüne Landschaft, in die inmitten eines großen Dorfes, Buchlowitz, ein kreideweißer Kirchturm seine schlanke Spitze reckt. Hinter alten Bäumen liegt ein freundliches Herrschaftshaus, wo die Grafen in freien Wochen ihren Wünschen leben. Lebhaft ging's an einem späten Sommertage des Jahres 1908 in dem Hause zu. Das Grün der Bäume begann bunt zu werden, doch der Schloßherr kam nicht zur Jagd — Graf Leopold Berchtold, k. u. k. Botschafter in Petersburg, weilte am Zarenhof, die Zeiten waren zu stürmisch. Als der Abend des 15. September anbrach, fuhren von der Bahnstation in Ungarisch-Hradisch durch die breite

Baumallee schimmelbespannte Wagen nach Buchlowitz herauf und hielten unter den alten Parkkastanien vor dem Herrschaftshaus. Hohe Gäste waren in das Schloß des abwesenden Hausherrn gekommen, der Außenminister des Zaren, Graf Iswolski, und der Außenminister des österreichischen Kaisers, Baron Aehrenthal. Wenige Herren waren mit ihnen, den Russen begleitete nur der Legationsrat der russischen Botschaft in Wien Demidow, den Österreicher sein Sektionschef Graf Paul Esterházy und der Chef seines Kabinetts Max Freiherr von Gagern. Was aber am nächsten Tage der Russe und der Österreicher in dem kleinen Eckzimmer des Hauses, aus dem man auf die Wipfel des französischen Parkes hinausblickt, besprochen, was sie einander versprochen haben, das hat niemand jemals wirklich erfahren. Nur eine kleine Metalltafel an der Wand des Raumes meldet, daß hier der österreichische Minister, Graf Aehrenthal, und der russische Minister, Graf Iswolski, „ont tenu Conférence dans la Journée du 16. Septembre 1908“ . . .

Als wenige Tage später die k. u. k. Botschafter die Handschreiben des Kaisers über die Annexion Bosniens und der Herzegowina in feierlicher Audienz den fremden Herrschern überbrachten, lichtete sich nur wenig das Dunkel über dem schicksalhaften Gespräch auf dem Schlosse der Grafen Berchtold. In scheinbar freundschaftlicher Weise waren dort zwei Außenminister auseinandergegangen, die zwei Wochen später größte Feinde wurden. Iswolski behauptete, Aehrenthal hätte ihn betrogen. In sechsmaligem scharfen Briefwechsel zwischen Zar und Kaiser, denen Iswolski und Aehrenthal die Federn führten, wird Vorwurf erhoben, Gegenvorwurf gemacht, die Gegner bleiben unversöhnt, das Duell dauert bis zur Kampfunfähigkeit. Vergessen hatte Aehrenthal, was er als Begleiter

seines einstigen Chefs, des Außenministers Grafen Kálnoky, vor fünfzehn Jahren beim alten Schloßherrn auf Friedrichsruh gelernt hatte: Rußland unter allen Umständen in Ruhe zu lassen. Über dem Ehrgeiz ver-  
gaß er Fürst Bismarcks Weisheit letzten Schluß.

Nun wurde es auf dem Balkan lebendig. Iswolski und Aehrenthal ließen Gesandte, Konsuln und Agenten um die Wette arbeiten. In Bulgarien war Österreichs Diplomatie erfolgreich, im benachbarten Serbien intrigierte Rußland durch seinen Gesandten, Baron Hartwig. Falsche Dokumente, falsche Zeugen, Verratsprozesse, Bestechungen belebten traurig-schaurig das Bild, das sich im slawischen Süden der Monarchie zu entwickeln begann. Der slawische Norden blieb nicht ohne Widerhall. Wütend griff der Reichsratsabgeordnete Masaryk in die Bewegung ein. Jetzt galt ihm Österreichs Untergang als besiegelt. Als den aus den Delegationen des Parlamentes Heimkehrenden ein Freund fragt, was er von Österreich halte, antwortet er zornig: „Eine Dynamitpatrone unter Österreich legen und es in die Luft fliegen lassen!“ Und in den Delegationen hatte er mit angreifender Anzüglichkeit gesagt, Zar Alexander III. hätte einem russischen Diplomaten, der ihn belogen hatte, kurzerhand eine Ohrfeige gegeben. Was hat Franz Josef mit seinem Außenminister getan? Wien konnte nicht mehr zweifelhaft sein, wo seine Slawen standen.

Als 1912 Aehrenthal als todkranker Mann, dem das Blut in den Adern gerann, aus dem Hause auf dem Ballplatze zu Wien schied, lag der Friede in Agonie. Der Schloßherr von Buchlau, Graf Berchtold, war der Nachfolger im Außenamte. Die Leukämie raffte den Grafen Aehrenthal hin, bevor Berchtold vollendete, was jener auf Buchlau begonnen hatte. Als dem Thronfolger des Vierundachtzigjährigen von Schönbrunn,

dessem Erben, Rudolf, ein Weib den Schädel zertrümmert hatte, — als Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gattin im bosnischen Sarajewo von serbischen Kugeln erledigt worden war, meinte Graf Berchtold, Blutrache nehmen zu sollen.

Draußen vor Wien, im prächtigen Schönbrunn, von dessen Gloriette in mächtigem Schwingenschlag des Doppeladlers die ratenden Worte im Distichon rauschen:

Bella gerant alii! Tu, felix Austria, nubes!  
Nam quae Mars alius, dat tibi regna Venus!

(Anderen lasse den Krieg! Du, glückliches Österreich, freie!  
Mars mehrt andern das Reich, Venus vergrößert es dir...)

dort steht am 31. Juli 1914 vor seinem Obersten Kriegsherrn der Generalstabschef, Baron Conrad von Hötzendorf.

Der Generalstabschef: „Majestät, ein großes Reich und eine große Armee dürfen nicht ohne Kampf die Waffen strecken! Aber . . . es bleibt ein Vabanquespiel!“

Der alte Kaiser (in dumpfer Resignation): „Wenn die Monarchie schon untergehen muß, dann soll sie es in Ehren tun . . .“

Der Friede war untergegangen.

Die Zeit zeigte ihr apokalyptisches Gesicht.

Vier lange Jahre . . .

## DER REIFENDE

Aus einem einfachen Hause einer stillen Hradschiner Gasse tritt der hochgewachsene tschechische Professor, Reichsratsabgeordnete und Parteiführer. Der unvermeidliche, schwarze Schlapphut hängt über die

Gläser der goldenen Brille, überdeckt fast das feine Gesicht, das ein Vollbart umrahmt; über den rechten Arm ist der Überrock geworfen, in der Hand sind ein Bündel Zeitungen. Freundlich nickt er einer Frau zu, die ihm aus einem Stockwerk zuwinkt. Er macht einige Schritte, als er einen Mann hastig auf sich zugehen sieht. Ein junger Mensch, etwa dreißig, hält den Hut in der Hand, die ein wenig nachlässige Kleidung verrät nichts weiter über ihren Träger. Als er vor dem hochgewachsenen Abgeordneten steht, verbeugt er sich respektvoll.

„Ich wollte Sie eben besuchen, Herr Professor!“

„So! Was gibt es denn?“

„Wenn ich Sie begleiten dürfte . . .?“

„Bitte! Ich gehe zur Redaktionssitzung in den ‚Cas‘. Vielleicht kommen Sie mit, Herr Doktor. Ich gehe über das Belvedere hinunter in die Stadt.“

Die beiden gingen. Sie sprachen vom Kriege, der seit drei Monaten durch die Länder tobte, vom Kaiser, der nicht wüßte, was in seinem Reiche geschehe, von den Wiener Ministern, die jetzt von Berlin regiert würden, vom deutschen Marsch auf Paris. Während der Professor fast überzeugt war, die Deutschen würden vielleicht bald wie damals anno 71 in Frankreichs Herz sein, wollte der junge Mann nicht daran glauben: Die Deutschen in Paris? O Paris . . .!

Sie waren bis auf das Belvedere gekommen; vor seinem Höhenrücken liegt die vom Strome gespaltene Stadt ausgebreitet. Sonnbeschienen strecken hunderte Türme ihre blinkenden Spitzen in einen wolkenlosen Himmel. In den grünen Hängen, die in Ost und West zum Tale führen, wird es schon hell, der Herbst des ersten Kriegsjahres beginnt seine Farben zu mischen. Als sie die schwarzen Türme, die malachit-

farbenen Kuppeln, die roten Schieferdächer heraufgrüßen sehen, schweigen sie.

Dann bricht der Junge los:

„Und wir, wir Tschechen, wir werden nichts tun? Wir werden nur zusehen?“

Mit scharfer Betonung, fast verweisend, antwortet der Professor:

„Ich sehe nicht zu, mein Lieber, ich leiste doch schon etwas . . . Ich war in Holland, begleitete meine amerikanische Schwägerin nach Rotterdam zum Schiff, sah vieles in Holland, hörte manches in Deutschland.“

Fragend blickt ihn der andere an.

„Ja, in Holland war ich. Erinnern Sie sich an Steed? Er war einmal Korrespondent der ‚Times‘ in Wien, jetzt ist er Chef der Außenpolitik des Blattes. Und erinnern Sie sich an seine Freundin, die Madame Rose? Sie wollen etwas für uns tun. Und mit Seton-Watson vom Kings College in London habe ich gesprochen, und unserem alten Freund, Professor Denis, habe ich geschrieben. Es ist noch nicht viel, aber es ist der Anfang.“

In gespannter Erregung hört der Begleiter. Er fragt:

„Können Sie mich verwenden? Ich will auch etwas tun, ich muß mit dabei sein! Ich muß!“

Prüfend sieht der Professor nach dem schwächtigen Menschen an seiner Seite. Diese Lebhaftigkeit, dieses Temperament, diese Tatbereitschaft hatte er bisher an ihm, der doch sein Schüler war, nicht gekannt. Sollte er einen Brauchbaren gefunden haben? Viel später entsinnt er sich des Augenblickes:

„Ich erinnere mich der Szene, als wir zum Abstieg zur Elisabethbrücke kamen: ich machte halt, lehnte mich an das Holzgeländer und versank in den Anblick Prags — die Gedanken an unsere Zukunft zogen

mir durch den Kopf. Libuschas Prophezeiung . . . aber der Anfang aller politischen Aktion war Geld!"

Ob er Geld versorgen könne, fragte der Professor seinen Schüler; umsonst wäre nicht einmal der Tod, geschweige denn die Freiheit.

Einen Augenblick denkt der junge Mann nach, — die Tante seiner Frau hatte doch Geld . . . — und er verspricht, Geld zu bringen. Noch einmal sehen beide auf das Verglühen der Stadt, dann steigen sie den steilen Hang hinunter.

Masaryk und Beneš hatten einander gefunden.

In böhmischen Landen spielte sich nun alltäglich, allnächtlich das ab, worüber im Paragraph achtundfünfzig des alten österreichischen Strafgesetzbuches „Hochverrat“ steht und was der darauf folgende Paragraph mit dem Tode sühnen läßt: „ . . . wer etwas unternimmt, was auf die Losreißung eines Teiles von dem einheitlichen Staatsverbände oder Länderumfang des Kaisertums Österreich, oder auf Herbeiführung oder Vergrößerung einer Gefahr für den Staat von außen, oder einer Empörung oder eines Bürgerkrieges im Innern angelegt wäre: es geschähe solches öffentlich oder im Verborgenen, von einzelnen Personen oder in Verbindungen, durch Aufwieglung, Anwerbung, Ausspähung, Unterstützung . . .“

In der Wohnung des Rechtsanwaltes Dr. Bouček kamen sie nun zusammen, Masaryk, Beneš, die Rechtsanwälte Dr. Šamal, Dr. Veselý, die Journalisten Dr. Herben und Cyrill Dušek, der Ingenieur Pfeffermann und der Verleger Dubský, und schufen die Tatbestände, von denen der Paragraph achtundfünfzig spricht und derentwegen der Paragraph neunundfünfzig auf Todesstrafe erkennt. Es waren nur Realisten, die Parteigenossen, denen Masaryk berichtete, was im Haupt-

quartier des Erzherzogs Friedrich vorging, welche Geheimdepeschen der deutsche Reichskanzler Bethmann Hollweg an den österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh sandte, und was der kaiserliche Statthalter in Prag, Fürst Thun, dem österreichischen Innenminister, Baron Heinold, nach Wien über das Verhalten der Tschechen geheim meldete, wie er die Liedlein zitierte, die tschechische Soldaten sangen, als sie an die Front im Osten zogen:

„Rotes Tüchlein, dreh dich im Winde herum!  
Ich soll den Russen schlagen — weiß nicht, warum!“

Kein Wort sagte Masaryk, wie er von den Dingen erfuhr, aber er wußte um sie sofort: Denn der Kammerdiener des Innenministers nahm allabendlich vom Tische seines Herrn dessen Aktennotizen, schrieb sie sorglich ab und legte sie des Morgens wieder an ihren Platz. Von ihm übernahm Machar, der tschechische Dichter und Bankbeamte im verhaßt-besungenen Wien, alle Aufzeichnungen für Masaryk.

Ein Kriegstag folgte dem anderen. Unklarheit über werdendes und Unentschlossenheit zu Kommendem lag über allem. Noch war Deutschland groß und Rußland war weit. Und das eigene Volk? War es nicht eine Schar von wankelmütigen Quiriten? War es also schon Zeit, den Hals zu riskieren?

Vor Masaryks Erfahrung trat Beneš's plötzlich wach werdende Impulsivität zurück, Selbstzucht schränkte sie ein. In widerspruchslosem Respekt vollführte Beneš alles, was der Führer verlangte. Er strebte zum Ganzen; noch jung, erkannte er Goethes Wahrheit an sich:

„ . . . und kannst du selber kein Ganzes  
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!“

Aus Dresdner Kaffeehäusern, in denen er mit tschechischen Kellnern Bekanntschaften machte, brachte Beneš die in Österreich verbotene Presse des feindlichen Auslandes, er fand hundert Wege zu Nachrichtenquellen, er zeichnete getreu auf, was Masaryk sagte, er wurde des Meisters rechte Hand. Bald genügte dem Realisten Masaryk, der zeitlebens eine Kampfnatur gewesen war, Reflexion nicht mehr; in ihm drängte es zur Aktion, für die aber die Heimat noch nicht reif war. Schon begann auch der Verdacht der Polizei wach zu werden und Masaryk mußte daran denken, daß eines Tages Flucht Rettung sein könnte. Daß dann ein um alles Wissender in der Heimat bliebe, war Masaryks Sorge; Beneš mußte alles kennen.

Als es Winter 1914 wurde, waren Rußlands Heere bis in den Bereich der Krakauer Festungsgeschütze gedrungen, Weihnachten könnten sie in Prag sein, dachten die tschechischen Bäuerinnen. Sie hatten schon so lange keine Männer gesehen, — und jetzt mästeten sie rascher die jungen Gänse; wie würden sie den Muschiks munden! Weihnachten könnten die Russen in Böhmen sein, erwogen auch die Männer, die um Masaryk zusammenkamen. Sollte die tschechische Freiheit wirklich aus dem Osten kommen, sollte Böhmens zukünftiger König ein Romanow sein? Sie überlegten, als Masaryk zum letzten Male unter ihnen saß, wer nach Habsburgs Kaisern die Wenzelskrone tragen sollte, wenn . . . Nein, der Westen gäbe bessere Könige, meint Masaryk, und denkt an den Prinzen von Connaught. Oder könnte nicht auch ein Prinz von Dänemark Herr der Tschechen werden? Freilich, eine Republik wäre am besten . . .!

Die Polizei beginnt das Spiel zu merken. Da wird es heiß unter Masaryks Füßen; der 17. Dezember 1914 sieht Masaryk zum letzten Male im österreichischen

Prag. Im österreichischen Prag? Was geschieht, wenn Habsburg siegreich bleiben sollte? Was dann?

„Dieu me pardonnera, c'est son métier!“ Wie Heinrich Heine denkt der Vierundsechzigjährige, der Heimat, Weib und Kinder verläßt und in die dunkle Zukunft fährt.

Hochverrat blühte. Die Zeit webt um Verräter den Schleier der Romantik; glückt das Vabanquespiel, so fügt sie noch die Glorie des Ruhmes hinzu, und dem, der den erfolgreichen Hochverrat beging, gestattet die Gnade des Geschicks, später sich selber in erinnerndem Rückblick ein Denkmal zu setzen:

„Verschwörertum formt durch sein ganzes Milieu, seine Methode, seine Arbeit, seine unerläßlichen mittelbaren und unmittelbaren Verbindungen zur Polizei oder zum Nachrichten- und Späherdienst den Charakter der Menschen, besonders der jungen Menschen: es schärft den Geist, zwingt den Menschen zum Nachdenken, zur Aufmerksamkeit, zur Voraussicht, rascher Orientierung und praktisch psychologischer Kenntnis von Menschen und Situationen, — es ist eine wahre Lebensschule für den, der zu beobachten und seine Erfahrungen dann auszuwerten versteht. Es leitet und erzieht auch zu persönlicher Kühnheit, Mut des Geistes und des Herzens, ja bis zu fanatischer Selbstaufopferung. Verschwörer pflegen fanatische Menschen zu sein oder es leicht zu werden, und Fanatiker sehen die Dinge stets entweder einseitig oder so, wie ihr innerer Wunsch sie treibt. Ich machte dies alles an mir selbst durch und beobachtete eifrig meine Umgebung, die bei unserer Verschwörerarbeit half. Früher hatte ich aus russischen Romanen gelernt, nun schöpfte ich neue Erfahrungen aus der Praxis und der Analyse meiner Mitarbeiter.“

Die nüchterne Auffassung, das Streben nach Atomisierung der Vorgänge, die er Analyse und Synthese nennt, blieb auch dem glücklichen Verschwörer und Minister Beneš; aber der Mann am Ziele idealisiert schon die Arbeit vor dem Ziele um seines jungen Ruhmes willen.

In Bücherdeckeln, Taschen, Koffergriffen, Bleistiften, Füllfedern, Schlüsseln, Mantelknöpfen, mit chiffrierten Namen und Geheimzeichen, in Zeitungsinserten wurde Nachrichtenschmuggel über Österreichs Grenzen getrieben. Unter der Losung „Keine Furcht und ausharren!“ erkannten einander Verschworene. Was im Wiener Ministerrate heute besprochen worden war, stand fünf Tage später in den Zeitungen von Paris, — glänzend bewährte sich Masaryks Schüler. Schlau wußte er, als es wichtig wurde, neue Pläne zu zeichnen, über Tirols Grenze nach Zürich zu kommen. Im Hotel „Viktoria“ traf er Masaryk, der Geld aus der Heimat verlangt. Noch waren die versprochenen Dollars der amerikanischen Tschechen nicht eingetroffen, und die Propaganda kostete Geld, viel Geld. Und wenn er nach Prag heimkomme, solle Beneš sagen, daß noch andere ins Ausland gehen müßten, Scheiner, der Sokolführer, um tschechische Legionen in Rußland zu bilden, und Kramář, der Jungtscheche, um mit Masaryk zu arbeiten; vergessen wolle Masaryk alten Streit und alte Dummheiten. Aber sie müßten kommen, damit man draußen glaube, daß es wirklich allen Tschechen ernst sei im Kampfe gegen Habsburg . . .

In der Wohnung Dr. Šámals treffen einander Kramář und Beneš zum ersten Male. Ein in den Kämpfen der Politik schon Graugewordener stand einem jungen Menschen gegenüber, der sich erst die Sporen verdienen sollte und wollte.

Den alten Streit wolle auch er vergessen, meint Kramář, als er gehört hatte, was Masaryk ihm sagen ließ. Mit allem, was Masaryk wegen der Bildung einer Organisation in der Heimat vorschlage, sei er einverstanden, aber der Tschechen Heil werde doch das große, heilige Rußland entscheiden. Daß Masaryk draußen sei, ist schön und gut, sein eigener Platz wäre aber nicht im Auslande, nicht jenseits der Grenze, sondern in der Heimat.

Beneš stutzt. Er beginnt zu widersprechen. Er behauptet, Franzosen und Engländer übten große Zurückhaltung in der russischen Frage, sie fürchteten die Ausdehnung Rußlands. Und ob Rußland wirklich den Tschechen die Freiheit bringen würde, sei zumindest zweifelhaft. Man dürfe nicht untätig bleiben, auch Rußland könne keine gebratenen Tauben liefern.

Kurz tut Kramář den Widerspruch ab. Rußland gilt ihm als Rettung. „Wird es notwendig werden, kann ich alles durch meine Intervention erledigen — und alles wird in Ordnung sein!“

Ins Ausland gehen, er, Kramář — nein! Wenn Österreich wirklich zugrunde ginge — im Tiefinnersten will er es jetzt weder glauben noch hoffen —, wenn das Unzulängliche wirklich Ereignis würde, sollte dann er, ein Führer, sein kommendes Reich selber verkünden? Wem anderen würde denn der Primat gebühren als ihm? Der andere, Masaryk, mochte draußen sein, in den Vorzimmern der Minister, aber er, Kramář, hatte zu warten, bis die Boten kommen und ihn, den Ausgewählten des Volkes, holen würden, wie sie einstmal, in sagenhafter Zeit, Böhmens ersten Fürsten, Přemysl, vom Pfluge auf den Thron gerufen haben . . .

Durch die freundlich ablehnenden Worte weht wieder die Kühle des namenlos Stolzen, schon fühlt

Beneš die brückenlose Ferne. Schicksalsgeboten wächst die Wand zwischen dem alten Romantiker und dem jungen Realisten. Das tschechische Volk verleugnet sich nicht in diesen Söhnen.

Wie einst vor zwanzig Jahren junge Burschen in stillen Gärten zusammengelassen waren, Flugblätter abgefaßt und vervielfältigt hatten, bis die Polizei sie faßte und als Verschworene vor die Richter stellte, — wie damals die „Omladina“ gegen Habsburg in Spottgedichten loszog, so geschah es jetzt wieder, nur ging es ums Ganze, und Kriegerrecht waltete. In der Wohnung Šámals kamen sie zusammen, erst die um Masaryk, dann Dr. Kramář, die Omladinisten von einst, Dr. Rašín und Dr. Hajn, schließlich Dr. Scheiner, der Führer der Sokoln. Nach und nach schlossen sich noch andere an, der Agrarier Švehla, der Sozialdemokrat Dr. Soukup, später — als er das Gefängnis verläßt — der nationale Sozialist Křofáč, bis die Abgesandten aller tschechischen Parteien gewonnen waren. Fern blieben nur die tschechischen Klerikalen — Haus Habsburg, das mitteleuropäische Bollwerk Roms, wollten sie nicht verraten, noch nicht, noch schien es zu früh. Der Wunsch, um den Ursprung der tschechischen Erhebung das Licht des Heroismus erstrahlen zu lassen, schuf Legenden um diesen geheimen Kreis, der später im Gedenken an Vorbilder früherer Zeiten „Maffia“ hieß. Aber es waren nicht Männer mit gleichem Sinn und gleichem Ziel in dieser Runde verbunden. Tschechen alle, einig im Kampf gegen deutsches Wesen, schied sie doch die Vielspältigkeit tschechischen Charakters. Die Freiheit galt nicht allen gleich, und als auch unter ihnen die Rede ging, sie kostete Geld, schlug sich mancher in die Büsche. Voll Bitterkeit klagt Beneš über seine Erfahrungen:

„Ich wollte Geld in einem etwas breiteren Kreise sammeln, zunächst auch in der Fortschritts-(Realisten-) Partei, unter Parteigenossen und Freunden Masaryks. Ich hörte sehr rasch wieder auf, denn beim ersten Versuch sah ich die Vergeblichkeit meines Beginns. Ich hatte mich nämlich an zwei hervorragende Parteigänger gewendet, deren Reichtum bekannt war. Der eine drückte mir eines Abends nach langer Unterredung heimlich — hundert Kronen in die Hand; der andere setzte mir einige Tage darauf in einem Kaffeehause lang und breit seine Anschauungen und sein Rechtsempfinden auseinander und gab mir — nichts.“

20. Mai 1915. In der Wohnung Dr. Šámals sitzen sechs Doktoren der Rechte beisammen und verschwören sich gegen Österreichs Leben. Wieder berichtet Beneš von einer Fahrt zu Masaryk, er erzählt von der Sammlung tschechischer Soldaten in Rußland, meist Überläufer aus österreichischen Regimenten, er legt die ersten Nummern der tschechischen Propagandazeitschrift in Frankreich „Nation Tchèque“ und „Československá Samostatnost“ („Die tschechoslowakische Selbständigkeit“) auf den Tisch, er bringt Masaryks erste englische Denkschrift „Independent Bohemia“ und Denis' Buch „La Guerre“, in welchem der französische Historiker neuerlich der tschechischen Bundesgenossen gedenkt und die Freiheit für die vermeintlichen Opfer der Schlacht am Weißen Berge fordert. Er unterstreicht Masaryks Wunsch, endlich öffentlich im Namen des Volkes auftreten zu dürfen, und verliest des Professors Entwurf zur ersten Proklamation. Masaryk verlangt ausdrückliche Zustimmung. Er kennt seine Pappenheimer — was geschähe, wenn sie ihn desavouieren würden? Wenn man später einmal sagen würde, die draußen seien von der Hei-

mat zu nichts ermächtigt, oder sie seien überflüssig oder nebensächlich gewesen?

Sie stimmen zu.

Das Telephon läutet.

Scheiner wird zum Apparat gerufen, er spricht ganz kurz, bleich kommt er zurück. Eine Militärpatrouille ist in seiner Wohnung und nimmt eine Durchsuchung vor. Sind die Verräter verraten?

Kramář sieht Rašín an, steckt eine Nummer der „Nation Tchèque“ in die Brusttasche des Mantels und verabschiedet sich. Auch Rašín geht und mit ihm sein Genosse aus der „Omladina“-Zeit, Hajn.

Šámál, Scheiner und Beneš bleiben zurück. Die Dokumente werfen sie ins Feuer und dann beraten sie, was zu tun sei. Sie drängen Scheiner zur Flucht. Nach einer Weile Überlegung ist der Sokolführer einverstanden. Šámál bringt alles Geld, das im Hause ist, und dann scheiden sie. Scheiner geht in seine Wohnung, langsam folgt Beneš. Ob man jetzt auch ihn packen würde? Hatte man gemerkt, daß sein Bruder Vojta schon in Amerika Geld sammelt?

Am nächsten Morgen erfährt er Kramářs und Scheiners Verhaftung. Als Kramář von Šámál auf dem Umwege über die Redaktion der „Národní Listy“ in seine Villa zurückkehrte, war ihm ein Polizeikommissär entgegengetreten, hatte die Worte „Im Namen des Gesetzes . . .“ gesprochen und ihn dann der Militärgewalt überliefert. Aus der Brusttasche des Verhafteten zog der Militär-Auditor als ernstes Beweistück die neueste Nummer der „Nation Tchèque“. Scheiner war gleichzeitig festgenommen worden. Auf Befehl des Armee-Oberkommandos wurden beide gefangengesetzt und nach Wien gebracht.

Beneš traut sich, nachdem er von den Vorgängen unterrichtet worden war, nicht nach Hause. Er

schleicht um das Haus und wartet, ob sich etwas Verdächtiges zeigen würde. Nichts rührt sich. Als es Abend wird, geht er endlich heim, säubert die Wohnung von allem, was Polizeiaugen verdächtig scheinen könnte, gibt eine Kiste voll Bücher dem befreundeten Polizeirat Olič, der im gleichen Stockwerk wohnt, und harret der Dinge. Es geschieht nichts.

Fast täglich spricht er von nun an mit Rašín. Am 12. Juli 1915 sucht er ihn vergeblich in der Redaktion der „Národní Listy“ — auch Rašín hatte den Weg ins Wiener Untersuchungsgefängnis antreten müssen.

Als in dieser Zeit der Auditor Preminger dem gefangenen Poeten Machar, der später in seiner freien Heimat seinen freien Beruf gegen das Amt eines Generalinspektors der tschechoslowakischen Armee eintauschte, um dann nach Jahren bitterer Enttäuschung reuig wieder zu den Musen zurückzukehren, — als also der österreichische Militärrichter dem tschechischen Dichter vorhielt, die Tschechen trieben Hochverrat, weil sie aus Österreich herauswollten, riet Machar in sarkastischer Ironie:

„Also führen Sie um Böhmen, Mähren und einen Teil Schlesiens eine hohe Mauer auf, lassen Sie in ihr nur ein Tor, vor das Tor stellen Sie ein paar Landsturmänner mit aufgeflepptem Bajonett und über das Tor setzen Sie die Aufschrift ‚Kaiserlich-königliches Kriminal‘ — und Sie haben alle Hochverräter beisammen!“

„Und wie nennen Sie also das, was die Tschechen treiben?“

„Wenn Sie wollen, Herr Auditor, nenne ich es — passive Revolution!“

Als der Auditor die Anklage gegen Kramář erhob, bezichtigte er ihn der Teilnahme an passiver Re-



volution. Zum letzten Male wehrte sich das Reich gegen seinen Zerfall. Der Paragraph achtundfünfzig klagte an; der Paragraph neunundfünfzig sollte richten und sühnen. Auch Kramář sollte er richten. Aber es wäre ein Justizmord geworden. Man hatte nach dem Unschuldigsten unter den passiven Revolutionären gegriffen. Hatte er nicht immer Österreich erhalten wollen? Ein Österreich mit slawischer Vormacht? Hatte er je zwischen seinem Kaiser und seinem Volk Unfrieden gestiftet?

Er bekennt sich zu keiner Schuld. Sechs Monate dauert die Untersuchung, sechs Monate dauert der Prozeß, am 3. Juni 1916 verkündet das Gericht das Todesurteil. Es wurde nicht vollstreckt. Karl, Österreichs neuer und letzter Herr, gab Gnade und Freiheit, aber der Nimbus des dem Strang entronnenen Nationalhelden blieb Kramář, der sich jetzt rasch in der ihm vom Schicksal aufgezwungenen Situation zu recht fand. Jetzt wurde er der Revolutionär und wurde schuldig, jetzt mag der ehrgeizige Romantiker von Böhmens Krone geträumt haben; sollte er sie für zweijährigen, dornenvollen Kreuzweg nicht erhalten? Wäre ein Volk so undankbar, daß es einem anderen, der in Hotels wohnen durfte, während er in enger Gefängniszelle hauste, die Palme reichte? Nein, das konnte er nicht glauben.

Seine Burg wird die Königsburg, der Hradschin ...

## DER KÄMPFENDE

Auf dem deutschen Konsulat in Prag geht es erregt zu. Kriegszeit. Deutschland behütet scharf seine Grenzen und läßt nicht jeden ein. Seine Konsulate erteilen das Einreisevisum erst nach genauer Paßprüfung, viele, die nach Ems oder nach Wildungen oder nach

Homburg wollen, dürfen nicht, ihre Krankheit erscheint der deutschen Behörde als Vorwand. Da liegt auf dem Tische auch ein österreichischer Paß, sein Inhaber ist Miroslav Šícha. Der Beamte ruft den Namen. Ein schwächlicher Mann meldet sich. Was er denn in Deutschland wolle, fragt der deutsche Beamte. Der Schwächliche antwortet, er sei Geschäftsreisender in optischen Apparaten, und es sei erforderlich, sich in Deutschland nach Neuheiten umzusehen, auch bitte er um ein Durchreisevisum, denn er müsse in die Schweiz. In die Schweiz, jetzt mitten im Kriege, September 1915, in die Schweiz? Unschlüssig blättert der Beamte im Passe, dann druckt er den deutschen Sichtvermerk „Gut zur Ein- und Durchreise“ in den Paß und reicht ihn dem Wartenden zurück.

In der Frühe des 1. September 1915 verabschiedet sich voll Wehmut ein Mann von seiner Gattin. Sie begleitet ihn zur Bahnstation des kleinen Ortes, in dem sie den Sommer noch miteinander verbracht hatten, ein kleines Köfferchen birgt sie unter dem Mantel, damit die Leute im Dorfe nicht sähen, daß der Mann verreist. Er verspricht, in zwei Jahren zurückzukommen, und bereitet die Frau auf schwere Zeiten vor, — niemand könnte wissen, was kommen werde. Da fährt der Zug nach Eger in die Station und in einer Minute ist alles vorbei.

## Flucht?

In der Dämmerung des gleichen Tages gehen zwei Männer die Straße von Asch im westböhmischem Landeszipfel zur nahen österreichischen Grenze, der eine ist in Zivil, der andere trägt die Uniform eines österreichischen Militärarztes. Nicht weit vom Zollhaus biegen sie von der Straße ab. Sichtlich führt der Soldat seinen Weggenossen; als sie die Grenze erreichen, zeigt er dem anderen den Weg nach Hof im

bayrischen Land. Jetzt trennen sie sich, und eilends geht der Arzt zurück, nach Österreich.

Der andere verschwindet jenseits der Grenze. Als er in Hof den Zug besteigt, hat er eine Fahrkarte nach Friedrichshafen am Bodensee bei sich. In der Nacht vom 2. zum 3. September ist er dort und will über den See nach der Schweiz weiter. Ruhig schläft er noch einige Stunden auf harter Bank. Dann weckt ihn ein deutscher Soldat und führt ihn in die Revisionshalle. Peinliche Prüfung, der Rucksack wird durchsucht. Ist der Paß in Ordnung? Miroslav Šicha, Geschäftsreisender in optischen Apparaten. Deutsches Visum, Schweizer Visum — sind sie im Passe? Die Spannung duldet keine Unruhe, er zuckt nicht mit der Wimper.

„Passiert!“ sagt der deutsche Wachkommandant, öffnet die sperrenden Schranken und läßt ihn hinab zur Landungsbrücke der Dampfer. Fünf Uhr morgens ist es, noch eine Stunde — dann wird er auf eidgenössischem Boden sein. Jetzt beginnt die Schiffschraube zu arbeiten, das deutsche Ufer weicht zurück, langsam entschwindet es dem Blick und langsam taucht drüben die Schweiz auf. Immer näher kommen die Berge, immer deutlicher sieht man die Firne, und dann ist er drüben, in der Freiheit . . . Aus Sankt Gallen schickt er der Gattin den verabredeten telegraphischen Gruß, und am Abend um neun, als ein heftiges Gewitter über Genf zieht, reicht Eduard Beneš im Restaurant des Eaux Vives Masaryk die Hand.

„In die Heimat kehrte ich nicht mehr zurück, auch nicht in der Zeit, die ich angegeben hatte, sondern erst nach vier Jahren, am 24. September 1919, als Außenminister der Republik, nach Schluß der Pariser Friedenskonferenz und nach der Unterzeichnung des

Friedens von Saint-Germain, an der Grenze begrüßt von der Regierung der Republik und Gesandten des Parlaments, unter festlichen Kundgebungen unseres Volkes von den Grenzen des Staates bis in die Prager Burg . . .“

Kaum erkennt er seine Liebe wieder, als er sie am 16. September 1915 wiedersieht. Nichts von der früheren Anmut, verschwunden die Heiterkeit auf ihrem Antlitz, der Glanz entwichen, Sorgen und Furcht in den Mienen, — o Paris! Im fünften Stockwerk 7 rue Léopold Robert mietet er zwei Zimmer und eine Küche. Sein Monatsetat darf hundertzwanzig Franken betragen, — nicht mehr. Seine Schulden bei der Tante betragen schon einige Zehntausend Kronen, davon hatte er viel an Masaryk gegeben, etwas mußte er der Frau daheimlassen, für die auch Dr. Šamal hatte sorgen wollen, die Propaganda verschlang Unsummen Geldes. Er lebt wieder bescheiden, so bescheiden wie damals vor zehn Jahren, als er zum ersten Male in die große Stadt gekommen war.

Die Bekannten von damals waren vergessen oder im Kriege verschwunden — er war allein in der Festung Paris. Wie freut er sich, wenn er die Zeitungen der Heimat sieht, wie weh wird ihm, wenn er im Anzeigenteil der „Národní Politika“ Grüße seiner Frau findet — sie hatten diesen Weg vorher verabredet. Wie denkt er doch an sie zurück, sooft er die rue Campagne Première hinabgeht, wo er vier Jahre zuvor mit ihr gewohnt hatte.

„Ich gehe“, schreibt er ihr, „in den nahen Garten von Luxembourg zu den bewußten Stellen und lebe in der Erinnerung. Schreib mir an den Schneider Kovařík in Zürich, Zweierstraße 134, und unterschreib mit Hančí.“

Aber bald ermannt er sich aus wehmütiger Stimmung. Masaryk führt ihn bei Denis ein; Professor Eisenmann, Lehrer an der Dijoner Universität, als Beneš dort studierte, und jetzt als Kenner der österreichischen Zustände der Informationsabteilung des Kriegsministeriums zugeteilt, erinnert sich an den ehemaligen Schüler, macht ihn mit einigen Offizieren bekannt; zum Munitionsminister Albert Thomas findet der ehemalige Mitarbeiter der „Revue Socialiste“ und des „Mouvement Socialiste“ die Verbindung auf dem Wege der Partei. In die Räume des Außenministeriums führt ihn der Auslandsredakteur des „Petit Parisien“ Paul Louis. Das Selbstbewußtsein, das auf dem Wege nach Paris ein wenig gelitten hatte, ist bald wieder gehoben. Sein erster Bericht nach Prag wagt Urteile, die in der damaligen Sachlage auch gewiegten Propheten schwerfallen mußten. Um die Zuversicht daheim zu stärken, berichtet er von der absoluten Sicherheit in Paris, daß Österreich zerschlagen und Deutschland niedergeworfen werde. „Jeder lacht über die konvulsivischen Zuckungen der Deutschen!“ Aber im gleichen Atem spricht er von der Wahrscheinlichkeit der Errichtung eines Österreich, in dessen Rahmen Tschechen, Magyaren und Deutsche eine Dreieinigkeit, einen Trialismus, bilden würden. „Wohl ist die vollkommene Selbständigkeit nicht ausgeschlossen, obgleich die Hindernisse gewaltig sind: Niemand macht bei uns etwas!“

Gefühle und Wünsche mischen Wahrheit und Dichtung, noch kann Beneš seinen Stil nicht meistern, durchsichtig ist die Tendenz, aber noch kein diplomatischer Ton verdirbt die Musik. Erst allmählich mit den Erfahrungen einer schweren Zeit wandelte sich der Theoretiker der Propaganda zu einem Praktiker, noch weit war der Weg, auf dem aus dem Professor

politischer Wissenschaft ein Politiker wurde, und erst das Ende des Krieges und die Rückkehr in die Heimat sieht ihn als Diplomaten, zu dessen vielseitigem Handwerk ihn schließlich natürliche Veranlagung, Studienlauf, geschichtlicher Zufall prädestiniert erscheinen ließen.

Der politische Emigrant fühlt sich aber rasch in das auf Krieg und Politik umgestellte Leben von Paris ein. Eben gewonnene Beziehungen weiß er geschickt auszunützen. Im Atelier des Malers Strimpl, des späteren Gesandten in Brüssel, lernt er den Redakteur des „Journal des Débats“, P. Quirielle, kennen, der bringt ihn zu Auguste Gauvaine, dem Außenpolitiker dieses Blattes. Duboscq vom „Temps“, Sauerwein vom „Matin“, Bienaimé von der „Victoire“ kann er auch bald zu den Journalisten zählen, die hier und da in ihren Blättern von den angeblich unterdrückten Tschechen wirkungsvoll berichten. Durch die Weitergabe der Nachrichten, die er aus Österreich erhält, weiß sich Beneš die Journalisten zu verpflichten — das einfachste, bequemste und sicherste Mittel, auf das, was man öffentliche Meinung nennt, Einfluß zu gewinnen. Ohne Schwierigkeit konnte daher das erste Manifest des „Tschechischen Ausländischen Ausschusses“, um dessen Genehmigung durch die politischen Parteien in der Heimat lange gekämpft worden war und das vom 14. November 1915 datiert ist, in der französischen Presse placiert werden. Es trägt die Unterschriften der Mitglieder dieses Ausschusses, an erster Stelle das Signum des gleichfalls ins Ausland geflüchteten agrarischen Abgeordneten Josef Dürich, an zweiter Stelle den Namenszug Masaryks. Dann schließen sich die Unterschriften der Vertreter der tschechischen Kolonien in Rußland, England, Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika an. Beneš's Unter-

schrift fehlt. Aber das Dokument, das Masaryk entwarf und Denis zuschliff, zeigt deutlich, wie der Lauf der Gedanken des Schülers immer jenem des Meisters gefolgt war. Wie Beneš die Erinnerung an jene Zeit, wo er sich unter dem Eindruck des preußischen Paradeschrittes gegen deutschen und Deutschlands Geist zu wenden begann, nie verlor und sie überall mitklingen ließ, so auch der Lehrer: „... Wien und Budapest unterstützen die pangermanischen Orgien im Sinne Lagardes, von Hartmanns, Mommsens und Treitschkes. In dieser Lage kann das tschechische Volk nicht weiter schweigen . . . Das dualistische Österreich-Ungarn wurde zum Bedrucker der nicht-deutschen und nichtmagyarischen Nationen, es ist ein Hindernis des europäischen Friedens und ist ein bloßes Werkzeug des deutschen Dranges nach dem Osten . . . Deutschland teilt die Schuld Österreich-Ungarns . . .“

Und der vor sieben Jahren in Paris für die Neugestaltung Österreich-Ungarns eintrat, schreibt jetzt einen Haßgesang: „Détruisez l'Autriche-Hongrie!“, — „Zerstöret Österreich-Ungarn!“ Er beklagt das tschechische Schicksal, seit zwölfhundert Jahren im deutschen Block gebettet zu liegen, seit zwölfhundert Jahren die Avantgarde gegen die zu sein, die „heute als die niedersten Feinde menschlicher Kultur angesehen werden“. Der erste Nationalheld der Tschechen, der heilige Wenzel, lag schon im Kampfe mit den teutonischen Horden. Überall findet man die Spuren des Kampfes gegen die Deutschen, „in den Anfängen geschichtlicher Zeit, in den Denkmälern der Literatur, in den Legenden, in unseren Tränen und in den Erzählungen, die von Mund zu Mund gehen“. Und wieder durchläuft er alle Kapitel tschechischer Geschichte bis auf unsere Zeit, wo der deutsche Drang

nach Osten — wie er ihn sehen will — über tschechische Leichen hinwegzugehen drohe,

Darum: Austria delenda est! „Libérez les Slaves autrichiens! Unissez les Tchêco-Slovaques et les Yougo-Slaves! Comprenez enfin votre intérêt, comprenez l'intérêt de l'Europe, comprenez l'intérêt de l'humanité!“

Dem langverhaltenen Grimm gegenüber dem Erbfeind, dessen Stämme das Land der Tschechen unverrückbar umgeben, war freie Bahn offen.

Weder sich selber, geschweige denn jemand anderem will aber Beneš je eingestehen, daß auch er in seiner Abneigung gegen Deutschland und Deutsche ein rechter Sohn seines Volkes ist. Nüchternheit und Vernunft zwingen ihn, instinktiven Gefühlen Halt zu gebieten. Nur die Achtung vor der neuen Stärke von siebzig Millionen Menschen, sonst nichts, legt ihm, als er zehn Jahre nach dem Frieden von Versailles über sein Leben Rechenschaft geben soll, die vorsichtigen Worte in den Mund:

„Ich pflegte während des Krieges gegen die Deutschen den Standpunkt eines festen, entschiedenen, leidenschaftslosen und nicht chauvinistischen Widerstandes einzunehmen. Ich wünschte aus voller Seele ihre Niederlage im Interesse einer besseren Zukunft Europas und der Welt; damit sie selber und die ganze Welt einen unwiderleglichen Beweis erhielten, daß der Wille, die Zukunft einer Nation und eines Staates nur auf dem Grundsatz der Macht und der materiellen Kraft aufzubauen, unvermeidlich zur Vernichtung dieser Macht, zur moralischen Katastrophe und zur schweren Sühne der begangenen und — nicht begangenen Fehler führt. Ich war nicht blind dagegen, was sie vor dem Kriege und während des Krieges

Großartiges zu leisten vermochten. Ich schätzte es. Ich empfand niemals gegen sie das, was man das Gefühl des Hasses gegen eine Nation nennen könnte. Es war mir klar, daß man während des Krieges Recht und Gerechtigkeit, Schuld und Gewalt nicht auf der Goldwaage wägen könne und daß man nach dem Kriege manches Urteil revidieren würde. Während des Krieges aber mußte man danach streben — den Krieg zu gewinnen, im Interesse des Friedens und der Gerechtigkeit. Nach dem Kriege mußte man sich aber über eine vernünftige und loyale friedliche Zusammenarbeit einigen."

Der jetzt selber kategorisch seinem strebenden Drang, Hammer, nicht Amboß zu werden, gehorchen muß, wendet sich wieder, wie damals, als er in Berlin studierte, gegen ihn. Ist's aber nicht der Wille zur mächtigen Tat, der auch ihn vorwärtsjagt? Sieht er nicht gerade jetzt, wo Schuld und Unschuld gleiche Sühne finden, die Welt als Willen? Und was im Deutschen schuldvoller Wille gewesen, sollte im Tschechen schuldloser Drang sein? Was ist's, wenn bei Plutarch Julius Caesar seinen Freunden sagt, er wolle lieber auf dem Dorfe der erste als in Rom der zweite sein? Drang oder Wille?

Und der selber für Recht und Gerechtigkeit zu kämpfen vermeint, sagt er nicht hier achselzuckend die große bittere Wahrheit, daß nicht nur der Zweck, sondern auch der Krieg Mittel heilige? Denn Kriegerecht bricht Friedensrecht, und muß der Sieg nicht gewonnen werden . . . ?

Eine ruhelose, nervenzerrüttende Zeit. Die Propaganda erforderte Reisen. Man konnte nicht bloß von Paris aus arbeiten. Bald mußte er nach London zu Masaryk, der dort eine Professur für Slawistik am

Kings College erhalten hatte, bald fuhr er nach Holland hinüber, von wo aus der Maler Filla einen Informationsdienst mit Prag versorgte. Häufig war er auch in der Schweiz, wo zuerst Dr. Sychrava und Dürich, später der amerikanische Slowake Dr. Osuský, Advokat und dann Gesandter in Paris, Propaganda bei Ämtern und Presse trieben und die diplomatische Tätigkeit des Wiener Außenamtes auf neutralem Boden abzuhorchen hatten.

Am Tage nach der Rückkehr von einer Schweizer Fahrt, am 13. Dezember 1915, geht Beneš wieder einmal hinauf ins Atelier zu Freund Strimpl. Dort pflegt er zu erfahren, was sich in den Tagen seiner Abwesenheit begeben hatte, hört Dinge aus der Heimat, schließt neue Bekanntschaften und erholt sich ein wenig im lässigen Gespräch. So will er es auch heute. Aber Strimpl ist nicht allein. An der Wand des Zimmers lehnt ein junger Mann, der etwas älter als Beneš sein mochte. Er trägt die Uniform eines französischen Fliegeroffiziers, ist schwach und blaß, scheint auch stark ermüdet zu sein. Die hohe Stirn liegt über einer scharfen Nase. Zwei blaue Augen leuchten freundlich. Offizier?

Strimpl macht Beneš mit dem Flieger bekannt: Milan Rastislav Štefánik. Štefánik! Sie kennen einander doch. Natürlich, vor zehn Jahren waren sie einander schon begegnet, irgendwo in Paris. Beneš hatte sich mit Sozialismus beschäftigt, Štefánik hatte Astronomie studiert. Aus verschiedenem Holze geschnitzt, waren sie einander nicht nahegekommen. Štefánik hatte den Sozialismus nicht gemocht und später, als sie zusammen einen Staat machen sollten, dachte der Sozialist an die Republik, der Antisozialist an eine Monarchie mit einem italienischen Prinzen. Verschieden auch war ihre Jugend. Anders wurde der

Bauernsohn, anders das Kind eines armen evangelischen Pfarrers in einem weltfernen, slowakischen Dorf erzogen. Und doch hatte Beneš die keusche Jugend in Prag, Štefánik ein heißes Studentenleben in Zürich gelebt. Die Mädchen fliegen ihm zu und erst dann, als in Prag eine Fünfzehnjährige seinen Mai-glöckchenstrauß weit von sich wirft und ihn vor Studenten und Studentinnen bloßstellt, kehrt er um, ändert seine Auffassung vom Leben, wird Skeptiker und meint, nur der Revolver könne ihn retten. Ein sechzehnjähriges Mädchen befreit ihn vom Gedanken an den Freitod, aber erst viel später führt den reif gewordenen eine Schriftstellerin aus der Welt bizarrer Gedanken. Jetzt studiert er in Paris, guckte nach den Sternen und maß die Sonnenflecken, fünfmal vom Mont Blanc, dann in der Südsee, in der Sahara, irgendwo in Indien und schließlich ist der Slowake französischer Staatsbürger und bekannter Astronom. Im astrophysikalischen Observatorium des Schlosses von Meudon, in dem hundert Jahre zuvor Kaiserin Maria Louise den einjährigen König von Rom gewiegt hatte und auf dessen berühmter Aussichtsterrasse vierzig Jahre vorher die deutschen Batterien gegen Paris aufgefahren waren, deutet Štefánik die Sterne. Als der Krieg losbricht, bleibt er den Sternen treu — als Flieger. Als der Krieg vorbei ist und der Astronom als Kriegsminister im Flugzeug in die Heimat zurückkehrt, darf er sie nur noch einmal aus der Höhe grüßen. In tödlichem Absturz erreicht er die mütterliche Erde . . .

Jetzt aber sind's noch drei Jahre bis zum Sterben. Er ist müde von der Front zurückgekehrt und besucht Strimpl. Was es Neues gebe, was die slowakische Heimat mache? Was — nur Tschechen seien an der Arbeit, kein Slowake? Sollte denn das ver-

heißene Land nicht auch die Slowaken in seine Grenzen ziehen? Da kommt Beneš . . .

Zu Masaryk und Beneš trat der Slowake Štefánik. Er brachte neue Leute, er bahnte Masaryk den Weg zu Briand, Frankreichs Außenminister, er bildete mit dem Halbslowaken Masaryk und dem Tschechen Beneš das Dreigestirn der tschechischen Auslandspropaganda. Zwischen Štefánik und Beneš kam es zur Arbeitsteilung: Štefánik brachte die Beziehungen, schuf dank seinem persönlichen Charme Freundschaften, Beneš baute sie für seine Zwecke aus. Nicht immer waren beide einer Meinung, denn Sychrava, Beneš's Pariser Mitarbeiter, erzählt, Beneš hätte häufig von Štefánik gesagt, er treibe Salonpolitik.

Štefánik genügte nicht, daß sich die tschechische Propaganda hinter dem nichtssagenden, primitiven Namen eines Komitees verbarg. Eine klingendere Benennung mußte gewählt werden; „Conseil National des Pays Tchèques“ druckte man von nun an auf die werbenden Briefbogen. „Nationalrat“ — sah das nicht gleich besser aus? Vorsitzender war Masaryk, seine Stellvertreter Dürich und der jetzt als Treuhänder der Slowaken geltende Štefánik, Generalsekretär wurde Beneš.

In der neuen Firma deutete noch nichts auf die Slowaken hin, man fürchtete Komplikationen, wenn man plötzlich die ethnographischen Kenntnisse der Franzosen auf eine zu harte Probe stellen sollte. Man verschwieg aus taktischen Gründen den slowakischen Bruder; er tauchte erst aus der Verschweigung auf, als zur Vorbereitung der Friedenskonferenz aus Tschechen, die es Jahrhunderte gewesen, Tschecho-Slowaken wurden. Das Unglück dieser Namensgebung fühlte man erst später.

Der „Conseil National“ war nun vorhanden, aber ihm fehlte die Anerkennung von innen und außen. Die

zwieträchtige Eintracht der Tschechen wurde wach, als sie sich vor seiner Autorität beugen sollten. Ohne Zwangsmittel ausgestattet, mußten sich die drei an der Spitze — Dürich fiel bald weg, weil er selber Autorität sein wollte — durchsetzen. Sie wußten, wie schwer es sein würde, mit den eigenen Leuten fertigzuwerden. Aber Beneš war entschlossen, sich die Führung nicht mehr aus der Hand winden zu lassen, niemandem zu weichen und seinen Posten, den ihm das Geschick zudedacht hatte, mit beispielloser Zähigkeit zu verteidigen. „Ich war mir gleich zu Beginn klar darüber, daß wir die Behörde eines werdenden Staates bildeten und daß wir eine gute Behörde sein müßten . . . mit der Fähigkeit, sich unseren Leuten, die so ungern eine Autorität, und nun gar die Autorität jemandes aus den eigenen Reihen anerkennen, aufzuzwingen. Als später Gegensätze in unseren Reihen hervortraten und die Organisation gefährdet wurde (Dürich), war es begreiflich, daß wir im allgemeinen Interesse entschieden, fest und kompromißlos, um das wertvolle und wichtige Instrument unserer Tätigkeit unangetastet zu bewahren.“

So begegnet in seinen Memoiren der Minister den Anwürfen jener, die später gegen Amt und Menschen manches einzuwenden haben. Er verteidigt seine Methoden, wie er zur Autorität gelangte, und er begründet die mit den Aufgaben zunehmende Autokratie, die sich manchmal auch gegen den leicht erregbaren, von innerer Krankheit bedrohten Štefánik wendet, mit dem weiten Mantel des allgemeinen Interesses. Aber an den Widerständen, die sich ihm bieten, wächst zusehends seine Kraft, schärft sich der Intellekt, stärkt sich die Daseinsbejahung, rankt sich der machtvolle Wille empor und zeugt die Sehnsucht, nach eigenem Geist und nach eigener Natur, in eigener Gesellschaft

und in eigener Kunst zu formen und zu bilden, der Wille zur Macht beherrscht den schwächtigen Körper.

Aus dem bloßen Komiteemitglied wurde ein Generalsekretär voll Selbstbewußtsein, der nicht Rivalen, sondern nur Mitarbeiter duldet. Er will auch nicht weniger sein als die Vorsitzenden. Nie vergißt er, wenn er irgendwo erscheint, in kluger Weise den „Generalsekretär“ einzuflechten. So intervenierte er auch zum ersten Male auf dem Quai d'Orsay im französischen Außenamte, „in seiner Eigenschaft als Generalsekretär beim damaligen politischen Direktor des Außenministeriums, dem heutigen Botschafter in Berlin, de Margerie“ wegen der Entsendung Štefániks nach Rußland, der dort die Tschechen militärisch organisieren sollte, und als Philippe Berthelot, schon damals einer der Wichtigsten am Quai d'Orsay und dann der Mann, der bis zum heutigen Tage alle französischen Außenminister beherrscht, ihn rufen läßt, um ihm namens der Regierung die Zustimmung zur Reise des zum französischen Oberst avancierenden Štefánik nach Rußland bekanntzugeben, hat Beneš seinen ersten diplomatischen Erfolg errungen: Die offizielle Anerkennung des tschechischen Nationalrates durch das französische Außenamt war via facti erfolgt. Es war der erste Schritt auf dem Wege zur Autonomie der tschechischen Armee und zur politischen Souveränität des Nationalrates.

Da stieß aber Beneš schon auf die Gegnerschaft Italiens, das im werdenden Südslawien einen Feind am „mare nostrum“ sah und dem der Tscheche unsympathisch wurde, als er die Einigkeit mit den Südslawen zu stark unterstrich. Als Beneš zum ersten Male in den Mauern Roms weilte, weicht er dem Außenminister Baron Sidney Sonnino, Italiens stärk-

stem Manne im Kriege, in weitem Bogen aus, er fürchtet die berühmte Formel Salandras, Sonninos Kollegen, vom „sacro egoismo“ zu hören, die keine Brücken zwischen Slawen und Italienern duldet. Noch war die Zeit nicht reif, um an dieser heiklen Stelle bittend, geschweige denn fordernd, zu erscheinen. Und auch die hohen Mauern des Vatikans sieht er nur von außen, vom Petersplatz, zum Kardinal-Staatssekretär geht er nicht. Von einem Mitglied des polnischen Komitees, Erasmus Piltz, späteren Gesandten in Prag, erfährt er, daß die Kurie auf die Tschechen nicht gut zu sprechen sei. Noch immer besaß der Papst das bestinformierte Außenamt und dort hatte man gehört, daß Tschechen; wenn sie zu den Russen überliefen, mit der Fahne auch die Religion wechselten. Daher liebte sie der Heilige Vater nicht und außerdem wollte man das katholische Österreich retten. Sollte Beneš unter diesen Umständen im Vatikan eine Antrittsvisite machen? Würden die Kardinäle nicht lächeln? War es Tasso-Weisheit, die ihn bewog, den Gang zu unterlassen:

„Vom Vatikan herab sieht man die Reiche  
Schon klein genug zu seinen Füßen liegen.  
Geschweige denn die Fürsten und die Menschen!“

Zu gefährlich schien ein Refus, und er zog es vor, der Kurie nahestehende Kreise, in die ihn die französische und russische Botschaft empfahl, über tschechisches Wollen und Wünschen aufzuklären.

Er war in Rom gewesen und hatte den Papst nicht gesehen. Auch später nie. War er sich treugeblieben? Hatte er sich erinnert, daß er in jugendlichem Überschwang ein Jahrzehnt zuvor im Nachfolger Petri den teuflischsten Gegner moderner Kultur erblickt hatte? Jetzt mußte er, durch eigene Politik unfrei geworden, die Großmacht Vatikan fühlen.

Aber nicht nur die Kurie denkt und glaubt an den Vers der alten österreichischen Kaiserhymne, Österreich werde ewig stehen. Wenn der wankende, dem Einfluß der bourbonischen Frau und Schwiegermutter unterliegende Karl Deutschland im Stiche lassen und einen Sonderfrieden schließen wollte — hätten Masaryk und Beneš dann nicht auf die falsche Karte gesetzt? Mußte nicht Frankreich streben, den Krieg mit allen Mitteln, auch mit dem der Doppelpolitik, zu gewinnen? Es bewilligte zwar den Tschechen die Errichtung einer eigenen Armee und die Alliierten hatten in ihrer Note vom 10. Januar 1917 an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, in der die Kriegsziele dargelegt wurden, zum ersten Male öffentlich von der Befreiung der unterdrückten Nationen von fremder Herrschaft gesprochen und auch der Tschechen gedacht, aber trotzdem waren die Großen in Paris und London bereit, mit sich reden zu lassen, wenn der Habsburger von dem Hohenzollern abrücken würde. Warum sollten Diplomaten nicht zwei Eisen im Feuer haben?

In dieses dritte Kriegsjahr zwängte sich Entscheidendes. Mit herrischer Geste deutete das Geschick in neue, ungeahnte, ungekannte Bahnen, zeigte an einem einzigen Tage eine Wurzel kommender Dinge.

Während in den Morgenstunden des 13. Februar 1917 Beneš, angeregt durch die römischen Tage, nach Paris zurückkehrt und in großer Bewegung den schreienden Titeln der Boulevardblätter entnimmt, daß der Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika in den Krieg bevorstehe, treffen einander in einem Hotel am Ufer des Sees von Neuchâtel der Geheimkurier Kaiser Karls, Graf Thomas Erdödy, und die französischen Schwäger des Kaisers, die bourbonischen Prinzen Sixtus und Xaver von Parma. Niemand weiß



um die Zusammenkunft, nur Kaiser, Kaiserin und kaiserliche Schwiegermutter. Ohne Wissen seiner Minister hat Karl Verbindung zu Poincaré, Frankreichs Präsidenten, gesucht und über Sixtus und Xaver gefunden. Jetzt waren die beiden Brüder in die Schweiz gekommen, um zu hören, was der Kaiser dem Präsidenten zu sagen hätte. Sie nehmen zur Kenntnis, daß Karl der Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich, der Wiederherstellung Belgiens, der Übergabe Konstantinopels an die Russen zustimme, falls sie gefordert werden sollte, — Dinge, die doch Österreich nichts angingen und kosteten. Dafür aber verlangt er nichts weniger als den serbischen Thron und Albanien dazu für einen österreichischen Erzherzog. Diese kaiserliche Idee könne tödliche Folgen für den Schwager haben, meinen die Prinzen zum Grafen Erdödy, und fahren zu Poincaré.

Zu gleicher Stunde, da sich solches in Neuchâtel be-  
gibt, läuft auf dem Nordbahnhof zu Wien der deutsche Hofzug ein. Wilhelm kommt aus dem Homburger Hauptquartier zu seinem Bundesgenossen an der Donau. Ein instinktives Gefühl treibt ihn, nach den Rechten zu sehen. Dieses Österreich? Konnte man sich auf die Schlappschwänze verlassen?

Übliches Zeremoniell. Wilhelm im Waffenrock der österreichischen Siebener-Husaren und Karl als preussischer Husar mit dem breiten Bande des Schwarzen Adlerordens und dem Abzeichen des deutschen Generalfeldmarschalls schütteln einander die Rechte und küssen die Wangen, dieweil der Österreicher in Neuchâtel sagen läßt, er wolle dafür sorgen, daß das Elsaß wieder französisch werde. Am Abend, als Poincaré schon weiß, daß Karl um den Preis, daß bis auf weiteres Österreich noch ewig stehen könne, den Hohenzollern in der Tinte zu lassen bereit ist, steht

der Wiener Burgherr auf, trinkt seinem kaiserlichen Gaste zu und spricht:

„Schon während der Regierungszeit weiland Seiner Majestät, meines in Gott ruhenden Oheims, hat das enge politische und militärische Bündnis, das unsere Staaten aneinanderschließt und das in dem gegenwärtigen Kriege seine blutige Weihe erhalten hat, auch in der warmen Freundschaft zwischen beiden Dynastien seinen erhebenden Ausdruck gefunden. Es liegt mir am Herzen, das teure Vermächtnis meines verewigten Vorfahren zu erhalten und sorgsam zu hegen. In Leid und Freud vertrauensvoll geeint . . . Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen, mein treuer Freund, lebe hoch!“

Ahnungslos von den Vorgängen des Tages erwidert Wilhelm der Kaiserlich und Königlichen Majestät; er hofft, daß „nach ernster und großer Zeit bald wieder die Segnungen eines gesicherten Friedens“ den Untertanen zuteil werden. Karl fährt zusammen. Wilhelm hatte vom Frieden gesprochen? Gerade heute, wo der Erdödy die Sonderfriedensbereitschaft Österreichs offenbart hatte? Der Preuße konnte doch nichts ahnen! Wußte doch nicht einmal der Außenminister Czernin davon! Also nur die Miene nicht verziehen! Während er mit dem Verrat an Deutschland kokettiert, zu feig aber, um die Feigheit zu begehen, hebt er das Glas, das geliebte Glas, und tut einen langen Zug.

Indes die beiden Kaiser in der Hofburg die österreichischen Weine kosten, läuft im englischen Außenamt eine dringende Depesche des Petersburger Botschafters ein. Sie wird sofort dechiffriert und dem Chef vorgelegt. Der Botschafter meldet, daß die Tage des zaristischen Rußland gezählt seien. Denn . . . Genau vier Wochen später beginnt die Große Revolution. Der Beherrscher aller Reußen, der Schützer

der Slawen, fällt. Von drei Kaisern in Europa sind noch zwei übriggeblieben.

Die Ereignisse, die dieser 13. Februar sinnfällig ankündigte, vollenden sich. Sie ließen abgebrauchte Menschen ins Reich der Gewesenheit versinken und frische heraufkommen, deren Leidenschaften, Stärke und Schwächen bald eine neue Form der Zeit schufen. Nicht über den Schlachten und Konferenzzimmern webte die Schicksalsstunde, sondern in den neuen Geistern, die wirkend wurden und das Jahrhundert entschieden: Thomas Woodrow Wilson, George Clemenceau, Wladimir Iljitsch Uljanow Lenin.

Den amerikanischen Professor, an dem sich Platons Forderung, daß Könige Philosophen oder Philosophen Könige sein sollten, in der Weise erfüllte, daß der Philosoph Präsident des mächtigsten Staates der Welt wurde, — diesen Mann im Westen eint ein seltenes Geschick mit seinem Antipoden im Osten. Wilson und Lenin gingen in derselben Januarwoche des Jahres 1924 an der gleichen Krankheit zugrunde, sie starben an den Folgen der Syphilis, beide erlöst ein Schlaganfall. Die Idee des einen, als er drüben im Weißen Hause sitzt, war, dem stürzenden Europa einen Halt zu bieten, die Idee des anderen, als er aus der Verbannung in der Schweiz im plombierten Wagen quer durch Kriegs-Deutschland nach Saßnitz hinauffährt, Europa zu stürzen. Mit der Philosophie, die schon im April 1917 den Gedanken an die Geburt eines ordnenden Bundes freier Völker faßt und den aufhorchenden Europäern die köstliche Wahrheit der Frieden schaffenden Selbstbestimmung, der Güter höchstes, verheißt, tritt Wilson vor den amerikanischen Kongreß:

„Das Selbstbestimmungsrecht ist nicht eine bloße Phrase, es ist ein gebieterischer Grundsatz des Han-

delns, den die Staatsmänner künftig nur auf eigene Gefahr mißachten dürfen.“

Ein denkwürdiger Satz, dem der Kongreß applaudiert. Merk wohl, Präsident! „Selbstbestimmung . . . nur auf eigene Gefahr mißachten . . .“

Mit dieser überlegenden Philosophie kämpft der ihr überlegene krankhafte Ehrgeiz. Wilson will selber nach dem alten Kontinent, er will zeigen, wie das Sternenbanner weht, er will unter sie treten und Gericht halten, er, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika.

Und überhört die warnenden Stimmen. Lansing, sein Staatssekretär des Auswärtigen, sucht ihn zurückzuhalten:

„Wenn er in Washington bliebe und die Verhandlungen durch seine Bevollmächtigten leitete, würde er aller Wahrscheinlichkeit nach seine überragende Stellung behalten und Friedensbedingungen diktieren können, wie er sie für gerecht und richtig halte. Wenn er aber selber hinüberginge, so würde er seine einzigartige Sonderstellung verlieren, sich dem Kollektivwillen der anderen Länder beugen müssen und eine Beute ihrer Intrigen und Haßgelüste gegen die besiegten Völker werden.“

Auf dem Schiffe, das George Washingtons lichten Namen trägt, fährt der amerikanische Präsident zur französischen Küste. Er kommt mit berühmten vierzehn Geboten, die im letzten Jahr zur ideologischen Achse der Kriegführung wurden. Er kommt mit diesen vierzehn Punkten, die, zu einem Grundriß verbunden, Europas neues Fundament werden sollten. Denn: „Das Selbstbestimmungsrecht ist nicht eine bloße Phrase . . .“

Er hatte nicht damit gerechnet, daß er den Kampf mit einem Alten, von dem schon fast vierzig Jahre

vorher Zola gesagt hatte, er wäre mehr als Gambetta, werde aufnehmen müssen. Der siebenundsiebzigjährige Clemenceau ist seit dem Mittage des 16. November 1917 Herr Frankreichs. Dieser Asiat mit dem eckigen Kopf und der gelben Haut, den weit vortretenden Backenknochen und den tiefliegenden Augen, dem niemand glauben will, daß er aus uraltem Adel der Vendée stammt, „fanatisch gläubig, abenteuerlich tapfer, grausam rücksichtslos und hochmütig“, kennt nur eine Weltanschauung, des Siegers: „Vae victis!“ Und Beneš lobt: „Soviel ich nach Dokumenten, Berichten, Unterredungen und eigenen Erfahrungen urteilen kann, bekam mit Clemenceaus Auftreten die französische Politik eine festere Basis; die endgültige Wendung trat . . . im April 1918 ein. Seither gab es in Paris keine Doppelpolitik mehr in der österreichisch-ungarischen Frage, es gab nur die radikale Lösung des mitteleuropäischen Problems und die Politik der Befreiung der unterdrückten Völker.“ Gegen diese Stärke der Hasseslust gab es kein Mittel, wo wollte der arme Wilson mit seiner Philosophie hin? Nicht einen Satz ließ Clemenceau im Wilsonschen Friedensprogramm gelten, übergieß mit Spott und Hohn die professoralen Ideen und warf, ein Gallier wie Brennus vor Rom, das schwere Wort in die Wagschale: „L'Allemagne payera!“ Wilson hatte gesprochen: „Das Selbstbestimmungsrecht . . .?“ Wozu ideologische Waffen, wenn materielle gesiegt hatten? Er, der Tiger, selbst bestimmt Recht; nichts anderes konnte doch der verträumte Amerikaner gemeint haben! Der Präsident der Vereinigten Staaten muß seinen Nacken unter Clemenceaus Joch beugen, auf eigene Gefahr . . .

Es war zu spät, sogar seine Staatssekretäre waren von ihm abgefallen. Einen müden Mann führt der

„George Washington“ wieder heim. Dem Phantasten verweigert die Heimat die Anerkennung seiner Unterschrift unter das Zerrbild eines Friedens.

Wie anders wirkt das Zeichen Lenins auf Europa ein! Gebannt starren die Staatsmänner zum neuen Stern am östlichen Himmel. Auch der harte Clemenceau spürt, daß es hier nicht um eine bloße Abrechnung zwischen Siegern und Besiegten gehe. Ein Ahnen von kommenden Dingen zieht durch alle. Als Miljukow, der Außenminister der provisorischen Regierung in Petersburg, freudestrahlend Frankreichs Gesandten von einem Durchfall des mächtig und mächtiger werdenden Lenin vor den Sowjets erzählt und den Gefürchteten bereits geschlagen sieht, zuckt der Gesandte skeptisch die Achseln und chiffriert an sein Pariser Amt: „ . . . Lenin ist die große Gefahr. Er ist der Mann der Entscheidung.“

Lenin steht auf, hinter ihm Rußland. Da fällt die Hoffnung der Slawen im europäischen Herzen, die aus dem russischen Orient das Licht kommen sahen. Unter der Parole, dem großen Bruder helfen zu wollen, ziehen nun die russischen Legionen der Tschechen wie Landsknechte durch sein hilfloses Land, von West nach Ost an den Stillen Ozean. Die tschechische Anabasis — von den Russen verflucht, von den Tschechen im Heldenlied besungen, Lenin wollten sie stürzen.

Er steht. Ein Gruseln läuft den soignierten Herren, die gewohnt sind, auf weichen Polstern zu sitzen, über den Rücken. Was will dieser Mann? Gleiche Polster für alle? Der britische Schatzkanzler Churchill, der es damals England zwei Milliarden Mark, andere Länder zahllose Menschen kosten ließ, um dem Westen die weichen Sessel zu retten, erzählt, wie man dort Lenin sah: „ . . . Lenin war die Rache . . . Sein Geist war ein erstaunliches Instrument. Bei seinem Lichte

offenbarte sich eine ganze Welt mit ihrer Geschichte, ihrem Übel, ihren Torheiten, ihrer Falschheit und vor allem ihrem Unrecht. Sein Intellekt war umfassend und in manchem seiner Teile von herrlicher Macht . . . Seine Waffe war die Logik, seine Weise der Opportunismus. Sein Mitleid war kalt und weit wie das Eismeer, sein Haß würgend wie des Henkers Strang. Sein Zweck, die Welt zu retten, seine Mittel, sie in die Luft zu sprengen. Mit gleich gelassener Freude konnte er einen Auerhahn anpirschen oder einen Kaiser abschlachten. Seine Rache war unversöhnlich."

Aus den Lehrmeinungen, die um die Begründung des europäischen Sturzes entstanden, nahm sich jeder das, was er gerade brauchen konnte, der eine den demokratischen, der andere den sozialistischen Anstrich; die Kriegsgewinner erwarben das Recht auf Selbstbestimmung, die Kriegsverlierer die Pflicht, jenen das Recht zu bezahlen. So entstand Neu-Europa.

Aber noch halten wir nicht so weit. In den Amtszimmern der Großen feilschen die Gernegroße, die Kleinen, jetzt um ihre Zukunft. In wohlgesetzten Memoranden, in zahllosen Audienzen, in formloseren Konferenzen verlangen sie einen Platz an der Sonne. Sie brennen, Exzellenzen zu werden, Grenzen zu ziehen, weitgesteckte Grenzen, die Polen, die Tschechen, die Südslawen, die Völker im nahen russischen Osten. Aller Hauptquartier ist Paris, von dort bestreuen sie die alliierten Kabinette mit ihren Forderungen und Wünschen.

Nicht weit vom Institut de France, in der rue Bonaparte, hat der tschechische Nationalrat seinen Sitz aufgeschlagen. Mit fortschreitender Zeit war man vornehmer geworden, die Repräsentation als Prestige-

faktor wurde in die Rechnung einkalkuliert. Es wurden schon kleine Empfänge veranstaltet. Beneš hatte rasch gesehen, daß Zusagen bei einer Tasse Tee leichter erreicht werden können als vor den großen Schreibtischen der Ministerzimmer. Auch er kann nicht erwarten, daß die Großen den Nationalrat als Vertreter der Nation und als den alliierten Regierungen ebenbürtige politische Größe anerkennen. Seit Monaten verhandelt er mit dem französischen Außenamte wegen der Aufstellung einer eigenen tschechischen Armee, aber noch schwankte der große Freund, das Kriegsministerium wollte nicht recht. Beneš war drängend geworden, man hatte ihm den Finger gereicht und er wollte die ganze Hand: Die sofortige Anerkennung des Nationalrates als verhandlungsfähiger Regierung. Aber — der Wille lockt die Taten nicht herbei, der Mut stellt sich die Wege kürzer vor: Als er zu stürmisch wurde, lehnt der Sektionschef Laroche, der spätere französische Botschafter in Warschau, offen ab: „Herr Generalsekretär, verlangen Sie das jetzt nicht von uns. Es würde bedeuten, daß unmittelbar, aber geheimnisvoll, nicht politisch genug und mit Kühnheit in das Dokument über die Organisation der Truppen eine weittragende politische Verpflichtung eingefügt werde, die nur feierlich, bei besonderem Anlaß, und sobald die politische Lage dazu reif sein würde, eingegangen werden kann. Das ist heute nicht der Fall . . .“ Aber immerhin, am 16. Dezember 1917 unterzeichnen Poincaré, Clemenceau und Pichon das Dekret über die Schaffung einer tschechoslowakischen Armee, deren Leitung „in politischer Hinsicht dem Nationalrat der tschechischen und slowakischen Länder mit dem Sitze in Paris zusteht“. Das war doch schon viel. Tschechische Soldaten legten den Eid für eine tschechoslowakische Nation ab, und auf dem Staatsakt, der

im Amtsblatt als Instruktion des französischen Kriegsministeriums für die Errichtung der Armee erscheint, findet sich neben dem Namenszuge Clemenceaus die Gegenzeichnung Beneš's.

Mit diesen verpflichtenden Dokumenten von der Hand der höchsten französischen Instanzen versuchte er jetzt sein Glück bei den übrigen Alliierten. Italien blieb mißtrauisch; als seine Minister das Armeebkommen mit dem Nationalrat im April 1918 doch unterschreiben, hatten sie ihrem Oberkommando die Verfügung über die tschechischen Truppen gesichert.

Mit einem stillen Vorbehalt ruft der Ministerpräsident Orlando den Tschechen sein „Evviva“ zu, als sie zum ersten Male vor ihm defilieren. Hatte er nicht erst neulich gehört, die Tschechen wollten auch eine Landverbindung, einen Korridor, mit den Serben gewinnen? Hatte Beneš nicht erst neulich im Grand-Hotel in Rom dem alten Fuchs, dem Pasić, so herzlich die Hand geschüttelt und war doch dem serbischen Ministerpräsidenten überhaupt zum erstenmal begegnet?

Ja, gewiß, diese Tschechen wollen „der unüberschreitbare Wall der Germanen bei ihrem Drang nach Osten“ sein und versprechen auch noch schöne Dinge, aber man wird auf sie und diesen kleinen, beweglichen Generalsekretär doch aufpassen müssen, denkt der Ministerpräsident, indes die Legionäre die Fahne vor ihm senken.

War der Italiener mißtrauisch, so war der Engländer gleichgültig. Tschechen? Slowaken? Tschecho-Slowaken? Das wußte Beneš, und darum hat er, als ihn im Mai 1918 der alte Freund Steed ins Foreign Office zu Arthur James Balfour führt, wieder ein umfangreiches Memorandum bei sich. Keinen Schritt ohne Memorandum! Die Menschen und gar die Mi-

nister sind so bequem, und je leichter man es ihnen im Verständnis und in der Arbeit macht, desto zugänglicher werden sie. Dieser hier, derzeit Außenminister Seiner Majestät des Königs von Großbritannien, hatte zwar ein ganz umfassendes Wissen; er las mit großer Liebe Platon und Plutarch in ihren Ursprachen, zitierte sie, war in jeder Richtung der Typus des Scholar Politician, aber um Kleinigkeiten kümmerte sich auch er nicht gern. Ein stoischer Skeptiker. Deshalb ist es ihm angenehm, als Beneš, der auch von His Majesty Government die Anerkennung des Nationalrates wünscht, die Informationen fix und fertig aus der Tasche zieht. Balfour stellt noch einige Fragen, und dann übergibt er die ganze Geschichte an seinen Stellvertreter, den Blockademinister Lord Robert Cecil, zur Weiterbehandlung.

Man blieb kühl in England, und auch das Schreiben, das schließlich aus dem Foreign Office kam und von der bloßen Bereitwilligkeit, den Nationalrat als Oberstes Organ der Bewegung in den alliierten Ländern anzuerkennen, sprach, war es. Ein wenig enttäuscht gesteht Beneš: „Die schriftliche Anerkennung . . . war nicht so klar und weitreichend, wie wir es gewünscht hätten.“ Aber trotzdem errichtet er, immer auf die Organisation bedacht, sofort ein „London of the Czecho-Slovak National Council in Paris“ auf dem Strand, teilt es in ein Department for civil Affairs und in ein Political Department und ernennt die Departementleiter — der Generalsekretär avanciert innerlich schon zum Außenminister.

Und jetzt wird er in Paris neuerlich drängend. Note auf Note übergibt er im französischen Außenamt, bestürmt bald den Chef der politischen Sektion de Margerie, bald Philippe Berthelot, dann wieder Laroche und den Sekretär Degrand. Er macht Vorschläge, gibt

Entwürfe ab, wie er sich die feierliche Anerkennung des Nationalrates denke. Er erkennt schon die Finessen, die das polnische Problem für die Zukunft birgt, deckt sich gegenüber den gehässigen Polen, indem er de Margerie bittet, in der Kundgebung die feste Überzeugung Frankreichs zum Ausdruck kommen zu lassen, daß Tschechen und Polen in ebenso herzlichen Beziehungen zueinander stehen werden wie Tschechen und Südslawen. Er beruhigt die zurückhaltenden Herren am Quai d'Orsay, die noch immer daran zweifeln wollen, ob diese Emigranten auch wirklich ein ganzes Volk hinter sich haben, mit dem tröstenden Worte: „Gewiß kommt der Tag, an dem sich bei uns alles erheben wird!“ Denn in der fernen Heimat bleibt es verdächtig ruhig, und es ist noch nicht lange her, daß die tschechischen Reichratsabgeordneten die Treue der Nation zu Kaiser und Reich neuerdings beschworen hatten: „... und erklären entschieden, daß die tschechische Nation wie immer in der Vergangenheit so auch in Gegenwart und Zukunft nur unter Habsburgs Szepter die Bedingungen ihrer Entwicklung erblickt.“ Mußt er doch selber an Dr. Šámal nach Prag warnend depeeschieren: „Ich bitte Euch sehr entschieden und im Namen aller bisher erzielten Erfolge: Seid unnachgiebig . . .!“

Schließlich werden die Franzosen weich. Am 26. Juni 1918 hält er endlich so weit, daß er mit Degrand den Text der Deklaration bespricht, am nächsten Tage erhält er das Konzept, und am 29. Juni um ein Uhr mittags, — nie vergißt er diese Stunde — hat er die Note Pichons in der Hand:

„... im Augenblick, da das 21. Schützenregiment — diese erste Einheit der selbständigen tschechoslowakischen Armee in Frankreich — nach Übernahme seiner Fahne bereit ist, seine Lager zu ver-

lassen und einen Frontabschnitt mitten unter seinen französischen Waffenbrüdern zu beziehen, betrachtet es die Regierung der Republik, die Zeugin Ihrer Bestrebungen und Ihrer Ergebenheit für die Sache der Alliierten ist, als billig und notwendig, die Rechte Ihrer Nation auf Selbständigkeit zu verkünden und den tschechoslowakischen Nationalrat als höchstes Organ, das sämtliche Interessen der Nation verwaltet, und als ersten Grundstein der künftigen tschechoslowakischen Regierung öffentlich und offiziell anzuerkennen . . .

... und wird aufs höchste bestrebt sein, im gegebenen Augenblick Ihr Sehnen nach Selbständigkeit in den historischen Grenzen Ihrer endlich vom drückenden Joch Österreich-Ungarns befreiten Länder durchzusetzen.“

In tiefer seelischer Erregung liest Beneš wieder und wieder: „... aufs höchste bestrebt sein, Ihr Sehnen nach Selbständigkeit in den historischen Grenzen Ihrer Länder . . .“ Am Nachmittage dankt schon Masaryk von Washington aus, wo er bei Wilson und Lansing für Österreichs Zertrümmerung spricht, dem französischen Außenminister. Ist es Zugeständnis an den lodernden Haß der Zeit oder ist es echte Empfindung des zum Politiker gewandelten Philosophen, die ihn, vor Frankreichs Geist sich tief verneigend, also versprechen läßt:

„Der unabhängige tschechoslowakische Staat ist ein entscheidender Schlag, der das pangermanische Ziel Berlin—Bagdad begräbt. Der antigermanische Wall, der durch den tschechoslowakischen Staat, Polen, Jugoslawien, Rumänien und Italien gebildet wird, ist zugleich die beste Hilfe für Rußland und seine geliebten Völker, die sich jetzt unter dem alldeutschen

Einfluß befinden . . . Heil Frankreich, dem Vaterland der europäischen Demokratie!"

Fast müßte man glauben, daß hier jemand, der sonst das Gefühl für Zweckmäßiges und den Fernblick für Mögliches kaum verlor, im Augenblick des Durchbruches einer Idee dem menschlichen, allzu menschlichen Überschwang verfallen war.

Die Nacht vom 29. zum 30. Juni fährt Beneš durch zur elsässischen Front. In Darley, am Fuße der Sichelberge, lagern die Tschechen. Letzte Vorbereitung zum Defilé vor Frankreichs Präsidenten, Ministern und Generälen; die blauen Baretts gebürstet, spiegelblank die langen Bajonette. Und dann ist der große Moment da. Die Stimme des Generalsekretärs, der diese Scharen zusammenscharrete, jetzt vor sie tritt und sie, Ziel eines Volkes seit drei Jahrhunderten, dem deutschen Erbfeind entgegenführen läßt, zittert, als er vor Poincaré beginnt:

„Unser erstes Regiment empfängt aus der Hand des Mannes, der an Frankreichs Spitze steht, die tschechoslowakische Flagge, ein Geschenk der großen Hauptstadt der Welt, Paris!"

Aber er bleibt auch in dieser Minute, die ihm groß scheinen muß, nüchtern, er überläßt sich nicht der frei fließenden Rede, sondern verliert Wort für Wort seinen Dank an das große Frankreich. Er schwelgt nicht in lautem Rausch, in dem er Maß der Tiefen und Höhen verlieren könnte, er spricht nicht wie Masaryk vom antigermanischen Wall, er erinnert nur dürr, ohne Pathos, an die Gotteskämpfer vor fünfhundert Jahren, die Hussiten, die Deutschland als Verteidiger an der Freiheit des Gewissens durchzogen . . . Voll schwellendem Ehrgeiz, gestern noch stürmisch verlangend, vergißt er heute nicht taktisches Gebot der Stunde — Bescheidung und Bescheidenheit.

Um wieviel farbiger, künstlerischer, kunstvoller spricht der Präsident Frankreichs und formt doch nur, was er erst gestern dem Memorandum seines Vordredners entnommen hat. Er weckt die alten, schlachterzogenen Gestalten tschechischer Geschichte, den Hussiten Žižka, den großen Prokop, den König Georg von Podiebrad, die alle gegen deutsche Kaiser gezogen waren. Er erinnert an 1870, wo „im tauben Schweigen des schlafenden Europa“ nur die Tschechen im böhmischen Landtag des Unglücks Frankreichs gedacht hätten, und nimmt endlich mit echt französischer Geste die Fahne:

„Wenn ihr die beiden Farben Böhmens frei im Winde Frankreichs wehen sehet, wenn ihr hier den alten Löwen eurer Vorfahren und das Abbild der drei slowakischen Berge erkennt, dann lasset euch von euren Gedanken in die Täler der Elbe und Moldau tragen, gedenket der langen Entbehrungen eures Vaterlandes, horchet auf die vertrauten Stimmen, die euch beschwören, mit dem Schwerte in der Hand den heimatlichen Boden zu befreien!"

War Beneš am Ziel? Genöß er das Vorgefühl des höchsten Glückes? Warm empfand er die Wonne entscheidenden Erfolges, gab sich ihr ganz hin, sah Lorbeer und Purpur, blickte erschüttert zurück und selbstbewußt vorwärts, ahnte die künftige Macht in seiner Hand: „Es war zum ersten Male, daß ich im Kampfe um die Unabhängigkeit in eine offizielle Lage kam, die mich sozusagen zum Repräsentanten des selbständigen Staates machte. Die Eindrücke waren zu stark, als daß sie mich nicht in der Überzeugung gefestigt hätten, alles sei nun entschieden, alles schon ein Anzeichen, ein Beweis, eine Bürgschaft für den erlangenen Sieg, nichts könnte mir mißlingen.“

## DER SIEGENDE

Die Zeiten erfüllten sich. Bulgarien und die Türkei fielen. Der Leib Österreichs war von Südost her aufgerissen. Konnten die Soldaten Mackensens die Flanke vom Schwarzen Meer bis zur Adria decken? Wien rief nach allen Seiten um Hilfe. Baron Burian, der vorletzte in der Reihe der kaiserlichen Außenminister, bat Papst, dann Neutrale, schließlich die Gegner um Gnade. Clemenceau antwortete im Senat an Deutschlands Adresse, und Pichon übergab sarkastisch dem Österreichs Bitte vermittelnden Schweizer Gesandten in Paris die Nummer des Amtsblattes, in dem Clemenceaus Rede verlautbart wird: Das Amtsblatt möge der Gesandte an den Herrn k. u. k. Außenminister als Antwort weiterbefördern.

Voll Hochmut und spitz erledigt Italien die Wiener Depesche. Baron Sonnino antwortet nicht durch die Vermittlung der Schweiz, sondern läßt durch die offiziöse „Agenzia Stefani“ mitteilen, die Alliierten hätten die Bedingungen des künftigen Friedens bereits untereinander festgelegt, so daß Verhandlungen mit Österreich überflüssig geworden seien. Österreich wurde nicht mehr ernst genommen, und Frankreich schloß mit den lauenden Erben schon einen Allianzvertrag. Am Tage, an dem das tschechische Volk auf den Sockeln der Wenzelsstatuen bunte Herbstblumen niedergelegt und, zu seinem Schutzpatron aufblickend, den alten Vers spricht, er möge es und die nach ihm kommen, nicht untergehen lassen, am 28. September 1918 setzt Beneš die Unterschrift unter den Bündnisvertrag mit dem großen Schutzherrn, Frankreich.

Aber er fühlt immer wieder, daß nur Frankreich voll auf seiner Seite steht. Nicht nur das päpstliche,

sondern auch das königliche Rom mißtrauen. Wie dem begegnen? Also schreibt er an Orlando: „Im Hinblick darauf, daß wir alle gegen Deutschland ein neues Regime der Wirtschafts- und Handelspolitik anwenden wollen, wodurch Deutschland aus Mittel- und Südosteuropa vertrieben werden soll, wird im deutschen Osten ein Wirtschafts- und Zollwall entstehen, der Italien in eine neue Lage bringen wird.“

Die Begründung ist nicht ganz verständlich, sogar verworren. Was schadet's? Der Zweck ist klar. Im Geist, der Deutschland stets verneint, wäre doch eine Einigung möglich? Er baut auf die Kriegspsychose. Nirgendwo geht der Faden verloren.

Die Angst, man könnte Wien in letzter Minute noch schonen, läßt ihn nicht los. Der Amerikaner führte diplomatische Duelle mit Berlin, schwieg aber beharrlich über Österreich. Der Engländer gab weiter ausweichende Antworten.

„Wird mit Wien anderswo und anders verhandelt? . . . Mir schien die Lage gefährlich zu sein, vor allem, weil man nicht wußte, ob die Ereignisse das Ende des Krieges bedeuten oder nicht. Das veranlaßte mich, noch entschiedener und rascher zu handeln als bisher, möglichst viel faits accomplis zu schaffen, die Alliierten durch neue, möglichst entscheidende Akte zu verpflichten und, wie es übrigens schon allseits verabredet war, via facti den Staat zu errichten, ohne nach rechts oder nach links zu schauen.“

Er muß Gewißheit haben. Am Morgen des 14. Oktober ist er ganz frühzeitig im Sekretariat in der rue Bonaparte. Er will, er muß etwas tun, spricht mit Dr. Sychrava, dann mit dem Slowaken Dr. Markovič, der aus Rußland gekommen war, er berät mit dem Journalisten Dr. Borský, der erst vor kurzem aus Prag entwichen ist, und mit Strimpl. Rasch auch zum ser-



bischen Gesandten Vesnić, der gut informiert zu sein pflegt, und dann hinauf auf den Quai d'Orsay, direkt zu Philippe Berthelot.

„Monsieur, darf ich Sie nach der Lage fragen?“

„Mon Dieu, Sie kommen ja aus Rom, und was Clemenceau gesagt hat, wissen Sie doch auch, Herr Generalsekretär. C'est tout!“

Beneš wird drängender, nervöser. Dann fragt er hastig gerade heraus:

„Verhandelt Frankreich mit Österreich?“

„Ach so, das ist es, was Sie beunruhigt! Keine Sorge — die erwachten Kräfte lassen sich nicht mehr aufhalten. Österreich-Ungarn ist zum Tode verurteilt. Heute arbeiten Weltkräfte und Schicksalsmächte, über die wir Menschen nicht mehr Herren sind!“

Beneš atmet auf.

Doch halt!, denkt er, wenn England auf eigene Faust etwas unternähme, oder wenn die Unsern daheim unvorsichtig wären und mit Wien verhandeln würden, was dann? Also rasch handeln!

Er hielt es nicht mehr aus, er überjagte den Augenblick.

Die Hamletfrage:

„Was würde die französische Regierung tun“, fragt er bedeutsam, „wenn sie noch heute von mir die offizielle Mitteilung erhielte, daß die tschechoslowakische Regierung konstituiert und die Selbständigkeit proklamiert sei?“

„Der Weg der französischen Politik ist durch die Abmachungen mit Ihnen vorgezeichnet. Wir halten unser Wort!“

„Sofort?“

„Sofort!“

Sie reichen einander die Hände. Beneš geht mit dem kostbaren Wort.

Geht rasch.

Um sechs Uhr abends, am 14. Oktober 1918, erhalten das Pariser Außenamt und die Botschafter der alliierten Mächte in Paris folgende Note:

Paris, den 14. Oktober 1918.

Herr Minister!

Gemäß der Entscheidung der tschechoslowakischen provisorischen Regierung habe ich die Ehre, Ihnen folgende Mitteilung zu machen:

Durch die Erklärung der Regierung der Vereinigten Staaten vom 3. September 1918 wurde der Tschechoslowakische Nationalrat, der seinen Sitz in Paris hat, als tschechoslowakische Regierung de facto anerkannt.

Diese Anerkennung wurde von den alliierten Regierungen bestätigt: von England durch den Vertrag mit dem Nationalrat vom 3. September 1918, von Frankreich durch den Vertrag vom 28. September 1918 und von Italien durch die Erklärung des Vorsitzenden des Ministerrates vom 3. Oktober 1918.

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß sich im Hinblick auf diese schrittweise Anerkennung die tschechoslowakische Regierung, die zunächst Paris als ihren Sitz gewählt hat, durch Beschluß vom 26. September 1918 folgendermaßen gebildet hat:

Herr T. G. Masaryk, Präsident der provisorischen Regierung, Vorsitzender des Ministerrates, Minister der Finanzen;

Herr Eduard Beneš, Minister des Äußern und Minister des Innern;

Herr Milan Štefánik, Kriegsminister.

Der Ministerrat hat ferner beschlossen, bei den alliierten Regierungen nachstehende Vertreter einzusetzen:

Herrn Stefan Osuský, chargé d'affaires bei der tschechoslowakischen Gesandtschaft in London, bei der britischen Regierung;

Herrn Leo Sychrava, chargé d'affaires bei der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Paris;

Herrn Leo Borský, chargé d'affaires bei der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Rom, bei der italienischen Regierung;

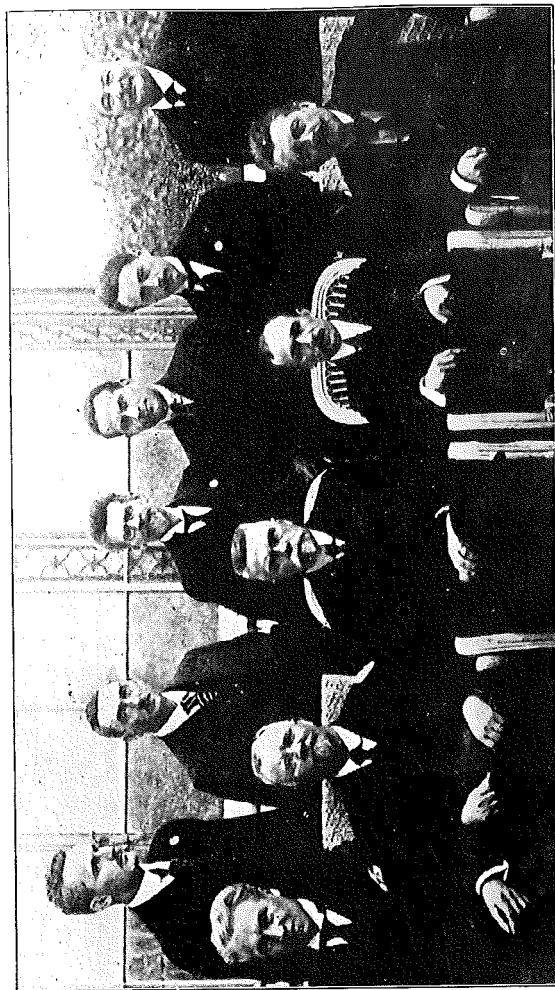
Herrn Karl Pergler, chargé d'affaires an der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Washington, bei der Regierung der Vereinigten Staaten;

Herr Gottlieb Pavlů, der in Omsk weilt, wird unsere Regierung in Rußland vertreten.

Die diplomatischen Vertreter in Japan und Serbien werden später ernannt werden.

Ich habe Ihnen, Herr Minister, mitzuteilen, daß unser Beschluß im Einvernehmen mit den politischen Führern unserer Länder geschehen ist. Drei Jahre vollzog sich all unsere politische und militärische Tätigkeit im engsten Einvernehmen mit ihnen. Am 2. Oktober 1918 hat der tschechoslowakische Abgeordnete Staněk, der Vorsitzende des Tschechischen Verbandes im Wiener Parlament, feierlich erklärt, daß der Tschechoslowakische Nationalrat in Paris als oberstes Organ der tschechoslowakischen Armeen berufen ist, die tschechoslowakische Nation bei den Alliierten und der Friedenskonferenz zu vertreten. Am 9. Oktober 1918 hat der Abgeordnete Zahradník im Namen desselben Verbandes erklärt, daß die Tschechoslowaken für immer das Wiener Parlament verlassen und so sämtliche Bande mit Österreich-Ungarn lösen.

Gemäß dem Willen unserer Nation und unserer Truppen nehmen wir heute die Leitung der politischen Schicksale der tschechoslowakischen Länder als pro-



Dr. Kramář      Dr. Beneš  
Die tschechische Delegation im Oktober 1918 in Genf

visorische Regierung in unsere Hände und treten in dieser Eigenschaft offiziell in Beziehung zu den alliierten Regierungen, wobei wir uns einerseits auf die gegenseitigen Verträge mit ihnen, andererseits auf die feierlichen Erklärungen stützen.

Wir erlassen diese Erklärung in entschiedenster und feierlichster Form in dem Augenblick, da große politische Ereignisse alle Nationen zur Teilnahme an den Entscheidungen rufen, die Europa vielleicht für viele Jahrhunderte eine neue politische Ordnung geben werden.

Im Namen der tschechoslowakischen provisorischen  
Regierung:

Dr. Eduard Beneš,  
Minister des Äußern.

Die erste Unterschrift des Außenministers. Er setzt sie unter ein Schriftstück mit nüchternem, schnörkellosem, ungalantem Stil, das die Errichtung des Triumvirates kündigt. Wird das Volk die Anerkennung verweigern wie dem Caesar, Pompeius und Crassus oder wird es die Triumvirn in ihrem selbstgewählten Amte bestätigen wie Marc Anton, Octavian und Lepidus — *reipublicae constituendae causa*, zur Errichtung des Staates?

Er setzt sie unter ein Dokument, dessen Wahrhaftigkeit sofort grotesk in Zweifel gezogen wird. Während Beneš erklärt, daß „sich alle unsere politische und militärische Tätigkeit im engsten Einvernehmen mit den politischen Führern unserer Länder“ vollzogen hat, spaltet sich die Heimat: Hie Bourgeois, hie Sozis.

Er unterschreibt, um auch sich den Ruhm, Mitzerstörer Österreichs und Baumeister des eigenen

Staates zu sein, zu sichern, indes die Themistoklese dort die fiebernde Sehnsucht nach den gleichen Lorbeeren nicht schlafen läßt.

Er unterfertigt, während in Prag auf Geheiß des Sozialistenrates der Generalstreik einsetzt, Arbeiterredner auf die Tribünen steigen und im Namen der Souveränität des arbeitenden sozialistischen Volkes die staatliche Selbständigkeit der Tschechischen Republik verkünden. Aber sie tun es verschämt, so mitten drin in einem Protest gegen die höhergehängten Brotkörbe. Nur keine Barrikaden!

Die sozialistische Proklamation der Republik vom 14. Oktober bleibt wirkungslos. Der kaiserliche Statthalter behält die Oberhand, österreichische Maschinengewehre an den Straßenecken Prags sind stärker als das Revolutionsbedürfnis. Die Schwingen des dunklen Verhängnisses reichen noch nicht tief genug. Der Sozialistische Rat kehrt wieder in den Schoß des Nationalausschusses zurück, der sich im Juli 1918 gebildet hatte und alle tschechischen Parteien in sich schloß.

Und Republik? Wer hatte sie beschlossen, wer wollte sie? Sozialistische Republik? Republik der Bolschewiken? Nein — noch haben wir die Macht in der Hand. Böhmen ist Königreich und Rußland, Rußland ist sowjetistisch; gleichwohl, noch ist Rußland nicht verloren, meine Zeit kommt! Fort Gespenster! — beschwichtigt sich der Vorsitzende des Nationalausschusses, Kramár. Und der Ausschuß erläßt, die unbotmäßigen Sozialisten wegen ihres Seitensprunges rügend, eine Proklamation: „ . . . Öffentliche Kundgebungen oder Beschlüsse über verfassungsrechtliche und nationalpolitische Angelegenheiten, durch die die gesamte Nation verpflichtet wird, zu erlassen, steht einzig und allein dem Nationalausschuß zu!“

Die schicksalschweren Urzüge im tschechischen Volkscharakter leuchten an dieser Geschichtswende auf: stark im Widerspruch, stark in passiver Revolution, schwach zu machtvoller Erhebung im schon todgeweihten, sterbenden Österreich, zersplitternd im Anblick ernster Notwendigkeit, wankelmütig in seinen Eiden, die es zu einer Einheit binden, zurückschreckend vor Barrikaden, hinter denen die Freiheit blüht, und voll Undank gegen seine Mutigen, die doch auf Barrikaden steigen, sie übersteigen.

Götzendämmerung. Die Flammen schlagen aus dem stürzenden Reich. Der entsetzte Burgherr wendet sich noch einmal „An Meine getreuen österreichischen Völker!“ und will durch den Schwung eines klagenden Manifestes sich und ihnen glauben machen, daß „angesichts eines ehrenvollen Friedens, an dessen Schwelle wir heute mit Gottes Hilfe stehen“, der Umbau des brennenden Gebäudes zu einem Bundesstaat freier Nationen möglich sei. Der Großneffe fleht den „Segen des Allmächtigen“ herab, der ihm erhalten soll, was weiland der Großoheim „im Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit“ und seines Außenministers Wahrheitsliebe dem fürchterlichen Zusammenbruch preisgegeben hat — den Thron. Gottes Gerechtigkeit war mit den stärkeren Tanks und Graf Berchtold, Herr auf Buchlau, hatte seinen kaiserlichen Herrn, als er ihm die Unterschrift unter die Mobilmachungsordre entlockte, belogen. Im tödlichen Absturz bot jetzt Habsburg an, was seit 1848 von ihm verlangt worden war. Als hätte Börne die Zauderer von Schönbrunn gemeint: „Wenn das Schicksal ruft: Le jeu est fait, messieurs! — so achten des die wenigsten; erst, wenn sie hören: Rien ne va plus! — bekommen sie Lust. Zu spät!“

Zu spät. Im Hofzug zwischen den grünen Bergen des Semmering und Wien spricht Karl zum letzten Male mit einem Tschechen-Untertan. Den Reichsratsabgeordneten Klofáč, dem er wie Kramář und den anderen Gnade gegeben hatte, hatte er zu sich gerufen. Zum letzten Male waren die Tschechen nach Wien gekommen — die Abgeordneten des Reichsrates Dr. Kramář, Staněk, Habrman, Kalina, dann Dr. Šámal und die Bankdirektoren Dr. Preiß und Svoboda. Österreich hatte ihnen mit stumm bittender Miene Pässe in die Schweiz und in die Freiheit bewilligt, sie fuhren durch Wien nach Genf, um aus Beneš's eigenem Munde zu hören, daß nach dreihundert Jahren die Folgen der Schlacht am Weißen Berge erloschen waren. In den Arbeitsraum des Kaiserzuges tritt Klofáč. Hilflos, mit Augen, die bitten, steht die Majestät vor ihrem begnadigten Hochverräter — eine packende Szene aus einem zu Ende eilenden Königsdrama.

Vorbei.

Noch einmal ruft der Kaiser zu den tschechischen Führern; Georg Günther, der Vorsitzende des Reichsverbandes der Industrie, ist der Überbringer des zweck- und erfolglosen Angebotes an Prag, achselzuckend legt er seine Mission in die Hände des Kaisers zurück, hoffnungslos steht auch der berühmte Meister des Völkerrechtes, Professor Lammasch, im letzten Augenblick zur Ministerpräsidentschaft im sterbenden Reiche berufen, vor Karl. Und nun, vierundzwanzig Stunden vor dem Untergang, erfüllt er rasch noch Habsburgs Sendung. Telegraphisch kündigt er dem König von Preußen Bündnis und Waffenbrüderschaft, weil „die Ordnung im Innern und das monarchische Prinzip in ernstester Gefahr sind“. Deswegen hat er „den unabänderlichen Entschluß gefaßt,

innerhalb vierundzwanzig Stunden um einen Separatfrieden und um einen sofortigen Waffenstillstand anzusehen. Ich kann nicht anders . . .“. Das war sein letztes Heldenstück. Mit Luthers Wort schloß er die Geschichte eines kaiserlichen Freundschaftsbruches.

Damit endet der Zweibund, der vorher ein Dreibund gewesen zu sein schien. Fürst Bismarcks und Graf Andrassys, des Vaters, Werk begräbt noch rasch Graf Andrassy, der Sohn. Aus dem Hildebrandtschen Hochbarockpalais am Ballhausplatz, das vor hundert Jahren die rauschenden Feste des Wiener Kongresses in seinen Sälen faßte, kabela der magyarische Graf als letzter Außenminister Österreichs die Kapitulation an Wilson. Der tschechische Abgeordnete Tusar, der in Wien zurückgebliebene Beobachter und nachmalige erste Gesandte Prags beim neuen Österreich, fühlt den erst fliegenden und jetzt aussetzenden Puls des Reiches. Zu dieser abenteuerlichen Nachtstunde telephoniert er aus dem „roten“ Zimmer des Parlamentes dem in ahnungsvoller Erregung am Prager Ende des Drahtes hängenden Rašin:

„Die Katastrophe ist da!“

„Dann los!“ sagt Rašin und hängt den Hörer ab . . .  
Heroisches Notturmo.

Das Reich, in dem einst die Sonne nicht unterging, war nicht mehr. Während sich ihm und Habsburg das düstere Verhängnis erfüllte, grüßen die ersten Strahlen des anbrechenden Montagmorgens das entfesselte Volk von Prag. Es drängt auf die Gassen, es jubelt zu Füßen Wenzels, seines Heiligen, es läßt seine Flaggen wehen, auf den hundert Türmen läuten hundert Glocken die slawische Freiheit ein.

Und es stürzt die Standbilder, die an gestern erinnern, von ihren Sockeln, bricht aus den steinernen

Mauern die kaiserlichen Wappen, läßt die Doppeladler zerschellen und an ihre Stelle den doppeltgeschwänzten Löwen treten, entösterreichert das Antlitz der Stadt und löscht aus, was in ihren Straßen deutsche Sprache kündet. Stumme, anklagende, ewige Zeugen stehen die Bauten deutscher Meister.

Fünf Männer, Rašín, Švehla, Soukup, Stříbrný, Šrobár, haben im Namen des Nationalausschusses die Macht an sich genommen, und dann, das erste Gesetz erlassend, zu den wogenden Massen gesprochen. Denn im Anfang war das Wort:

„Tschechoslowakisches Volk! Dein Traum von altersher ist Wirklichkeit geworden. Der Tschechoslowakische Staat ist am heutigen Tage in die Reihe der selbständigen Kulturstaaten der Welt getreten . . . Mit neuen Taten beginnt in diesen Stunden deine neue und, so Gott will, glorreiche Geschichte . . . Am Anfang des großen Werkes legt der Nationalausschuß, von heute an deine Regierung, dir auf, in deiner Haltung und in deiner Freude würdig zu sein der großen Stunde . . .!“

Der 28. Oktober 1918.

## DER SUCHENDE

**D**er Heroik der Worte entspricht nicht das Heldische der Taten. Die starken Vier des 28. Oktober, zu denen nur zufällig der Slowake getreten war — erst zwei Tage später beschlossen die Slowaken im noch ungarischen Turocz-St. Marton Tschechoslowaken zu werden, — schworen einander zu, über die Ereignisse des Tages unverbrüchliches Schweigen zu bewahren und den Launen der Zeit ihr Spiel zu lassen, über die Wahrheit ihren dichten Märcheneffekt

zu senken. Streiten die Freigewordenen nun selber, wer ihren Staat zum Leben berufen habe, ob die Männer des 14. Oktober in Paris, die Sozialisten des 14. Oktober in Prag, die Vier des 28. Oktober oder schließlich der große Meister im Ablauf aller Geschichte, der Zufall, so findet Pekař, der Geschichtsschreiber des letzten Werdens, aus diesem Kampf um die Palme des siegreichen Befreiers die zwar nicht schmeichelhafte, aber alle Ehrgeizigen gleich befriedigende Lösung, das Volk hätte seine Selbständigkeit in dem Augenblick an sich genommen, als Österreich sie ihm amtlich bewilligt hatte. Dann hätte der alte Königsberger, der den Streit der Fakultäten um Revolution und Evolution richtet, doch recht behalten. „Nicht durch den Gang der Dinge von unten hinauf, sondern von oben herab“ wurde tschechisches Sein oder Nichtsein entschieden. Den dreifach gekrönten Doppeladler, der in seinen Klauen noch Reichsapfel und Reichsschwert im Todeskrampfe umklammert hält, decken am Anfang neuester tschechischer Geschichte die Farben des Staates, von einem Trauerflor verhüllt.

Als Švehla namens des Präsidiums des Nationalausschusses in einer diplomatischen Note den fremden Konsuln die Geburt des Staates notifiziert, erscheint im kaum eröffneten Büro der neuen Herren als erster Gratulant in Zylinder und Gehrock der Generalkonsul des noch kaiserlich Deutschen Reiches Freiherr von Gebattel, freut sich mit ihnen des jungen Glücks neuer staatlicher Selbständigkeit und spricht den Wunsch nach Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Staaten, nämlich Deutschland und der Tschechoslowakei, aus. Das geschieht, während Beneš in Paris alles darangesetzt hat, um seinen Nationalrat als im Kriegszustand mit Deutsch-

land befindlich anerkannt zu sehen. Die Geschichte fälscht sich selber. Die Tschechen hatten, gottlob, den Krieg noch am letzten Zipfel erwischt. Unter seinem fürchterlichen Segen wurde der Staat und, werdend, wuchs er getreu der Überlieferung seiner Gründer: Im Kriegszeichen gegen die Deutschen.

Gegen die Deutschen innen und außen. Die Reichsratsabgeordneten von dreieinhalb Millionen Deutschen im geschlossenen sudetendeutschen Gebiet hatten am 29. Oktober im Vertrauen auf die Magna Charta Wilsons ihre Zugehörigkeit zu Deutschösterreich beschlossen, das deutsche Sudetenland meldete sein Recht auf Selbstbestimmung an. Es wollte mit dem Alpenland heimkehren zur heiligen Mutter, in das Deutsche Reich Deutscher Nation. Aber der alte Fluch, der schon Österreich zerbrach, ging in gleicher schwerer Kraft als schlimmes Vermächtnis des versunkenen Reiches auf den Erben über. Die Tschechen, die den Wiener Herren so oft das Wort Macchiavellis, das ihm gar nicht ähnlich sieht, vom Geist der Gewalt, der nie den Geist der Freiheit bändigt, zugerufen haben, zogen die Trennung fordernden Deutschen an sich und stießen sie — wie paradox — ab. Als der Führer der deutschböhmischen Sozialdemokratie, der Abgeordnete Seliger, am 4. November ins Palais der Grafen Harrach, in dessen Sälen die neuen Herren antieren, kommt, um über die einverständliche Scheidung von Tisch und Bett zu verhandeln, wirft ihm der begnadigte Rebell von gestern, Rašín, das hochmütige Wort entgegen: „Mit Rebellen verhandeln wir nicht!“ In siebenmal vierundzwanzig Stunden war die Wandlung vom empfindsamen zum draufgängerischen Nationalismus vollständig und erschütternd vollzogen.

Deutschböhmen, Deutschmähren, das deutsche Schlesien sind ohne Schutz. Noch am 5. November

erwägt der Nachfolger Ludendorffs, General Gröner, in der Sitzung des deutschen Kabinetts die Besetzung des deutschböhmischen Elbtales. Es kommt nicht mehr dazu. Deutschland fällt. Nichts hindert mehr, daß tschechische Bataillone mit gefällttem Bajonett, mit geladenen Gewehren das deutsche, hilflose, entnervte Gebiet besetzen. „Im Rahmen der historischen Grenzen“ weht die neue tschechische Trikolore. Aber nichts kann verwehren, daß sich die deutschen Männer, sonst unpathetisch und in Parteien splittend wie deutsche Stämme, am 8. Dezember zusammentun und im Eide einen:

„Ein Volk in Not —  
geloben wir,  
einmütig, frei und stolz  
die Gemeinsamkeit unserer Not zu tragen und  
Mann für Mann für Grund, Boden, Heimat ein-  
zustehen.

Wir vertrauen auf unsere Kraft, die wohl zu beugen, aber nicht durch Gewalt zu brechen ist. Wir wollen unsere Schule, unsere Kultur und unsere Verwaltung selbst bestellen und wollen ein einzig, glücklich Volk ohne fremden Einfluß, ohne weitere Zerstückelung, ohne nationalen Haß werden. Vergewaltigt man uns aber, so werden wir nichts unterlassen, um den Kindern ein freies Land der Ruhe, des Friedens und der Selbständigkeit zu erzwingen.

Das geloben wir!“

Und doch fällt fast widerstandslos das hungernüe deutsche Land. Trotzdem schießen im Frühjahr 1919 tschechische Soldaten auf Prager Befehl in harmlos demonstrierende deutsche Städter. Es sind die März-Gefallenen Sudetendeutschlands. An ihrem Grabe sprach ein Kind, des Deutschenführers Lodgman Sohn, diese Worte:

„Vater Unser, der Du bist der Deutsche Geist,  
Geheiligt werde Dein Name,  
Zurückkehre Dein Reich,  
Unser Wille sei Dir geweiht, jetzt und in der Zukunft.  
Unser täglich Brot gib uns und die Freiheit,  
Vergib uns unsere Schuld und richte Du unsere Peiniger,  
Führ' unser Volk nicht in Versuchung, sondern erlöse es aus  
Nacht und Tod,  
Und gib ihm wieder das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit  
Für alle Ewigkeit! Amen!“

Das alte Lied, die alte Kluft, die alte Not.

Während am Vormittag des 28. Oktober in Prag die kaiserlichen Wappen fallen, fährt auf der Gare de Cornavin in Genf der Pariser Schnellzug ein. Auf dem Perron stehen alle tschechischen Delegierten und erwarten Beneš; nur einer fehlt — Kramář. Zufall? Im Hotel „National“ treffen einander Jungtscheche und Realist, das siegende Gefühl des Augenblicks übertönt peinliche Erinnerungen der Vergangenheit: „Bewegt sah ich die Landsleute wieder . . .“ Und dann erstattet der Außenminister Bericht, wie alles ward und wird. Daß der Krieg jetzt schon zu Ende ginge, will niemand glauben, so im Frühjahr vielleicht . . . Aber glatt würde es nicht gehen, Österreich werde nicht friedlich verscheiden. Wie sie die letzten Stunden des Unterganges noch fürchteten! „Wenn die Bestie krepirt, wird sie noch in den letzten Zügen versuchen, um sich zu schlagen und sich an uns zu rächen. Es wird ein schreckliches Morden werden!“ prophezeit der Abgeordnete Habrman. Indes war Österreich schon wehrlos gegen die Macht des Geschickes und die Ohnmacht seiner Führer in die Geschichte eingegangen.

Dann taucht die große Frage auf: Republik oder Monarchie? Jeder formte seine Meinung, einer ver-

borg sie mißtrauisch vor dem anderen, alle zusammen hatten also keine. Sie warteten mehr verlegen als überlegend, was Beneš sagen würde, ob nicht Bindungen bestünden, mit den Connaughts oder mit dem Haus Savoyen. „Wir im Auslande sind für die Republik! Aber die Nation hat volle Freiheit, zu entscheiden!“ Es war kein *fait accompli*, vor das Beneš die Politiker stellte, aber seine Darstellung hatte die Kraft der Suggestion durch die nüchterne Kunst, wie er Tatsachen aneinanderzureihen und auszuspielen vermochte. Er verstand Shakespeares Rat: „In Bereitschaft sein ist alles!“ Er war bereit, die anderen nicht.

Nur Kramář blieb in seiner Linie: „Ich persönlich bin für die Monarchie! Aber“, — hatte er, die Blicke der anderen fühlend und ihnen bezeugend, rasch hinzugefügt, — „wenn es ein Königreich würde, so müßte es demokratisch sein wie England!“ Als er am Nachmittage unter vier Augen mit Beneš spricht, sagt er offen heraus, ein russischer Großfürst als König von Böhmen wäre auch jetzt noch sein Plan; denn die Bolschewiken würden fallen und die Romanows wiederkehren, Beneš schüttelt den Kopf. Er ist anderer Meinung und vorher hatte er schon mit den Freunden über Masaryk gesprochen. Staněk, Klofáč, Kalina, Habrman waren auf seiner Seite: Republik! und Masaryk ihr Präsident. Wie es nun Kramář klar machen, daß es so und nicht anders sein würde? Beneš übernimmt die peinliche Mission. Die Frage, sagt er kurz heraus, sei schon durch die Legionen draußen, aber auch durch die Lage in Heimat und Auslande gelöst, Masaryk sei schon Präsident und Kramář würde — Ministerpräsident, wenn er wolle . . .

Pause. Eine harte Nuß für den alten Gegner Masaryks. Zu diesem Ende sollte er gefangen gewesen sein, hatte er den Strick um den Hals gefühlt.



um kaiserliche Gnade gebeten und sie erhalten, um jetzt vor des werdenden Staates kommendem Herrn das Knie beugen zu müssen? Ein alter Gedanke schießt ihm durch den Kopf: Ob nicht Masaryk Präsident der Akademie der Wissenschaften oder des Senates werden könnte?

Aber er schweigt jetzt. Er verbeißt den Zorn, läßt sich zum Ministerpräsidenten designieren und unterschreibt schweren Herzens mit den anderen namens der Nation das erste Vertrauensvotum für Beneš: „... wir genehmigen voll die Politik und militärische wie diplomatische Tätigkeit des Nationalrates . . . und sprechen ihm die Dankbarkeit aus für die großen Dienste, die er unserer Nation geleistet hat.“

Von diesem Tage an, der der erste der tschechischen Freiheit war, hatte Masaryk wieder seinen treuen Feind. Alter Groll lebte auf und warf in die Wiege des jungen Staates sein Patengeschenk.

Nun aber konnte Beneš, mit dem Vertrauensvotum in der Aktentasche, getrost nach Paris zurück und Berthelot berichten: Abgeordnete und Volk ständen hinter ihm, es war ernst geworden, er war anerkannter Minister. Aber noch schienen die Räder des neuen Werkes nicht gleichmäßig ineinanderzugreifen. In Paris wußte man am 1. November noch nicht, daß Mitteleuropa ein anderer Begriff geworden war. Der Oberste Militärtrat hatte inzwischen mit den Waffenstillstandsverhandlungen begonnen, aber den jüngsten Minister hatte man zum großen Tisch einzuladen vergessen. Letztes retardierendes Moment. Wieder befällt ihn quälendes Mißtrauen: Neue Verhandlungen mit Wien? Will es ewig leben?

Berthelot beruhigt wie immer. Am nächsten Tage schon schickt das französische Außenamt einen Eilboten in die rue Bonaparte und Pichon lädt in freund-

lichen Worten zur Versammlung des Obersten Kriegsrates „heute nachmittags um drei Uhr in Versailles“.

Endlich. Nun also sollte er, der kleine Professor und Flüchtling, anerkannt und gleichberechtigt in der Versammlung der Großen erscheinen dürfen. Jetzt verläßt ihn die gewohnte Ruhe, er ist in stürmischer Erregung, schließt sich ab, will mit niemand und doch mit allen sprechen, sieht ständig nach der Uhr, kann nicht erwarten, daß es Mittag und Nachmittag wird. Wie weit ist's nach Versailles? Ob die tschechische Flagge schon auf dem Wagen weht, der ihn hinausbringen soll? Er sieht zum Fenster hinunter, — ja, der Wagen wartet schon und die Fahne, sie weht. Dann ist's Zeit. Langsam fährt er durch die wogende Stadt seiner Liebe, an den bleichenden Eichen des Bois de Boulogne vorbei, durch St. Cloud, von wo der dritte Napoleon an Deutschland die Kriegserklärung sandte, und durch Sèvres, bis das Königsschloß auftaucht, von dessen Giebel golden die Buchstaben herableuchten: „A toutes les gloires de la France.“ Sieht er, als er in den Schloßhof biegt, über dem Torpfeiler den Adler, den Ludwig der Vierzehnte hier in Stein hauen ließ, als er Österreich auf die Knie gezwungen hatte?

„Als ich in Versailles zum ersten Male den Saal betrat, wo alle Mächtigen dieser Welt versammelt waren, vermochte ich kaum zu glauben, was ich sah. Vor drei Jahren noch war ich bei Asch, heimlich durch dichtes Gehölz schleichend, über Böhmens Grenzen geflohen und hatte Kommendes der Vorsehung anvertraut. Heute saß ich da, mit den Vertretern Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten, Italiens, Japans, Serbiens, Griechenlands, Belgiens und Portugals und sollte unsere Stimme auf die Wagschale legen, um die Geschicke der Reiche Wilhelms und

Karls mit zu entscheiden und die Bedingungen ihrer Kapitulation zu unterzeichnen . . . Als ich die Heimat verließ, hätte ich kaum geglaubt, daß dieser schreckliche Krieg so gerecht verlaufen und mich im historischen Augenblick auf diesen Platz stellen würde."

Nun saß er ihnen gegenüber: Clémenceau, Pichon, Lloyd George, Bonar Law, Balfour, Lord Milner, Oberst House, Orlando, Sonnino, Matsui, Hymans, Venizelos und Vesnić. Und Marschall Foch erklärte, wie ihrer aller Feind, Deutschland, sterben müßte.

Monate hindurch beraten sie über wehrlos gewordene siebzig Millionen. Nur einig im Ziele, ein einst machtvolles Volk nicht mehr zur Sonne zu lassen, sind sie uneinig in den Methoden, das große Ziel zu erreichen. So zwieträftig, daß der Choleriker Lloyd George, durch den beißenden Hohn Clémenceaus gereizt, wild auffährt und den cher ami am Rockkragen faßt. Wilson trennt die raufenden Ministerpräsidenten. Warum sollten die Kleinen dem Beispiel der Großen nicht folgen? Pole und Tscheche streiten miteinander um des österreichischen Adlers Haut. Vergessen der Panslawismus, wenn es um schlesische Kohle und Bahnen geht, und unversehens fällt oben an schlesisch-galizischer Grenze ein Schuß. Aber Beneš zuckt nicht mit der Wimper. Er weiß schon, daß der Pole ihn als Flankenschutz gegen Deutschland brauchen wird, und um die Hoffnung auf spätere Freundschaft hilft er ihm, deutsches Schlesien zu gewinnen. Könnte dabei nicht auch Ratibor als Lohn an die Tschechoslowakei fallen? Oder das Glatzer Gebiet, vielleicht auch die wendische Lausitz? Langsam wandelt sich der Scholar des Naturrechtes zu seinem Gegner: Nie will er die Heimkehr der alten deutschen Ostmark, die den Namen Deutsch-Öster-

reich nicht tragen darf, zum Reiche der deutschen Nation dulden. Den gefährlichen Glauben „Anschluß bedeutet Krieg“ senkt derselbe Mann in die europäischen Diplomatenköpfe, der „Austria est delenda“ rief, weil dieses Österreich Volkes Herrlichkeit mißachtet hatte. Sahen wir nicht schon, daß er Pascals Weisheit „Nous corrigeons le vice du moyen par la pureté de la fin“ folgte? Er spielt kein fair play, als in Paris das Schicksal der Deutschen in den Ländern der böhmischen Krone entschieden werden soll. Die Angst seiner Väter erwacht in ihm, tausend Jahre Geschichte beider Herren Böhmens reizen zu weiterem Kampfe. Er kann nicht anders; Werkzeug eines unwiderstehlichen Zwanges, muß er aufstehen und beweisen wollen, daß Unrecht gerecht sei. Er fordert das Land mit dreieinhalb Millionen Deutschen für sich, wirft täuschende und falsche Zahlen in die Beweisführung, und das alles, weil der Staat der Tschechoslowaken „eine möglichst lange Grenze mit Polen benötigt, und weil es nicht zugegeben werden darf, daß die Deutschen einen Keil bilden, der die zwei slawischen Staaten nicht nur trennen, sondern sie auch durch die allzu große Annäherung an das Zentrum des tschechoslowakischen Staates bedrohen würde“. Die alte Schicksalsfurcht der Tschechen führte Beneš die Feder, als er jetzt vom „Viereck Böhmen als Zentrum des Widerstandes gegen die Deutschen“ schrieb und — Wahrheit zu Dichtung, Dichtung zu Wahrheit formend — das Memoire III den großen Herren überreichte, die über die Neuverteilung der alten Welt entschieden. Ein Reif fällt auf die männlich-ehrliche Vergangenheit eines Revolutionärs, in die erste Tätigkeit des Ministers bricht ein aschfahles Licht. Er fühlt es — später — und möchte dann entschuldigend sagen: „C'est la guerre . . .!“

Erfolg ist höchster Gott der Welt: Die immer feindseliger werdenden Italiener widersprechen, die täglich gleichgültiger werdenden Amerikaner warnen, Professor Coolidge von der Harvarduniversität prüft unerkannt die Deutschen in Böhmen, empfiehlt die Rückkehr des Egerlandes zum Reiche — aber am 5. Februar 1919 kann Beneš ruhig schlafen. Er hatte am Nachmittag vor Wilson, Clémenceau, Lloyd George, Orlando und Vicomte Chinda gesprochen, eine höhere Schweiz in Böhmen versprochen, und die Fünf hatten mit den Köpfen genickt und ihm kräftig die Hand geschüttelt. Dreieinhalb Millionen Deutsche waren sein.

Nicht so mühelos wie im sudetendeutschen Land wird die neue Flagge im Osten hochgezogen. Die polnische Gier ist groß und macht nicht halt vor den Grenzen der Länder der böhmischen Krone. Sie will aus dem schlesischen Körper Kohlenwerke, Eisenhütten und Bahnen reißen, droht, Mähren zum Grenzland Polens zu machen. Schwer kämpft Beneš gegen Paderewski und Dmowski, die der launische Lloyd George schützt. Polen gewinnt im zweijährigen Streit und darf den Osten Schlesiens zu seinem Boden schlagen. Beneš erleidet seine erste Niederlage gegen eine diplomatische Übermacht. Auch ihm bleibt des Sieges ungemischte Freude nicht; wo ist das Hochgefühl, das ihn durchlief, als er am Jahrestag der Schlacht am Weißen Berge, am 8. November 1918, zum General Gouroud, dem späteren Gouverneur von Paris, ins Quartier hinausfuhr und den Legionen Sieg künden durfte? Es kam nicht mehr, der höchste Augenblick im Vorgefühl des hohen Glücks war vorbei. Ihn schenkt das Schicksal nur ein einziges Mal.

Und nicht nur um die Grenzen geht der Handel: Im jungen Staate rüstet der Sozialismus gegen das

Industriekapital, eine anarchistische Revolverkugel trifft den Ministerpräsidenten Kramář, die Brieftasche an der Brust bewahrt ihn vor Verwundung. Aber die nächsten Wahlen ersetzen die Kugelwirkung: Kramář sinkt, nachdem er noch — hoher Triumph für den Hasser — als Chef des Umsturzabinetts den diktierenden Vertrag von Versailles mitunterzeichnen konnte.

Kramář fällt. Mit dem Anbruch einer Zeit, die nicht mehr romantischer Gefühlspolitik vollfreien Lauf ließ, war die Peripetie eingetreten, und mit ihr kamen negierende Gefühle und Leidenschaften, die diesen Mann, den das Leben um seinen Traum betrog, seither plagen und jagen. Dem vermeintlichen Undank setzt er überlegungslosen Zorn entgegen. Er überhört, daß Masaryk außer Beneš nur ihn im Dekret, das die erste Regierung ihres Amtes enthebt, noch als „lieben Freund“ anspricht, übersieht, daß sich nach kaiserlichem Muster der Präsident seine Wiederverwendung im öffentlichen Dienste vorbehält, und empfindet nur den beißenden Hohn, daß er, der Märtyrer, der Industriebherr, der Nationalist, von dem Sozialdemokraten Tusar im Ministerpräsidium abgelöst wird, und daß sich der Bauer Švehla, der rasch in der Gunst des Volkes emporsteigende Mann, mit dem Roten zu gemeinsamer Regierung verbündet.

Bald fühlt man auch in den Pariser Diplomatenkanzleien, in denen Kramář als Chef der tschechischen Friedensdelegation verkehrt, die gefallene Größe, Balfour ist „nicht zu Hause“, wenn Kramář ihn sprechen will. Seine Parteigenossen und seine Freunde schütteln die Köpfe, führen Beschwerde bei Fremden, und sogar der Oberdirektor der Živnostenská banka, Dr. Preiß, klagt in einem Pariser Brief über die schweren Fehler Kramářs, die Rašín wieder gutmachen mußte. Gewohnt, in Wien gefürchtet zu werden, konnte der früh

Altgewordene nicht begreifen, daß Paris nicht Wien war. Vereinsamt bleibt er mit seinen Gedanken. Vergangene Zeiten, wo er ein Volk hinter sich wußte! Verdrossen, verärgert, vergrämt streift er durch die Straßen und sinnt, wie er verlorene Macht wiedergewinnen könnte. Alte Bilder steigen auf. Heiliges Rußland, was ward aus dir? Bist du nicht unsere Mutter, Mutter aller Slawen? So denkt er. In die Heimat will er wiederkehren und dort zum Kampf unter den Fahnen des Panlawismus gegen das Rußland der Bolschewiken auffordern. Der Groll überwucherte die Überlegung nun vollends. Bürgerkrieg? Ja denn, — auch ein Coriolan zog gegen Rom.

Coriolan schien sein Vorbild; wie jenen Shakespeare die Faust ballen ließ, so tat es nun Kramář:

„Wer sich verläßt  
Auf eure Gunst, der schwimmt mit blei'nen Flossen  
Und haut mit Binsen Eichen nieder. — Hängt euch!“

10. September 1919. Ein warmer Vormittag im sonnigen Frühherbst, der den Abschied von sommerlicher Heiterkeit erschwert. Auto auf Auto fährt hinaus nach dem Geburtsschloß des vierzehnten Ludwig, nach Saint Germain-et-Laye. Man spielt dort den Epilog eines Dramas, der in des Wortes echtster, in des Geistes schlechtesten Bedeutung friedlich schließen soll: Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Österreich. Es geht gar nicht feierlich zu. Zuschauer und Mitspielende rauchen, schwätzen, sie halten nur einen Augenblick inne, als der österreichische Staatskanzler Dr. Renner in Begleitung des Gesandten Eichhoff in den Saal tritt, sich vor dem präsidierenden Clémenceau leicht verneigt, um wenig später nach eröffneter Sitzung wortlos seinen Namen auf das Pergament zu setzen. Dann zeichnen und siegeln die Sie-

ger. Als die alte Uhr auf dem Kaminsims ein Viertel nach elf zeigt, unterschreibt als letzter der Autor des Buches: „Détruisez l'Autriche . . .!“

„C'est fini?“ fragt so nebenher Clémenceau, als er niemand mehr unterschreiben sieht.

„C'est fini!“ antwortete Dutasta, der Generalsekretär der Friedenskonferenz.

„La séance est levée!“

Es war vorüber. Der Haß hatte sein Werk vollendet. Noch hat er einen Wunsch, den die Angst vor kommenden Tagen schuf. Er hofft, daß das hoffnungslose Deutschland zerfällt, daß Bismarcks Erbe endet. In der Versailler Luft versagt Beneš's Gefühl für kommende Dinge. Auch er spielt mit dem Gedanken vom Untergang des Reiches und in einem Horoskop sagt seine Pariser offizielle Korrespondenz: „Das Rheinland will selbständig werden, vielleicht löst sich auch Hannover los, und Süddeutschland stellt sich gegen Preußen.“ Dann erst, dann wäre auch er die Sorge vor der Zukunft los . . .

In der rue Bonaparte werden die Koffer gepackt. Frau Hanna, die der Neujahrstag nach fast vierjähriger Trennung dem Gatten wiedergegeben hatte, sorgt für alles. Rasch hat sie sich ins neue Leben gefunden, zu dem sich der Mann erst emporgerungen hat. Nun sollen sie in die alt-neue Heimat zurückfahren. Am 22. September ist es so weit. Noch einmal hin auf den Quai d'Orsay, noch einmal dem großen Frankreich danken, noch einmal unwandelbare Treue versichern, und dann noch einmal durch die vertrauten Straßen am Palais du Luxembourg vorbei und durch den Garten, wo er vor Jahr und Tag mit der Frau gesessen.

Am Bahnhof entbietet Fochs Generalstabschef Le Rond den Abschiedsgruß. Paderewski ist da, Osuský und Kramář.

„Ich komme in drei Tagen“, sagt Kramář, „in drei Tagen . . .!“

Zwei französische Generäle, Pellé und Fournier, steigen auch in den Zug. Sie sind die neuen französischen Herren der freien tschechischen Armee.

Blumen, Händeschütteln, Winken.

O Paris . . .!

24. September 1919. Von den Giebeln der Prager Häuser wehen Fahnen wie so oft im letzten Jahre. Wieder neigt sich ein milder Herbstabend über die vertrauten Türme und Dächer, über die alten Gassen, in denen sich das Volk vorwärtsschiebt zur grauen Brücke, auf der die Heiligen mit jahrhundertealter versteinertes Gleichmut Könige und Fürsten zur Burg hinaufziehen sahen, zum Platze, wo Wenzel, in Erz gegossen, die Flagge in der Hand, in die ferne Zukunft blickt, zum Bahnhof, der nach dem jüngsten Heiligen des Volkes den Namen Wilsons trägt. Wenige Minuten vor sechs Uhr erscheint der Präsident, mit ihm sein Kanzler Šamál, Ministerpräsident Tusar, die Vertreter der fremden Mächte. Deutschlands Gesandter fehlt — noch gibt es keinen in der tschechischen Hauptstadt. Mit der Pünktlichkeit, die dem Augenblick gebührt, fährt der Sonderzug in die Halle, der den Flüchtling von 1915 auf nun entösterreicherten Boden fährt. Den Minister begrüßt der Präsident, dann küßt und umarmt den Schüler und Kampfgenossen der alte Professor. Der Vorsitzende der Nationalversammlung, der Ministerpräsident, der Primator von Prag sagen ihre Sprüchlein — nichts verrät in dem schmalen Gesicht Beneš's, ob die Nüchternheit der Ergriffenheit gewichen ist, ob das Bewußtsein, in diesem Augenblicke den eigenen heroischen Lebensabschnitt abgeschlossen zu haben, wach ge-

worden ist. Herr über dem Gefühl, verhindert er auch jetzt die Profanierung innerer Empfindung. Ein karges „Ich danke Ihnen!“ mit einem Händedruck ist die Antwort auf die Lobreden der ihm neuen Menschen. Nur dann, als er aus dem Bahnportal austritt und zum rosenbekränzten Auto geht, als ihm der Enthusiasmus der Gasse entgegenschlägt und sich des Volkes Rufen mit den Tönen des Heimatsliedes mischt, glänzt das Augenpaar stärker und sucht den Blick der Gattin. Nun fährt er an der Seite des Präsidenten durch die dichten Menschengespinnne hinauf zur Burg zum feierlichen Empfang in den glänzenden Sälen, Gefilden wiedererwachter Macht und verführerischen Stätten ihres Schattens, der Kabale.

Ob er ein glücklicher Mensch ist, als er die erste Nacht unter dem Burgdach verbringt? Ob er ahnt, daß der Kampf um den Primat im Staate morgen beginnen wird? Ob er schon alle Register der Brutalität zu ziehen versteht, die ein Meister der ränkevollen Politik kennen muß? Ob er weiß, daß ein Künstler im politischen Aufstieg auch ein Weiser im Fallen sein kann? Denkt er überhaupt ans Fallen — er, Befreier, wie sie ihn jetzt nennen? Der Philosoph in ihm ist schlafengegangen, es wacht nur noch der Politiker, den der innere Trieb nicht mehr abtreten läßt. Gewohnt an das Rauschgift politischer Macht, hält er fest, wo andere fallen müssen.

Die Zeit des Nachkrieges verlor nichts an Fruchtbarkeit außerordentlichen Geschehens. Die Wiederkehr früherer Gesetze der Gesellschaft war weder gesichert noch angestrebt, zum Alltagskampf gehörte revolutionäre Bedrohung. Die Rathenausche Lehre von der kontinuierlichen Revolution schien ihre Bestätigung zu finden: Jeder umstürzlerischen Bewegung folgt eine neue, die eine Negation mehr vertritt als

die voraufgegangene. Nur kamen Schichtung und Spaltung nicht zur vollen Entfaltung dort, wo der Sieg und seine Gewinne als Gottesurteil galten und den bei den niedergebroschenen Völkern schon hell auflodernden Haß gegen die Monopolisten des Kapitals, der Bildung und des Standes überdeckten. Die Entzauberung in dieser Zeit tiefgesunkener Intellektualität, Ungeistigkeit und Unfreiheit, vollendeter Amoralität ging nur langsam vor sich. Das Feld gehörte noch immer den Ehr- und Geldgeizigen, phantastischen Abenteurern, die stiegen und fielen wie Kometen, der eine heller, der andere schneller. Ein Meisterstück, sich durch diese Zeit, die Besonnenheit nicht kannte und Versonnenheit nicht duldete, schmiegsam durchzuwinden und nicht umzusinken.

Der Bauernsohn Beneš vermochte es und hielt durch.

## DER WOLLENDE

**D**er Kampf beginnt sofort. Kramář hält Wort und wirft das Schlagwort von der slawischen Treue zu Rußland unters Volk. „Ich kann nicht behaupten, daß das, was ich sage, vollständig damit übereinstimmt, was sich Freund Beneš denkt.“ Nach solcher Einleitung entläßt er schrankenlos den Haß „gegen die Bolschewiken als Kinder deutschen Denkens, als Sendlinge deutscher Agitation und deutschen Geldes . . . Nur das freie Rußland ist eine Barriere gegen die deutsche Revanche!“ Dieser Coriolan kennt die Gefahr, die er ruft. Aber um den seligen Preis, recht zu haben, würde er nicht zögern, die noch schwachen Säulen des Staates zusammenzureißen mit der starrgläubigen Behauptung, daß nur er und kein anderer Liebe zum Staate kennt und übt. Rasch verläßt er wieder Prag

und zieht aus, sein panslawistisches Glück im Lager des konterrevolutionären Denikin zu versuchen. Erfolglos, aber trotzdem trotzig unbekehrt kommt er wieder heim, sein Stern hat seine Leuchtkraft verloren. Nur eines hat er durchgesetzt: Beneš durfte niemals die Sowjetunion rechtlich anerkennen. Hatte er es auch versprochen — er konnte es nicht erfüllen.

Dieses kurze Wetterleuchten bleibt aber unbeachtet, der Schauplatz des großen Geschehens liegt noch immer draußen und an den Grenzen, noch ist Gefahr für das Werk. Beneš ringt mit den Polen. In seiner Jungferrede im Parlament klagt er den slawischen Bruder an: „Die Art, in der Polens Propaganda gegen uns loszog, war illoyal, unbrüderlich. Die Mittel, die im Kampfe gegen uns angewandt wurden, erinnerten an die alte österreichische Politik . . . Polen versuchte Einmischung in unsere inneren Verhältnisse, insbesondere in der Slowakei.“ Als erst Teschner und später slowakischer Boden (der Urgarten von Jaworina) verlorenzugehen drohen, fühlt auch Beneš am eigenen Leibe Volkes Wandelbarkeit. Er muß vor der Straße, die ihm kaum zwei Jahre zuvor zugejubelt hatte, flüchten. „Nieder mit Beneš!“ rufen sie . . .

### Schicksalsmahnung?

Aber schon Verlorenes gewinnt er in Spa in geschicktem Schachzug gegen Millerand, Lloyd George und Sforza wieder zurück, als die Sowjettruppen vor Warschauer Toren stehen. Drei Großmächte werden desavouiert, der Beschluß der Botschafterkonferenz geworfen. Trotz der polnischen Brutalität vermeidet er aber, Verteidigung in Angriff zu kehren. Als die anglo-französische Mission mit Viscount d'Abernon, dem britischen Botschafter in Berlin, und General Weygand, dem Chef des Fochstabes, auf dem Wege nach Warschau in Prag haltmacht und Masaryk be-

sucht, merkt sie, wie schlecht der Präsident auf Polen zu sprechen ist. Die Ententeherren befehlen dann Frieden zwischen den feindlichen Brüdern, und der Ausweg ist der übliche — Teilung. Trotzdem ist Beneš nicht nachträglich. Er zieht seine Kreise so, daß in dem Buche, das seine vierzig Lebensjahre würdigt, ein ihm ergebener Politiker erklären kann:

„Seine (Beneš's) Politik gründet sich auf die Erkenntnis der Wahrheit, daß wir die Polen auf unsere Seite ziehen müßten, und daß solche Verhältnisse geschaffen werden müßten, daß die Polen mit uns gehen. Aus diesem Standpunkte Beneš's leuchtet die Auffassung hervor, daß das Problem darin ruht, die Polen von den Hintergründen der deutschen Politik gegen sie zu überzeugen.“ Trotzdem ihm Paderewski und Dmowski die schwersten Stunden bereiten, bleibt Beneš konsequent, er bleibt kühl, als er der Polen wegen vor Tschechen flüchten muß, aber er vergißt nicht, wenn er ihnen begegnet, stumm in der Richtung Berlin zu deuten, warnend und drohend. Während noch die Polen in frechem Spott den tschechischen Außenminister als „Bismarckchen im Taschenformat“ höhnen, läßt er in fein berechneter Propaganda ihren toten Dichter Sienkiewicz, der auf dem Wege aus der Schweiz Prag passiert, im Pantheon des Nationalmuseums feierlich aufbahnen und einsegnen, und sorgt durch den Mann seines Vertrauens den Generalsekretär des tschechischen Industriellenverbandes, Dr. Hodač, im Gutachten über die Teilung Preußisch-Schlesiens dafür, daß Polen nicht zu kurz komme . . . Seht, wir Tschechen sind doch bessere Menschen!

Glimmt hier der Groll nur unter der Oberfläche erkünstelter Annäherung weiter, als Skirmunt, Polens Außenminister, auf dem Hradschin und dann Beneš an der Weichsel höfliche Reden wechseln, schlägt helle

Flamme überall hoch, wo Tscheche und Magyare aufeinandertreffen. Der schwere Eid „Hiszek egy Istenben, hiszek egy hazában, hiszek Magyarországot feltámadásában!“ — Ich glaube an einen einzigen Gott, ich glaube an ein einziges Vaterland, ich glaube an die Auferstehung Ungarns! — weist deutlich, der Magyare werde nie vergessen, daß auch in Preßburg, wo nun die tschechische Trikolore weht, seine Könige gekrönt wurden. Tiefer, echter Haß scheidet Prag und Budapest. Darum kreist Beneš Ungarn schon im Jahre 1919 mit der „Kleinen Entente“ ein, sichert bei Südslawien und Rumänien vertragliche Waffenhilfe gegen Budapest Revanchegeanken und gegen eine Rückkehr Habsburgs auf den Krönungshügel von Ofen. Sollte er es am Ende fertigbringen, den Kreis um die Magyaren durch Österreich zu schließen und damit — zwei Fliegen mit einem Schläge — dieses deutsche Land von Deutschland zu isolieren? Bestand doch schon eine stille, verdächtige Abmachung, das „Rennersche Protokoll“, das sich später zum Vertrag von Lana erweiterte. Fast wäre die Grotteske schon gelungen, als Beneš auch noch der merkwürdige Ruhm winkt, zwischen den um das Burgenland streitenden Nachbarn, die kurz zuvor außer dem Kaiser noch ein dicker Bindestrich verband, den Mittler zu spielen. Er kennt schon die Chancen diplomatischer Vermittlung. Ungarn will seinen Westen, den es im Friedensvertrag an Österreich abtrat, nicht herausgeben. Österreich ist ohnmächtig, um es zu erzwingen; aber in Prag hütet man eifersüchtig die Friedensverträge, so eifersüchtig, daß schon da und dort von der Tschechoslowakei als dem Gendarm Europas die Rede ist. Und wirklich, der ungarische Außenminister, Graf Bánffy, gerät in die Klemme und sucht Vermittlung bei Beneš. In Brünn begegnen einander der Tscheche und der

Magyare, in Marchegg berichtet dann Beneš dem österreichischen Bundeskanzler über die Wünsche Bánffy's.

Nun zeigt sich plastisch auf aufgehelltem Hintergrund das dunkle Spiel diplomatischer Akteure. Schon glaubt Beneš den Prestigeerfolg seiner Vermittlung, bei der auch er nicht zu kurz käme, erreicht zu haben, da erwittert der Magyare den alten Gegensatz zwischen Slawen und Italienern. Er weiß in Rom das Wort von der „Interessensphäre“ fallenzulassen und nützt den modernen Begriff, hinter dem sich nichts Neues birgt, die „Mentalität“. Ein kleiner Hinweis, und Rom spitzt die Ohren: Der Tscheche vermittelt zwischen Österreich und Ungarn? Beneš? Wem gehört Mitteleuropa? Wer ist hier Herr, Italiener oder Slawe? Wenn Budapest und Wien einander in den Haaren liegen, sollte sich der kleine Dritte freuen dürfen? Am Ende gar alte Pläne erneuern wollen — Korridor zwischen der Tschechoslowakei und Südslawien! Quos ego . . .!

Sofort lädt die Consulta Bánffy und Schober nach Venedig zur Einigung ein. Die Auguren lächeln. Nie verzeiht Beneš dem Magyaren diese Mattsetzung, und er beginnt, ins Spiel verbissen, eine neue Partie.

Denn in der gleichen Woche kommt Karl von Habsburg — herzhafter als die anderen Entkrönten — im Flugzeug aus den Schweizer Bergen in die Ebenen Ungarns, um ein letztes Mal in der Königsburg an der Donau sein verlorenes Glück zu suchen. Wie rasch doch manchmal ein Revanchespiel verläuft: Den Rücken durch die Entente gedeckt, darf Beneš jetzt Bánffy sagen lassen: Entweder, ihr pariert, oder wir marschieren! Am 22. Oktober 1921 war Karl in Ödenburg gelandet, am 24. Oktober rief Masaryk die Regimenter zu den Waffen. Am 3. November wird in

Ungarn Habsburg des ungarischen Thrones verlustig erklärt, und Horthy, der Reichsverweser und stille Thronkandidat, siegt mit Beneš über Ungarns letzten König. In fernem, heißem Land stirbt Karl von Habsburg den Tod eines Verbannten.

Nicht in seinen Zügen, nicht in seinen Worten fühlt man, welche Leidenschaft im diplomatischen Spiel Beneš beherrscht, denn er hat Miene und Zunge in der Gewalt. Aber in den Wirkungen seiner Noten, die noch das tiefe Dunkel der Archive deckt, kann man die Regungen dieses Temperamentes belauschen, das sich nur für die Politik erhitzt. Noch ist Hochkonjunktur für die Außenminister, deswegen bleibt er auch dem Parteigezänk fern, steht frei über den Parteien, trotzdem ihm im Herbst 1921 zum Außenportefeuille auch der Vorsitz im Ministerrat zufällt. Er kümmert sich nicht einmal um die Zusammensetzung seines Kabinetts, die Ernennungsdekrete kommen fix und fertig auf seinen Schreibtisch. Aber dann, als er sieht, daß im Staate nicht die Regierung, sondern ein fünfgliedriges Direktorium der Koalitionsparteien, die „Pětka“ (der „Fünfer“) herrscht, als er fühlt, daß die Macht bei einer Gesellschaft ohne jegliche Haftung und Verantwortlichkeit, aber mit unbeschränkter Gewalt über die verantwortliche Regierung liegt, entstehen die ersten Konflikte zwischen ihm und den anderen.

Er ist aus anderem Fleische als sie. Seine erstarkte Individualität mochte sich jetzt noch weniger als früher an befehlende Parteidogmen gewöhnen, sich einer starren Disziplin beugen, die sie nie anerkannt hatte. Der Glaube an sich, der bei ihm der Glaube an die Vorsehung wird, gerät in Widerspruch zur Hoffnung der anderen und gestattet kein Kompromiß, das an seine Autorität rühren dürfte. Er unter-



wirft sich nicht; erst Jahre später, als er seiner Zeit nicht mehr entgehen kann und das System ihn zwingt, eine Farbe zu bekennen, überläßt er dem Präsidenten, dem mächtig gewordenen Švehla und den beiden sozialistischen Parteien, für ihn die Farbe zu wählen: Er kann nicht Agrarier, nicht Nationaldemokrat, nicht Klerikaler, nicht Sozialdemokrat werden, er wird Nationalsozialist, nicht dem Programm, sondern der Parteilegitimation nach. Die Partei der nationalsozialistischen Kleinbürger, die das Prager Rathaus beherrscht und kein deutsches Wort in den Straßen der Hauptstadt duldet, wählt ihn als Abgeordneten von Prag, und Beneš wahrt sich die zwiespältige Möglichkeit, bald parlamentarischer, bald Fachminister zu sein.

Das Ministerpräsidium trug er schwer. Er dachte wirklich daran, sich und sein Volk mit den Deutschen seines Landes auszusöhnen, aber es ging nicht an, im Namen aller Mitbürger nach Frankreich „Vive la France!“ zu rufen, wenn Gambettas Herz von den Marschällen durch den Arc de Triomphe getragen wurde, die Bereitwilligkeit zu wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen gegen Deutschland zu unterstreichen und gleichzeitig mit den um ihre Kultur und ihr Gut kämpfenden Deutschen im neuen Staate auf gutem Fuße zu stehen. Die Kluft blieb offen, der Verfasser des „Memoire III“ schlug keine Brücke. Konnte er sich keine Freunde unter den Deutschen schaffen, so erwachsen ihm allgemach Feinde unter den Tschechen. Ein über das andere Mal droht er mit dem Rücktritt, und als Papst Benedikt XV. stirbt, das Direktorium der Fünf im Parlament gegen internationalen Brauch keine trauernden Worte über das Pontifikat des Friedenspapstes duldet und der Kardinal-Staatssekretär in Rom vom Prager Nuntius Be-

richt einfordert, will er von der Innenpolitik endgültig desertieren, — Masaryk hält ihn zurück. Er bleibt noch eine Weile. Er ist ein Ingenieur der Außenpolitik, für den Streit im Innern hat er noch nicht die seelische Ruhe, noch Weisheit, noch Gleichmut, noch schließlich das Wichtigste — das Raffinement. Noch nicht.

Frankreich und England begannen deutlich getrennte Wege zu gehen. Frankreich verlangte von England einen Sicherheitspakt, in England aber besann man sich auf die historische Verpflichtung einer *spendit isolation* und zögerte, die englische Haut für Frankreichs Grenzen zu Markte zu tragen. In Cannes hat Lloyd George dem Kollegen Briand ein Memorandum überreicht, das die Reparationssicherheiten und den Wiederaufbau Europas betraf und in dem Großbritannien das Angebot machte, Frankreich unter gewissen Bedingungen gegen einen nicht provozierten Angriff Deutschlands zu schützen. Eine dieser Bedingungen war die Teilnahme der Franzosen und Russen an einer Konferenz, die zur Förderung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus des im Opiumtraum der Inflation versunkenen Europa einberufen werden sollte. Lloyd George kam mit Briand, Briand mit Lloyd George nicht vorwärts, zwei Listenreiche standen einander gegenüber; aber in freier Zeit ließ sich der französische Ministerpräsident vom englischen Premier auf dem Golfplatz von Cannes Unterricht im Golfspiel geben, genug, um das Mißtrauen von Paris zu wecken. Am 11. Januar 1922 wurde Ministerpräsident Briand vom Präsidenten Millerand nach Paris berufen, um Rede und Antwort zu stehen, am 12. Januar war er nicht mehr Ministerpräsident. Tags darauf war Poincaré Kabinettschef, und als er am gleichen Tage Lloyd George, der von der in Cannes

durch den Sturz Briands brüsk abgebrochenen Konferenz über Paris in die Heimat zurückkehrte, auf dem Bahnhof begegnete, wußten die Zuschauer, daß hier zwei Feinde einander die Hände schüttelten. Poincaré, von Clémenceau während der Friedenskonferenz kaltgestellt, weil der Ministerpräsident Clémenceau kräftiger war als der Präsident Poincaré, wünschte Macht- und Kraftproben. Persönliche Rivalität war entscheidend, sie lenkte immer die großen Dinge. Als die beiden Ministerpräsidenten kurz darauf in Boulogne zusammentreffen sollten, um ihre Meinungsverschiedenheiten in der Frage der nach Genua einberufenen Konferenz zu besprechen, war die persönliche Gereiztheit soweit gediehen, daß Poincaré in der Präfektur blieb und seinen britischen Kollegen allein im Bahnhofsrestaurant frühstücken ließ. Der Dialog, der folgte, diente nur dazu, um die starken Antipathien zu unterstreichen. Aber das Schauspiel der Zwiebracht zwischen Siegern bieten? Lieber lügen! Also meldete das Kommuniqué, daß eine „Vereinbarung über die politischen Garantien erzielt wurde, die erforderlich sind, um eine Verletzung der Rechte des Völkerbundes oder der in Frankreich nach dem Frieden unterzeichneten Verträge oder der alliierten Reparationsrechte zu verhindern“.

Poincaré hatte verlangt, daß auf der zum Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft einberufenen Konferenz das Reparationsproblem nicht erörtert werden dürfte. Er hatte der Konferenz das Rückgrat gebrochen, ehe sie einberufen worden war. Der Wunsch Lloyd Georges nach einem eigenen Erfolg, um seine Währung, seinen Handel und auch seinen eigenen politischen Kredit zu heben, sein Versuch, zur Auffrischung seines verbleichenden Glanzes in Genua einen gesamt-europäischen Wiederaufbau Rußlands einzuleiten, miß-

lang, nicht zuletzt auch deswegen, weil die damals noch geschlossen hinter Poincaré stehende öffentliche Meinung in England französische Interessen besser verstand als die eigenen. Der Instinkt des Volkes ahnte die Blamage von Genua voraus. Als die Konferenz am 10. April zusammentrat, hörte man spotten:

Versailles, Spa, London, Cannes,  
Genua ist jetzt daran.  
Herbst, Sommer, Winter, Lenz, —  
Wo tagt die nächste Konferenz?

Im düsteren Saale des gotischen Palazzo di San Giorgio am Genueser Hafen blicken aus einundzwanzig Nischen ebensoviel Marmorköpfe edler Genueser auf eine denkwürdige Versammlung europäischer Staatsmänner. Zum ersten Male nach dem Kriege erschienen in öffentlicher Sitzung Deutschlands Reichskanzler und Außenminister, Rußlands Volkskommissäre neben den Siegern, die dort erklärten, es gäbe keine Sieger und keine Besiegten mehr. Aber Lloyd George zögert, eine freundliche Einladung zum russischen Volkskommissär für auswärtige Angelegenheiten (Fürsten) Tschitscherin anzunehmen, und Barthou, der Justizminister und Stellvertreter Poincarés, fragt telephonisch seinen Chef in Paris, ob er Kühle oder Kälte zeigen solle, wenn ihm Wirth, der Reichskanzler, und Rathenau, der Außenminister, die Hand zum Gruße reichen würden. So groß ist die Angst vor Poincaré, so weit noch die Distanz zwischen Franzosen und Deutschen. Hatten die Franzosen doch nicht einmal die Visitkarte Rathenaus erwidert, die er bei ihnen abgeben ließ. Überall wird verdächtigt, aus jedem Wort wachsen Gerüchte, man versucht die Gedanken des anderen zu erraten, um früher angreifen oder parieren zu können — eine Konferenz des Mißtrauens

und der Unsicherheit. Als zu der Russenfrage, über die Masaryk unerkannt und ungenannt eine großes Memorandum verbreiten läßt, noch der Kampf ums Erdöl tritt, ist die Konferenz in zahllose Konferenzchen aufgelöst. Wer profitiert auf diesem Jahrmarkt der Eitelkeiten?

Wie diese Situation nützen, wie hier fischen? — denkt in dem finsternen Hotel „Bristol“, das nichts von der nahen Meeresschönheit ahnen läßt, der bewegliche tschechische Ministerpräsident. Er weiß sofort von allem, was hier vorgeht. Überall hat er seine Leute. Fünfzig Memoranden und mehr birgt sein Koffer. Auch auf die Minoritätenfrage ist er vorbereitet; denn die Magyaren, seine Antagonisten, lieben Überfälle. Aber er weiß auch um die Dinge zwischen Poincaré und Lloyd George Bescheid, er weiß, wie wenig sich Poincarés juristische Formeln mit Lloyd Georges diplomatischem Charme vertragen, er bietet seine guten Dienste an und kann zwischen den ganz Großen der Vermittler sein. Er fühlt schon zwei Jahre lang, daß manches zwischen Frankreich und England nicht stimmt, er war hellhörig, als im Jahre 1920 Millerand gegen den Willen Lloyd Georges Frankfurt am Main besetzen ließ, worauf Lord Derby, der britische Botschafter in Paris, die erste Warnung vor allzu großem Selbstständigkeitsdrang des Quai d'Orsay überbracht hatte. Beneš versucht, die immer größer werdenden Gegensätze zu mildern. Aus Egoismus; denn noch immer treiben ihn Sorgen. Noch scheint ihm sein Staat nicht genug gefestigt; gehen England und Frankreich auseinander, wo nähme er dann die Sicherung her? Er hatte zwar schon sehr intime Beziehungen zu Frankreich, denen später ein Militärbündnis entsproß. Deswegen sah man ihn in London schief an. Aber die deutsche Zange um die langgezogenen Grenzen der

Tschechoslowakei ängstigt ihn doch ständig. Also um Gottes willen nur keinen Bruch zwischen Paris und London! So kleistert er und meistert er, daß schließlich sogar der mit Beneš keineswegs sympathisierende Lloyd George ihm zulächelt und die City zwingt, als Revanche für die guten Dienste Beneš's eine Pfundanleihe der Tschechoslowakei zu geben, die sich freilich recht gut verzinsen läßt. Die Freundschaft dauert nicht lange, bald nachher muß ja Masaryk selber nach London, um dort die Verstimmung gegen die immer stärker im Kielwasser des französischen Kontinentalimperialismus treibende Tschechoslowakei zu mildern. Auf Londoner Boden hatte ja Beneš kein Glück — seine aus der Jugend übernommene Fremdheit gegenüber englischem Wesen ließ die inneren und innerlichen Voraussetzungen für einen eigenen Erfolg bei Engländern nicht aufkommen. Masaryk, dem angelsächsische Kultur näherstand als französische, der lieber Englisch als Französisch sprach, Masaryk, der alte Professor von Kings College, sollte die Erregung mildern.

Doch das war später. In Genua blieb Beneš auf der Höhe, verstand's sogar mit den Russen. Wie hätte er sich zu ihnen stellen sollen? Slawe zu Slawen? Wie peinlich! Aber er bleibt vorsichtig, er zeigt sich mit ihnen nicht Unter den Linden. Von der Heimat her kommt eine Warnung, der sozialdemokratische Abgeordnete Bechyně überbringt sie. Zu große Intimität mit den Bolschewiken, die jetzt ihrem Ziele am nächsten sind, könnte in dieser gefährlichen Zeit das Ende der noch schwach atmenden tschechischen Sozialdemokraten und eine Stärkung der neu entstandenen Kommunistischen Partei nach sich ziehen. Also Achtung!

Da konnte man sich noch eher mit den Deutschen zeigen, natürlich auch mit Vorsicht. Zum ersten

Male sieht Beneš Kanzler und Außenminister Deutschlands. Professor Ludwig Stein vermittelt die Bekanntschaft. Schon vorher hatte der Berliner Gesandte Tusar eine Begegnung zwischen Masaryk und Rathenau angeregt.

„Sie haben doch eine Mutter?“ hatte einmal Tusar zu Rathenau gesagt, „sie könnte doch nach Karlsbad gehen, Sie würden sie dort besuchen und dort Masaryk und Beneš treffen.“ Die Zeit, daß Beneš selber eine Antrittsvisite in der Wilhelmstraße machen könnte, schien ihm noch nicht gekommen, und so suchte er einen Ausweg. Aber Rathenaus Mutter wollte nicht, und Rathenau selber? „Die Tschechoslowaken, obwohl sie energisch, intrigant und intelligent sind, gelten“ — so überlegt er einmal laut bei Lord d'Abernon, als er die deutschen Grenzen auf ihre Sicherheit prüft, „für äußerst unzuverlässig und stehen auch zu sehr unter französischem Einfluß.“ Rathenau hatte also keine Eile und auch andere Sorgen. Aber in Genua trifft er doch auf Beneš und läßt sich von ihm das erzählen, was dieser Routinier der diplomatischen Information als seinen Zwecken ersprießlich ansieht, dem Leiter der deutschen Außenpolitik in diesem Augenblick zu sagen. Auch über Rußland sprechen sie. Als Rathenau am Ostersonntag mit den Russen den überraschenden Vertrag von Rapollo schließt, Lloyd George außer sich vor Wut darob gerät und in Poincarés Horn zu blasen droht, beruft sich Rathenau unter anderem auch auf eine authentische Mitteilung Beneš's, die den deutschen Außenminister zur raschen Vertragsunterschrift veranlaßt habe.

Legt hier jemand ein zweites Eisen in die Glut? Nein, Beneš wird nicht deutschfreundlich; er bleibt „korrekt und loyal“ und als Tusar, der Berliner Gesandte, bei Masaryk über die seiner Ansicht nach

gegen Deutschland gerichtete Tendenz der Beneš'schen Instruktionen zur Genueser Konferenz Klage führt, geraten Minister und Gesandter ein wenig aneinander. Tusar darf dann zwei Monate in Pariser Atmosphäre verbringen, um französischer und weniger deutsch fühlen zu lernen.

Aber immerhin: Als Poincaré in der Ruhr einmarschiert, läßt Beneš in Paris sagen, daß sich die Tschechoslowakei in ihrer Wirtschaft bedroht fühle. Natürlich war's nur eine kluge Geste, die Schaffung eines Guthabens, das später zu verwerten war — so ähnlich wie damals, als er in Paris Monsieur Poincaré dessen Entwurf eines Militärvertrages zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei auf den Schreibtisch zurücklegte. Es war richtig, von Zeit zu Zeit den Bündniswert durch mehr taktischen als faktischen Widerstand zu erhöhen.

Die Angstpsychose Europas, die sich im zweiten Jahrfünft nach dem Frieden von Versailles in Entwürfen zu Sicherheitsverträgen und in der Erprobung des Blaukreuzgases auswirkt, dann gemacht, aber nie völlig abklingt, als Stresemann, der neue Führer der deutschen Außenpolitik, erzwungenen Verzicht in freies Risiko umzuwandeln und Weltpolitik großen Risses zu machen beginnt, — die Angstpsychose bleibt wie ein schwerer Nebel über dem tschechischen Volke, das um die Widerstandskraft seiner Flanken gegen den deutschen Druck bangt, vor tausend Jahren, jetzt und immer wieder. Die sorgenschwere Unruhe schwindet nicht, sie gehört zur Bestimmung des Volkes und richtet die Denkart seiner Menschen. Sie erfindet immer neue Barrieren, sie ist die Mutter des Entwurfes zum Genfer Sicherheitsprotokoll, dessen Vater-schaft Beneš gebührt, sie verändert langsam die Be-

ziehungen zu dem neu erstehenden Deutschland aus „korrekten und loyalen“ in „loyale und freundschaftliche“. Sie weicht auch nicht 1925 in Locarno, wo sich die psychologische Lage der europäischen Großnationen zueinander durchgreifend ändert, wo die britische Feindseligkeit gegen Deutschland erlischt, der deutsche und der französische Glaube an die Leidenschaftlichkeit der eigenen Ideen die erste Schwächung erfährt und dadurch ein Geist entsteht, der nach dem Ort seiner südlichen Geburt der „Geist von Locarno“ wohl genannt, aber noch selten beschworen wird.

Professor Samuel Sängler, der frühere Geschäftsträger der deutschen Republik in Prag, dem als erster Gesandter der letzte königliche Innenminister Sachsens, Dr. Walter Koch, folgt, macht Stresemann und Beneš miteinander in Locarno bekannt — im scheinbar unbeabsichtigten Vorübergehen drücken sie einander die Hände. Als diese beiden, einander wesensfremd, bis aufs Mark verschieden, durch Welten getrennt, dann zusammenkommen, sagt der Tscheche dem Deutschen, was die Seinen seit Jahrhunderten bewegt. Kein Tscheche hätte nun anders gesprochen als so: „Unsere Deutschen sind unser . . . Heilig sind die Friedensverträge . . . Österreich gehört nicht zu Deutschland . . . Wir mischen uns nicht in Deutschlands innere Angelegenheiten, Deutschland darf sich nicht in die unsrigen mischen . . . Wir wollen in Frieden mit euch leben . . . aber unsere Deutschen sind unser . . .!“ Ein Bekenntnis und ein Angstruf bergen sich in diesen Sätzen, keiner Erläuterung zur Geschichtsphilosophie und keiner Begründung zur Politik des wieder Staat gewordenen Volkes bedarf es. Es muß ein starker Augenblick im Leben dieses Slawen gewesen sein, was er mit dem Blute ererbt, in der Jugend gehört, in der ersten Reife erlernt und in

vier feindlichen Jahren erfüllt hatte, jetzt Aug' in Aug' dem Deutschen sagen zu können. Er konnte diesmal nichts verbergen, nichts diplomatisch verdecken. Was er wollte, mußte er sagen: Sicherung vor dem deutschen Flankendruck durch neuerliche Anerkennung der Grenzen seines Staates. Unter Frankreichs Auspizien wollte er mit Deutschland einen Schiedsvertrag schließen, unter den auch politischer Zwist fallen sollte. Frankreich sollte Bürge sein, daß Deutsches Reich und Tschechoslowakei keinen anderen Appell kennen sollten als den an diesen Vertrag.

„Damit ihr nicht einmal aufeinander schießen müsset, wie wir Slawen doch mußten!“ sagt nachher Beneš zu seinen Deutschen.

„Wer ist Beneš?“ fragt zu gleicher Zeit Stresemann. „Hm, ein Handelsakademieprofessor?“ Pause. „Wir sollen ihm seine Grenzen garantieren? . . . Unter französischem Protektorat?“ überlegt er laut weiter. „Unmöglich!“ antwortet er sich selber.

Ihm gegenüber sitzt im breiten Lederfauteuil der Halle im Esplanade-Hotel der Reichskanzler Dr. Luther. Er war bisher still gewesen, hatte einen Whisky mit Soda getrunken. Nun setzte er Stresemanns Gedankengang fort, so zwischen zwei Zügen aus dem Strohhalm: „Ja, ich kenne sie, die Tschechen! Vom Riesengebirgskamm fuhr ich ein um das andere Mal ins Böhmisches hinunter. Sie lieben uns nicht . . . merkwürdige Slawen, die vielleicht deutsch denken und doch französisch fühlen . . .!“

Er sprach fast wie Masaryk von ihnen: Epigonen.

Das war Locarno. Das Goldene Vlies des Erdfriedens heimzuholen, war noch nicht gelungen. Aber ein neuer Sicherungspakt kam in die Archive und Deutschland in den Völkerbund.

Nicht alles, was er wollte, hat Beneš in Locarno erreicht, er ist nicht wunschlos. Aber er steht auf steiler Höhe. Was will er noch? Höher? Jetzt ist er Ratspräsident in Genf, eben noch, bevor Deutschland dort einzieht; daheim seit acht Jahren ununterbrochen Außenminister. Höher? Hatte nicht auch Masaryk, als ihn schwere Krankheit befiel, die Großen seines Staates zu sich berufen, auf Beneš gedeutet und gesagt: „Wenn ich sterbe, soll er's werden . . .!“ War nicht sogar das Alter, das für den ersten Bürger des Staates vorgeschrieben war, damals von vierzig auf fünfunddreißig Jahre herabgesetzt worden, weil der Prätendent noch nicht vierzig Jahre zählte? Noch nicht vierzig Jahre und Präsident . . .? Masaryk blieb am Leben. Sein Wunsch aber, der fast der letzte gewesen wäre, war Anlaß tiefen Hasses der anderen gegen Beneš.

Aber der Mann weicht nicht, er wird trotziger. Eine ungeheuere Intensität der eigenen Arbeit, der Verzicht auf die Mitarbeit Fremder, auf Staatssekretäre und eingeweihte Gehilfen gestatten ihm einen umfassenden Überblick über die Geschehnisse eines geschichtsüberfüllten Jahrzehnts. Er hütet sein Wissen als alchemistisches Geheimnis, läßt niemand zu, kennt allein in seiner Heimat die Gifte der Außenpolitik, die er jetzt schon zu mischen, aber auch zu neutralisieren versteht. Er läßt keinen anderen den Puls der Zeit, den er wachsam beachtet, fühlen, er allein ist bereit. Immer bereit auch für die Großen, deren Bequemlichkeit er erhöht, indem er ihnen Arbeitslast abnimmt, bei den Konferenzen, im Völkerbund, überall. So baut er sich die Position eines politischen Magiers, in einer Zeit, wo die Müdigkeit der einen, die Lässigkeit der anderen sie alle hinderte, näher zusehen, wie die Grundlagen des neuen Europa geschichtet werden.

## DER WISSENDE

Aus dem Hradschiner Spätbarockpalais des Erzbischofs von Prag tritt am frühen Morgen des 6. Juli 1925 ein geistlicher Herr. Er hat es scheinbar recht eilig, will hinüber zum Burghof. Als ob ihm ganz unvermittelt ein anderer Gedanke durch den Kopf führe, biegt er ab, geht zur Burgrampe, putzt sorglich die Brillengläser und sieht hinunter zur Stadt, die stillfeierlich und leuchtend daliegt. Montag ist's und doch rührt sich nichts, die Geschäftsläden sind gesperrt, keine Fuhrwerke fahren den Burghügel herauf, das Geläute der Straßenbahn ist nicht zu hören, aber auch die tiefen Glockenstimmen des hohen Domes schweigen, die sonst in Festesmorgen hinausläuten. Der Blick des Geistlichen läuft die Domtürme herab und trifft auf den Sims der Burg . . .

„Also doch . . .!“

Dort, wo sonst der Dreifarb der Staatsflagge im Winde weht, war eine andere Fahne hochgegangen. Ein roter Kelch auf weißem Grunde war heute das Burgzeichen, Prag stand unter dem Wappen des Magisters Johannes Hus, des tschechischen Märtyrers von Konstanz, den Rom vor einem halben Jahrtausend hatte verbrennen lassen. Durch ein neues Gesetz war jetzt der Todestag zum Tag des feiernden Gedächtnisses erhoben worden. Das tschechische Volk, seit jenen Tagen zwischen Papst und Magister schwankend, sollte seine Ehrfurcht vor dem Manne bezeugen, der Kirchenreform und nationale Erhebung in einem Bekenntnis des Geistes und des Blutes verband.

„Also doch . . .!“

An der Spitze der Regierung soll heute der Präsident vor dem Denkmal Hus's, das herausfordernd

zu der Gotik der Teynkirche auf dem Altstädter Ringplatz emporsieht, zum Volke sprechen. Gasparri, der Kardinal-Staatssekretär, hatte warnende Depeschen gesandt, der römische Einspruch gegen die Teilnahme der Regierung an der Feier zu eines Ketzers Ehren war aber erfolglos geblieben.

„Also doch . . .!“

Der geistliche Herr in der schwarzen Soutane, der nachdenklich seine Eile unterbrochen hatte, besinnt sich. Rasch schreitet er nun durch die Burgtore den gewohnten Weg, schlägt das Kreuz und beugt das Knie, als er dem Domportal gegenübersteht, und wendet sich dann hinüber zur breiten Treppe, die ins Außenministerium führt.

„Der Nuntius!“ meldet man Beneš . . .

„Exzellenz, ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe! Wir wollen tolerant sein gegen alle, wir wollen die Gefühle der Katholiken und der Nichtkatholiken respektieren; ich verlange den gleichen Respekt und die gleiche Toleranz auch vom Vatikan!“

„Ich habe leider meine Weisungen! Hier auf diesem Palaste ist die Fahne des Magisters gesetzt, drüben auf dem Berge Žižkas, des hussitischen Feldherrn, leuchtet in roter Flamme der blutige Kelch, Prag ist hussitisch, ist gegen Rom. Sie wissen, Herr Minister, daß der Herr Kardinal-Staatssekretär die Tatsache, daß diese Feier unter dem Protektorat des Herrn Präsidenten und unter dem Vorsitz des Herrn Ministerpräsidenten stattfindet, als eine Beleidigung des Heiligen Stuhls bezeichnet hat!“

„Wir beleidigen niemand, wir ehren nur einen Helden! Ich fürchte die Folgen, welche eintreten können, wenn sich der Vatikan zu Maßnahmen entschließen würde, die unser Verhältnis zum Hus-

problem nicht berücksichtigen würden. Sie wissen doch . . .“

„Ich weiß alles. Aber in Rom sieht man die Dinge anders. Ich habe Auftrag, Prag noch heute zu verlassen, wenn sich Ihre Regierung nicht im letzten Augenblick entschließen wollte, von ihrem Plane abzugehen!“

Nach einer Pause: „Man spielt nicht mit der Kurie, Herr Minister!“

Fast drohend klangen die Worte des päpstlichen Gesandten.

„Es läßt sich nichts mehr ändern, Exzellenz! Der Präsident wird nicht absagen. Es täte mir leid, wenn man uns in Rom nicht verstände. Hus ist ein Heiliger des Volkes; wir können nicht anders. Aber ich bitte Sie, noch einmal telegraphisch nach Rom zu berichten. Vielleicht . . .“

Der päpstliche Gesandte Marmaggi erhob sich. Eine Handbewegung des Bedauerns. Er rafft sein Gewand wie eine Toga.

„Kaum! Mein Amt ist beendet.“

Höflich gemessen verneigen sich beide und scheiden.

Der Morgen ist gereift, der Festestrubel in der Stadt beginnt zu erwachen, als der Nuntius wieder ins Palais des Erzbischofs zurückkehrt. Dort unterfertigt er die bereitgehaltene Abschiedsnote und ihre Abschriften an die Chefs der fremden Gesandtschaften, chiffriert nach Rom. Dann fährt er durch die lautgewordenen Straßen zum Bahnhof. Als er Prag verläßt, wird im Außenministerium die Note der Nuntiaturschiffre überreicht. Der päpstliche Gesandte habe seinen ordnungsgemäßen Urlaub angetreten, meldet am nächsten Tage der offizielle Nachrichtendienst.

Rom. In der Sala Ducale Berninis reicht der Papst deutsch-böhmischen Pilgern den Ring zum Kusse. Er freue sich, sagt er, sie in den Tagen zu sehen, in denen

in ihrer Heimat antichristliche Feierlichkeiten abgehalten würden. „Hätte ich schweigend hingenommen, was dort geschah, die ganze Welt hätte sich im Namen der Geschichte wundern müssen . . .!“

Die Kriegserklärung des Vatikans war erfolgt.

Als Beneš am 17. Juli im Ministerrat über den Bruch mit der Kurie berichtet, erhebt sich kein Widerspruch. Auch Monsignore Šrámek, der Minister der Klerikalen, erteilt die Absolution, stimmt gegen Rom und Papst. Denn das Bekenntnis zum Volke steht über den Geboten Roms. Heilig ist die Kirche, heiliger das Volk. Volksverräter wäre der, der um des Magisters willen Rom nicht verriete, er wäre gestürzt worden — der dritte Fenstersturz Prags. Das wußte auch Beneš. Mochte er auch nicht mehr der jugendliche Dogmenstürmer sein, der einst von Paris aus gegen die Durchtriebenheit der päpstlichen Diplomatie geschrieben hatte, weil ihm selber das Raffinement des Diplomaten noch unbekannt gewesen war, mochte er jetzt neuerlich die Großmacht Vatikan kennengelernt haben, mochte er sogar schon wissen, daß er alles werde tun müssen, um die eben abgebrochenen Brücken neu zu schlagen — „modus vivendi“ nannte man sie, als sie nach drei Jahren wieder über das unvermindert breite Tal der Gegensätze führten —, jetzt hätte er nicht gewagt, Kreuz gegen Kelch zu schützen. Cavours „Libera chiesa in libero stato“ schallte in alle Windrichtungen.

Aber wie merkwürdig! Mit dem Nuntius schied auch das Glück, das zu den Erfolgen Beneš's ein Jahrzehnt hindurch treu das Seine beigetragen hatte. Der Minister war bisher dem verzerrenden und zehrenden Tageskampf ferngestanden, war die oft auch verschlungenen und verschlagenen Wege der Außenpolitik gegangen, hatte die Innenpolitik, die schärfer an

den Charakter greift, gemieden. Versank er wissend und wollend in ihr, weil er nach Höherem griff, oder verfiel er ihr wider Willen — niemand sah die Bahn seines Sternes.

Ein plötzlicher Aufruhr in der eigenen Partei, die in Opposition zur Regierung stand, der er angehörte, zwang ihn, sein Abgeordnetenmandat niederzulegen, um weiter Beamten-Außenminister bleiben zu können. Aber während er sich früher willenlos in die Partei hatte einreihen lassen, weil das politische System dieser Demokratie die freie, unabhängige Individualität nicht kennt, war nun der Wille zum Primat, der Wunsch, Parteiführer zu sein, wach geworden. Er begann in die Innenpolitik einzugreifen, verließ einen Boden, auf dem er bisher fast unangreifbar gewesen war, und betrat — tragische Cäsur in diesem Lebenslauf: — einen neuen, auf dem er von offener und verschwiegener Feindschaft umgeben war. Der Mann, der bisher dem Volke unbekannt geblieben war, wurde durch die Mißgunst seiner Gegner volkstümlich. Der böse Haß Stríbrnys, eines der Männer des 28. Oktober, die Versuche Gajdas, des zum gemeinen Soldaten degradierten Generalstabschefs, sich an Mussolini ein Beispiel zu nehmen und eine fascistische Diktatur zu errichten, die Gegnerschaft eines weltgewandten Slowaken, Milan Hodžas, den die Ministerpräsidentschaft Švehlas und der Ruhm Beneš's nicht schlafen ließen, die Unzufriedenheit unfähiger Gesandten, die durch ihn fielen, aber auch die Ungeduld der Fähigen, die nicht immer Dauphin bleiben wollten, wandten sich gegen den Mann, der schon sieben Jahre Macht übte und genoß.

Sie schossen scharf. Es genügte ihnen nicht, daß Beneš sein Abgeordnetenmandat niedergelegt hatte. „Meine Gegner in der Partei griffen zu unehrenhaften



Intrigen während meiner Abwesenheit und hinter meinem Rücken. Es war der Höhepunkt einer Aktion, die schon das zweite Jahr hindurch dauerte . . . Die Niederlegung meines Mandates war mein Protest gegen dieses unehrliche, unwürdige, illoyale Spiel.“ Während er dem Völkerbundsrate präsierte, also in einem Augenblick, wo nicht nur er, sondern auch sein Staat im scharfen Rampenlicht stand, zweifelten sie, als sich alle anderen Waffen als stumpf erwiesen hatten, seine persönliche Integrität an. Die klerikale Presse — mit der Kurie war er verfeindet — rechnete ihm sein Millioneneinkommen nach, zeigte hämisch nach der Villa, die er sich erbaut hatte, und sprach offen von ungebührlicher Bereicherung. Der Chor der Nationaldemokraten und der Agrarier fiel freudig in die Kirchenmelodie. Woher die Villa, woher das Vermögen, woher die Pracht . . . ?

Er muß noch von Genf aus antworten: „Seit sieben Jahren werde ich von Leuten geschmäht, die meine Ehre angreifen und mich politisch zu fällen versuchen. Den brennenden, persönlichen Haß verdecken diese Herren mit allgemeinen Interessen und sogenanntem Patriotismus . . . Es ist tiefbedauerlich, daß einige Nichtswürdige, die ein Syndikat zur Ehrenschändung anderer geschaffen haben, nicht rechtzeitig in gehöriger Weise von der öffentlichen Meinung mundtot gemacht werden . . .“

Nun verrechnet er sein Vermögen, Krone um Krone, wie er dazu kam und wie es nach dem Kriege in der Živnostenská banka verwaltet wurde. Aus dem Zehnmillionengeschenk der Nation für Masaryk wurde auch er beteiligt. „Im Dezember 1922 gab mir, als seinem Mitarbeiter und Freunde, der Herr Präsident der Republik zwei Millionen Kronen in Wertpapieren als einen Teil des persönlichen Ge-

schentes, das ihm im Jahre 1921 gewidmet worden war und das der Präsident unter seine Familie aufteilte.“ Er bestreitet nachdrücklich, außer den angeführten Vermögenswerten andere im In- und Auslande zu besitzen und schließt, im Vollbewußtsein des erniedrigenden Schauspieles, das der Sturm gegen ihn unbeteiligten Zuschauern bietet: „Ich schäme mich als Tscheche für alle diejenigen, die diese Kampagne führen, sie unterstützen und zulassen.“ Wohlüberlegt wie die früheren waren auch diese letzten Worte. Sie galten nicht nur Kramář, der unterstützte, sondern auch dem Ministerpräsidenten Švehla, der zuließ.

Ganz einsam stand Beneš da; nur Masaryk, der einzige Freund, nahm sich wieder seiner an und nennt ganz offen den Schuldigen: „Wenn ein Mann vom politischen Prestige eines Doktor Kramář Jahr um Jahr selber und durch seine Anhänger einen so persönlichen Kampf gegen den Außenminister und die mythische ‚Burg‘ führt, wenn dieser Kampf einer Regierungspartei unbehindert Jahre hindurch geduldet wird, so müssen sich schließlich politisch unreife Menschen finden, die diese Anschuldigungen ernst nehmen.“ Kramář schäumt. Nicht nur, daß Masaryk den Schild über Beneš hielt —, das hätte er nicht weiter übelgenommen; daß der Alte aber zum Angriff überging und überdies in einem deutschen Blatte, dem „Prager Tagblatt“, ihn, Kramář, als den geistigen Urheber des Rachezuges gegen Beneš und sich selber nannte, das mochte er nicht schweigend hinnehmen, und er antwortete: „Der Herr Präsident hat es als nötig empfunden, in einem deutschen Organ seine Kundgebung zu veröffentlichen, die gewiß die öffentliche Meinung nicht beruhigen, sondern von neuem in Aufruhr bringen wird. Einige Äußerungen sind geradezu überraschend, ja entsetzlich.“

Mußte es nicht paradox klingen, wenn jemand sagen wollte, Zeiten und Menschen hätten sich geändert? Zeiten wechselten, aber die Kämpfer blieben. Ein Jungtscheche sank unter einem Jüngerem.

Der Jüngere steht jetzt, 6. September 1926, als Ratspräsident auf der Tribüne des Genfer Reformationsssaales. Die Filmreflektoren leuchten im kalvinistisch-kahlen Raum bläulich-violett auf und ihre Strahlen fallen blendend, vom Kurbelgeräusch begleitet, auf die Tribüne hinab, auf der die Augenpaare der Abgesandten von achtundvierzig Staaten ruhen. Da unten steht er also, den hölzernen Hammer in der Hand — in diesem Hause kennt man keine Glocke — und führt drei dumpfe Schläge auf das grüne Tuch des Tisches: „La séance est ouverte!“ Der Lautverstärker verfälscht die Kühle dieser klanglosen, sachlichen Stimme. Die Reflektoren zeichnen die Gestalt besser als der Lautverstärker das Organ. Sie drücken den schmalen Kopf noch mehr zusammen, sie unterstreichen die Schwellungen der Adern in den Schläfen und die Schatten um die tiefliegenden, huschenden Augen. Sie werfen Schlaglichter auf die hohe Stirn mit den scharf hervortretenden Stirnknochen. Im Halbschatten schon liegen die feinädriigen Hände, nicht immer erreicht das Licht ihr Tun und Lassen, ihre Bewegungen, die — würden sie zu deutlich — das Bewußtsein, beobachtet zu werden, zur Sparsamkeit zwingt. Denn das Bewußtsein erlischt nie. Es wacht sorgsam darüber, daß an dieser Stelle kein Temperament das Innere verrate. Der Mann an der Kurbel, mag er nun die Physiognomie, den Verstand oder die Seele dieses Ratspräsidenten filmen wollen, sieht immer nur das kinobereite Gesicht dieses scheinbar leidenschaftslosen, eisgekühlten Ministers.

Des Ministers? Hat Beneš den traditionellen Adel des Faltenwurfes, den Minister haben zu müssen glauben? Den posierten Ernst, das Emphatische, das Nachlässig-Leutselige und Hochmütig-Feudale, das die anderen ministrell macht, wenn sie zur Wahlurne schreiten? Sie schreiten, er geht. Denn Beneš hat wenig oder gar nichts von den anderen Exzellenzen. Er könnte ebenso Rechtsanwalt sein, er könnte auch Professor der Kunstgeschichte sein — doch nein, der Kunstgeschichte nicht, er könnte Wechselrecht vortragen oder Kaufmann sein, der seine Ware als die beste preist. Aber es fehlt ihm — das verspürt man, wenn er zu reden anhebt und er spürt es wohl am meisten — vor allem eines: Er hat nicht den fließenden Glanz hoher Sprache. Den zündenden Strahl edler Redekunst hat die Natur diesem nüchternen Manne versagt, der weder Begeisterung empfindet noch auch sie verbreitet. Die große Masse wird niemals hinter diesem Manne stehen, sie wird ihm vielleicht Beifall klatschen, aber sie wird ihm nicht voll Ekstase zujubeln, seinetwegen Polizeikordone durchbrechen, ihn auf die Schultern heben. Ihn werden nur die Nüchternen, die Intellektuellen stützen und schützen, die sich von den Erfolgen einer mathematischen Politik überzeugen ließen. . . .

So führt nun dieser Ratspräsident den Hammer und erstattet den Bericht über ein vergangenes Jahr Völkerbund. In drei Tagen sollen Deutschlands Delegierte zum ersten Male im Saale erscheinen, die ersten deutschen Worte werden aus Stresemanns Munde fallen. Aber auch heute noch, wo Briand dramatisch in den Saal ruft „Der Krieg ist aus!“ und dieses einfache Wort sich tausendmal an den Wänden

bricht, Stürme des Beifalls auslöst, auch da bleibt Beneš kühl und sagt nur kurz im Ausblick: „Von dieser Tribüne aus begrüße ich das neue Völkerbundmitglied . . .!“ Er nennt nicht einmal den Namen. Ein anderer Slawe, der Serbe Ninčić, der nach ihm den Vorsitz übernimmt und ihn während dieser eindruckreichen Tagung führt, findet gütigere Worte: „Die künftige Teilnahme einer großen Nation an den Arbeiten des Völkerbundes bedeutet eine Stärkung des Vertrauens zu diesem Forum. Ich wünsche dem neuen Mitglied alles Gute!“ So verleugnet Beneš auch auf dem weithin sichtbaren Posten des Genfer Ratspräsidiums seine Urgefühle nicht. Hier traf zu, was Dr. Koch, der Gesandte des Deutschen Reiches in Prag, wenig später in richtiger Empfindung niederschrieb: „Die Sympathien und Antipathien der Völker steigen aus Tiefen auf, in die kein Verstand hinabzuleuchten vermag. Sie sind da oder nicht da und erweisen sich oft stärker als alle Erwägungen der Vernunft und des eigenen Nutzens. Tausendjährige Gefühle der Zuneigung, der Abneigung, des Mißtrauens, der Furcht, der Geringschätzung, Gefühle, die vielleicht auf längst vergessene Erfahrungen längst vergessener Vorfahren beruhen, trägt ein jedes Volk in seines Daseins unendlicher Kette unbewußt oder kaum bewußt mit sich, sie schlummern oft lange Zeit, unsichtbar unter der Decke des alltäglichen Zusammenlebens, aber sie bilden doch den basso continuo der Begebenheiten an der Oberfläche.“ Der basso continuo klingt auch im Völkerbunde aus den wohlgesetzten Worten des Tschechen. Wird der Unterton jemals verschwinden, die Flankenfurcht vergehen? Habet acht! In drei Tagen ziehen Deutschlands Delegierte in den Saal, Deutschland ist wieder im Aufstieg, der ewige Prozeß geht weiter.

Der Ratspräsident hat seine Pflicht getan. Ein neuer Völkerbundspräsident steigt hinauf, indes er geht. Briand, Boncour, Loucheur, drücken dem Vorübergehenden die Hand. Bis zu seinem Sitze begleitet ihn das Licht der Filmreflektoren, dort verläßt es ihn und kehrt zum neuen Manne auf dem Präsidentenstuhl zurück. Für mindestens sechs Jahre ist zu dieser Stunde Beneš aus dem Filmlicht geschieden. Und in sechs Jahren?

Werden sie ihn steinigen, werden sie ihn stürzen? „Il est peu de distance de la roche Tarpéenne au Capitoll!“ hatte Mirabeau gesagt.

Es bleibt beim alten, bei ihm und den anderen. Im Konzept seiner Politik findet sich kein neuer Ton, kein neuer Gedanke. Er hält an der Kleinen Entente fest; mögen auch in Rumänien und in Südslawien Männer und Meinungen wechseln: — er ist der ruhende Pol. Er bleibt Frankreich ergeben und Paris treu. Er achtet England und weiß, daß er nicht mehr wie damals, als er London verließ und mit pochendem Herzen der Stadt seiner Liebe entgegenfuhr, Gefühlen freien Lauf lassen darf. Der Student ist Minister geworden. Er sieht zweifelnd nach dem Mussolinischen Rom und warnt, den Tag vor dem Abend zu loben. Er ist vorsichtig geworden in seinen Beziehungen zum Vatikanischen Rom, dessen Herrn er zwar noch nie gesehen, aber doch kennengelernt hat. Er fühlt, daß die Kurie die Patronatswünsche Italiens über Österreich fördert und daß dadurch seine und die Mussolinische Interessensphäre eine Reibungslinie erhalten. Noch zögert auch der Papst, die übliche Geste der Ehrung für ein Land zu vollziehen: Prags Erzbischof, dessen Vorgänger unter österreichischer Herrschaft alsbald das Kardinalat zu erreichen pflegten, ist noch nicht zum langerwarteten Purpur erhoben. Und ist

nicht auch indes Beneš Freimaurer geworden? Grund genug für den Kardinal-Staatssekretär, auch dann mißtrauisch zu bleiben, als die Kurie für Prag wieder einen Nuntius ernennt.

Und Deutschland? Als er im Jahre 1928 Paris und London besucht, meldet er plötzlich auf der deutschen Botschaft in London seine Absicht, „als Tourist“ nach Berlin und in die Wilhelmstraße zu kommen. Die Zeit schien ihm reif geworden, auch hier seine Visitkarte abzugeben. Er kommt in eine Stadt, in der er vor zwanzig Jahren Abneigung und Widerwillen gegen das kaiserliche Deutschland zu einer tiefen Überzeugung verarbeitet hatte. Soll sich in ihm, als er in die Hauptstadt der Deutschen Republik einfährt, etwas geändert haben?

Der Tourist erscheint in der Reichskanzlei, macht dem Reichskanzler Dr. Marx seine Aufwartung. „Ich hatte eine allgemeine Aussprache mit ihm und verhandelte dann über außenpolitische Einzelheiten mit dem Staatssekretär von Schubert.“ Denn Stresemann war schon schwerkrank. Als er in die Wilhelmstraße kommt, weiß er genau, was er sagen will. Neue Sorgen? Es waren die alten: „In Berlin habe ich unsere mitteleuropäische Politik sowohl im politischen wie im wirtschaftlichen Sinne dargelegt. Ich habe betont, daß sie auf dem Status quo und auf dem entschiedenen Schutze des Friedens beruhe.“ Man verstand, was er sagen wollte: „Anschluß Österreichs an Sie, meine Herren, bedeutet Krieg! Natürlich geht Paris mit mir! Denn wir würden ersticken, wenn uns Deutschland von drei Seiten umfassen würde!“ Darum Status quo um jeden Preis. Die Flankenfurcht. Schweigend hören es die deutschen Staatsmänner. Sie hatten jetzt andere Sorgen. Und Beneš berichtet daheim: „Die Unterredung wurde in freundschaftlichem Geiste ge-

führt, im Bewußtsein, daß es heute zwischen den beiden Staaten keine wesentlichen Streitfragen gibt.“

Höfliche Worte wurden gewechselt, es waltete freundschaftlicher Geist. Nur eines fiel auf: Als Beneš Berlin verließ, war er nicht im Hause des Reichspräsidenten gewesen. In Paris hatte ihn der Präsident, in London und Brüssel hatten ihn Könige empfangen. In Berlin hatte er um eine Audienz bei Hindenburg nicht angesucht. Der Kabinettschef des Reichspräsidenten, Staatssekretär Meißner, erschien im Hotel „Adlon“, überbrachte freundliche Grüße und sprach die Hoffnung auf Wiederkehr Beneš's aus. Dann vielleicht . . . Als bald darauf reichsdeutsche Journalisten von Beneš auf der Prager Burg empfangen wurden, wirkt noch die Empfindung nach und er sagt bedauernd, vielleicht ein wenig vorwurfsvoll: „Wenn Ihr Wortführer die Freundlichkeit hatte, auf meine Bestrebungen für den Gedanken des Friedens hinzuweisen, möchte ich bemerken, daß man mich in Deutschland nicht so kennt, wie man mich kennen sollte!“

Es ändert sich aber auch nichts in der Heimat. Sie rennen weiter gegen ihn an, zwingen ihn in den Gerichtssaal, beschuldigen ihn, Putschpläne geschmiedet zu haben, drohen, gesellschaftliche Beziehungen mit ihm abzubrechen. Aber er steht, fast dämonisch gefeit gegen den Sturm. Er überwächst allgemach die Häupter seiner Fraktion, in der Klofáč, der Führer, alt geworden und aus der Stříbný, der Verführer, ausgeschlossen worden ist. Beneš hier, Beneš dort, in allen Sätteln gerecht, aber auch von allen Hunden gehetzt, an Erzberger erinnernd, der sich im deutschen Zentrum hochturnte, dem er vorher kaum nahegestanden war. Schließlich steigt wieder der Unver-

söhnliche, Kramář, auf die Rednertribüne und läßt, ohne Beschuldigungen zu beweisen, dem Hasse freien Lauf: „Beneš verwendet Mittel in seiner Politik, die in jedem morgewohnten Menschen schärfsten Widerspruch erwecken müssen. Wir fürchten keinen Kampf, aber eines wollen wir: Wahrheit und Reinheit. Hierin liegt der tiefe Gegensatz zwischen uns und Beneš's Welt. Gerne erkennen wir an, daß er in der diplomatischen Welt Ansehen gewann, daß er für die Republik Erfolge erreichte. Aber die Methoden, die er in die innere Politik einführte, haben den unüberbrückbaren Spalt zwischen uns und ihm geschaffen. Es ist ein Problem der Moral und hier werde ich mich niemals unterwerfen . . .!“ Beneš verlangt Genugtuung, aber mit der Waffe in der Hand ficht man nicht mehr für seine Ehre. Zwischen den Gegnern sollten Schiedsmänner entscheiden. Bedurfte es eines Spruches?

Der Kampf dauert. Als das Jahr seines achtzigsten Geburtstages beginnt, am Neujahrstage 1930, denkt Masaryk wieder an seinen Nachfolger. „Wenn mir ein Staatsmann präsentiert würde, dessen politische Fähigkeiten und dessen Charakter bürgen würden, daß die Republik im Geiste jener Politik geleitet werden würde, die sich nicht nur während vergangener elf Jahre nach dem Umsturze, sondern auch während der vier Kriegsjahre bewährt hat, dann würde ich mein Amt ohne Zaudern und sofort meinem Nachfolger übergeben.“

Wen ändern als Beneš hatte er gemeint? „ . . . auch während der vier Kriegsjahre . . .!“ Wütend antwortet der Chor der Feinde: Beneš — Präsident? Niemals!

Niemals?

„Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn;  
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurteil!“

Ein Mann, kaum gekannt, denn er kannte niemand. Kaum geliebt, denn er liebte fast niemand. Verschllossen, weil Schweigen Bedingung des Erfolges. Mißtrauisch, weil Vertrauen ein Hindernis für Politik.

Wo liegen die Gründe verborgen, die diesen Mann, der um das Werden seines Staates fast das gleiche Verdienst hat wie Masaryk, die Undankbarkeit eines Volkes erfahren lassen? Ist er zu wenig volksgekant? Sein Feind Kramář hatte den größten Trumpf, den ein Tscheche in der Hand haben konnte, ein österreichisches Todesurteil, und er hat mit diesem Urteil und seiner Popularität doch verspielt. Märtyrer eines Volkes zu sein, schützt also nicht vor dieses Volkes Ungunst. Sprechen keine Erfolge für Beneš? Er siegte und unterlag auch. Wo gibt es einen Polykrates der Außenpolitik, der nicht ein einziges Mal gekreuzigt worden wäre?

Versteht er nicht den Umgang mit Menschen? Ein Weltbürger vielleicht, aber einer, der übersieht, daß er es nicht mit Weltbürgern zu tun hat. Ein Tscheche, der zu früh in die Fremde zog, um im eigenen Lande ausgelernt zu haben, und ein Minister, der vergißt, daß es auch andere werden wollen.

Nun steht er auf kalter Höhe, in die ihm nur die Gattin, treueste Kameradin erfahrungstiefen Wissens und schicksalvollen Ruhmes, gefolgt ist. Sonst niemand. Er ist kinderlos. Männer, die diesem Einsamen nahestanden, gibt es nicht, hat es seit den Jahren einer wenig freudvollen Jugend nicht gegeben. Den Weg kreuzte kein freundlicher Weiser, der auf den Sinn des immer Nachdenklichen gütigen Einfluß hätte nehmen können. Ob es Masaryk versuchte?

Das heitere Wort froher Frauen mied er, den ermunternden Tropfen der Rebe wies er zurück, im blauen Dunst der Zigarette die Sorgen des All-

tags für Augenblicke zu bannen, mochte er nicht. Befreiendes Lachen verbindet wohl selten die beiden tiefliegenden Mundwinkel, nie auch kommt aus dem schmalen Munde, den blasse Lippen säumen, der anheimelnde Witz. Gefühle weiß er zu bannen, Kritik der reinen Vernunft siegt. „Früher einmal rissen mich große Werke der Literatur im Gefühle hin, heute interessieren sie mich nur intellektuell.“ Die trockene Askese hat einen Willensmenschen geschaffen. Seine Ehrfurcht gilt dem Geiste.

Der Sinn für Geschichtemachen ist zum sechsten geworden; er ist nach der Übung fleißiger Jahre zu spür- und zu rührsam, um seinen Träger bei stillerer, dem heißen Dienst des Tages abgewandter Arbeit zu dulden. Der Organismus ist zu sehr an das Nikotin der Politik gewöhnt, als daß sein völliger Entzug schadlos am Körper verlaufen könnte.

Sein Stolz begreift auch die Feinde in sich. Als man ihm vorwirft, über Staatsgelder keine hinreichende Rechenschaft gegeben zu haben, findet er Trost in Washingtons Memoiren. „Wie Washington nach seiner Präsidentschaft durchsucht man auch mir die Taschen . . .“ Die eigene Kühle bis ans Herz hinan und über das Hirn hinaus begegnet parierend dem Froste, den die herbe Undankbarkeit eines Volkes einem Weckrufer von einst entgegenbringt.

Schwächere kritische Einstellung zu den Dingen der Gegenwart und Zukunft, weniger geschichtsphilosophische Erkenntnis, minder kühle Mischung des Blutes, und ein stolzes Herz müßte brechen, sollte es das erdulden müssen, was das tschechische Volk seinem ersten Außenminister zugedacht hat. Aber seine Zähigkeit wird ihn davor bewahren, ein frühes Opfer der Quiriten zu werden. Denn er war und ist ein Mann der Revolution.



Zwei Karikaturen:

Oben: Beneš als Vatikanshellebardier nach dem Friedensschluß mit dem Vatikan

Unten: Beneš als Vorsitzender der Abrüstungskommission des Völkerbundes

## WICHTIGSTE BENUTZTE LITERATUR

- Abernon, Viscount: Memoiren, Leipzig 1929.
- Baernreither, J. M.: Fragmente eines politischen Tagebuches, Berlin 1928.
- Beneš, E.: Le problème autrichien et la question tchèque, Paris 1908.
- Beneš, E.: Stručný nástin vývoje moderního socialismu (Kurzer Abriss der Entwicklung des modernen Sozialismus), Brandeis a. E. 1911.
- Beneš, E.: Détruisez l'Autriche-Hongrie, Prag 1916.
- Beneš, E.: Problémy nové Evropy a zahraniční politika československá (Die Probleme des neuen Europa und die tschechoslowakische Außenpolitik), Prag 1924.
- Beneš, E.: Eine Aufsatzreihe über Beneš, herausgegeben zu seinem 40. Geburtstage, Prag 1924.
- Beneš, E.: Der Aufstand der Nationen, Berlin 1928.
- Bismarck, von: Gedanken und Erinnerungen, Stuttgart 1915.
- Borský, L.: Z civilního generálního štábu (Aus dem zivilen Generalstab), Prag 1924.
- Bryce, James: Moderne Demokratien, München 1923—26.
- Cambon, Jules: Der Diplomat, Berlin 1925.
- Chalupný, E.: Ukol českého národa (Die Aufgabe der tschechischen Nation), Prag 1910.
- Charmatz, R.: Österreichs innere Geschichte von 1848—1907, Leipzig 1911—12.
- Demblin, A.: Czernin und die Sixtus-Affaire, München 1920.
- Dvořák, L.: Podstata a význam českého státního práva (Wesen und Bedeutung des tschechischen Staatsrechts), Prag 1897.
- Dvorský, V.: Němci v československé republice (Die Deutschen in der tschechoslowakischen Republik), Prag 1920.
- Eim, G.: Politické úvahy (Politische Erwägungen), Prag 1897.
- Fischel, A.: Aus dem Geistesleben des tschechischen Volkes, Breslau 1928.
- Fischel, A.: Das tschechische Volk, Breslau 1928.
- Giesl, W.: Zwei Jahrzehnte im nahen Orient, Berlin 1927.
- Glaise-Horstenaus, E.: Die Katastrophe, Wien 1929.
- Hassinger, H.: Die Tschechoslowakei, Wien 1925.
- Herben, J.: T. G. Masaryk, Prag 1926—27.
- Kaizl, J.: České myšlenky (Tschechische Gedanken), Prag 1896.
- Keßler, H.: Walther Rathenau, Berlin 1928.
- Kircher, R.: Engländer, Frankfurt 1926.
- Kolmer, G.: Parlament und Verfassung in Österreich, Bd. 1—8,

Kopal, P.: Das Slawentum und der deutsche Geist, Jena 1914.  
 Kramář, K.: Anmerkungen zur böhmischen Politik, Wien 1906.  
 Kramář, K.: Na obranu slovanské politiky (Zur Verteidigung der slawischen Politik), Prag 1926.  
 Krofta, K.: Die Deutschen in Böhmen, Prag 1924.  
 Lansing, R.: Die Versailler Friedensverhandlungen, Berlin 1921.  
 Ludwig, E.: Wilhelm der Zweite, Berlin 1926.  
 Masaryk, T. G.: Der Agrarer Hochverratsprozeß und die Annexion von Bosnien und der Herzegowina, Wien 1909.  
 Masaryk, T. G.: Das neue Europa, Berlin 1922.  
 Masaryk, T. G.: Česká otázka (Die tschechische Frage), Prag 1924.  
 Masaryk, T. G.: Die Weltrevolution, Berlin 1925.  
 Michels, R.: Zur Soziologie des Parteiwesens, Leipzig 1925.  
 Nowak, K. F.: Versailles, Berlin 1927.  
 Opočenský, J.: Der Untergang Österreichs und die Entstehung des tschechoslowakischen Staates, Prag 1928.  
 Pannwitz, R.: Der Geist der Tschechen, Wien 1919.  
 Pekař, J.: Smysl českých dějin (Der Sinn der tschechischen Geschichte), Prag 1929.  
 Penížek, J.: Z mých paměti (Aus meinen Erinnerungen), Prag 1923—24.  
 Peroutka, F.: Jaci jsme (Wie wir sind), Prag 1924.  
 Plener, E.: Erinnerungen, Stuttgart 1911—21.  
 Politika, Eine Bürgerkunde über die Tschechoslowakei, mit Beiträgen verschiedener Verfasser, Prag 1923—24.  
 Polzer-Hoditz: Kaiser Karl, Wien 1929.  
 Rádl, E.: Der Kampf zwischen Tschechen und Deutschen, Reichenberg 1928.  
 Rathenau, W.: Von kommenden Dingen, Berlin 1917.  
 Redlich, J.: Kaiser Franz Joseph von Österreich, Berlin 1928.  
 Sorokin, P.: Die Soziologie der Revolution, München 1928.  
 Soukup, F.: 28. říjen 1918 (Der 28. Oktober 1918), Prag 1928.  
 Springer, B.: Die genialen Syphilitiker, Berlin 1926.  
 Strunz, F.: Johannes Hus, München 1927.  
 Tobolka, Z. V.: Das böhmische Volk, Prag 1916.  
 Tobolka, Z. V.: Dějiny československé sociální demokracie od jejich počátků až po sjezd Hainsfeldský (Die Geschichte der tschechoslowakischen Sozialdemokratie), Prag 1921.  
 Traub, H.: Fr. L. Rieger, Prag 1918.  
 Unzeitig, V.: Stručné dějiny národa českého (Kurzer Geschichtsabriß der tschechischen Nation), Prag 1922.  
 Wesendonk, O. G.: Auswärtige Politik, Berlin 1926.  
 Wildhagen, K.: Der englische Volkscharakter, Leipzig 1925. Wien 1914.  
 Für Recht und Staat. 1848—1918. Prag 1928. (Dokumente der Geschichte.)  
 Zeitgenössische Tages- und Fachpresse.  
 Öffentliche Kundgebungen.

## NAMENSREGISTER

d'Abernon 223, 234.  
 Adamek 67 ff.  
 Adler, Viktor 85 f.  
 Aehrenthal 96, 138, 151 f.  
 Alexander II. 30.  
 Alexander III. 152.  
 Andrassy der Ältere 29, 205.  
 Andrassy der Jüngere 205.  
 Asquith 131.  
 Bach, Alexander 19.  
 Badeni 110.  
 Balfour 190, 214.  
 Balzac 130.  
 Bánffy 225 f.  
 Barthou 231.  
 Baxa 93, 113.  
 Bechyně 233.  
 Beethoven 140.  
 Benedikt, Moritz 96.  
 Benedikt XV. 228.  
 Beneš, Anna 120, 147, 169, 219.  
 Beneš, Mathias 101.  
 Beneš, Vojta 103, 119.  
 Beneš, Wenzel 102, 119.  
 Berchtold 96, 150, 203.  
 Berthelot 179, 191, 198, 212.  
 Bethmann Hollweg 157.  
 Bienaimée 171.  
 Biggar 135.  
 Bismarck 16, 22, 23 ff., 29 ff., 72 ff., 145, 152, 205, 219.  
 Blind 73.  
 Boccaccio 130.  
 Boileau 139.  
 Bolfras 86.  
 Boncour 249.  
 Börne 203.  
 Borský 197, 200.  
 Bossuet 139.  
 Bouček 156.  
 Bourlier 141.  
 Brandl 100.  
 Briand 123, 135, 229, 247, 249.  
 Bülow 136.  
 Burian, István 196.  
 Byron 51.  
 Cavour 242.  
 Cecil 191.  
 Chamberlain, Stewart Houston 140, 143.  
 Charmatz 33.  
 Charpentier 133.  
 Chelčický 15, 18.  
 Chinda 216.  
 Chotek, Emerich 63.  
 Churchill 187.  
 Clam-Martinic, Heinrich 35.  
 Clam-Martinic, Richard 19, 32.  
 Clémenceau 123, 184, 186, 189 f., 196, 198, 214, 216, 218 f., 230.  
 Combes 123.  
 Connell 135.  
 Conrad Hötzenndorf 153.  
 Coolidge 216.  
 Cornu Mme. 75.  
 Czernin 183.  
 Degrand 191.  
 Delcassé 136.  
 Demidow 151.  
 Denis 109, 155, 163, 170, 172.  
 Denikin 223.  
 Derby 232.  
 Deym 68.  
 Dmowski 216, 224.  
 Doležal 92.  
 Dragoun 92.  
 Dreyfus 122, 123.  
 Drtina 148.  
 Duboscq 171.  
 Dubský 156.  
 Dürich 171, 175, 177.  
 Dušek 156.  
 Dutasta 219.  
 Dyk, Em. 41.  
 Ebert 126.  
 Eim 78.  
 Eisenmann 170.



- Engels 84.  
 Erdödy 181 f.  
 Erzberger 251.  
 Esterhazy 151.
- Ferdinand I. (V.) 21.  
 Ferdinand II. 18, 31.  
 Fernandez, Ramon 15.  
 Foch 139, 214, 219.  
 Forgach 20.  
 Fournier 220.  
 France, Anatol 124.  
 Franz Ferdinand 44, 153.  
 Franz Josef I. 29, 42 ff., 72 f., 85, 96, 111, 151 f.  
 Frič, J. V. 74.  
 Friedrich, Erzherzog 44, 157.  
 Friedrich der Große 72.  
 Fügner 73.  
 Funke 66.  
 Fürstenberg 101, 103.
- Gagern 151.  
 Gajda 243.  
 Gambetta 140, 228.  
 Gautsch 95, 111.  
 Gauvaine 171.  
 Garibaldi 60.  
 Gasparri 240.  
 Gebstattel 207.  
 Georg von Podiebrad 15, 195.  
 Gladstone 135.  
 Goethe 23, 49, 51, 85, 140, 157.  
 Gortschakow 30.  
 Gouroud 216.  
 Grégr, Eduard 36.  
 Grégr, Julius 53, 56 ff., 62, 88 f.  
 Grey 136.  
 Grillparzer 19.  
 Gröner 209.  
 Guesde, Jules 127.  
 Günther 204.
- Habrman 204, 211.  
 Hajn 91, 162.  
 Haldane 128.  
 Hartmann 172.  
 Hawlíček 25, 121, 127.  
 Hegel 23, 79.  
 Heine 159.  
 Heibold 157.  
 Hejsek 48.  
 Herben, Jan 52, 113, 156.
- Herder 49, 79.  
 Herold 67.  
 Herriot 123 f.  
 Hilsner 113 ff.  
 Hindenburg 251.  
 Hodža 243.  
 Hodáč 224.  
 Horthy 227.  
 House 214.  
 Hugo, Victor 79, 138.  
 Hus 18, 60, 101, 108, 239.  
 Hymans 214.
- Iswolsky 137 f., 151 f.
- Jahn 73, 79.  
 Jaurès 15, 123, 127.  
 Johann v. Nepomuk 26, 38.  
 Josef II. 14, 31.  
 Jungmann 13.
- Kafka, Bohumil 125.  
 Kaizl 53, 57.  
 Kalina 204, 211.  
 Kálnoky 152.  
 Kant 16, 23, 79, 207.  
 Karl, Kaiser 21, 44, 166, 181 ff., 203, 204, 214, 226 f.  
 Kautsky, Karl 84.  
 Klofáč 162, 204, 211, 251.  
 Koch 236, 248.  
 Koerber 95, 110.  
 Kollár 14.  
 Komenský 18.  
 Komzak 30.  
 Konfutse 41.  
 Königsmark 92.  
 Körner, Theodor 60.  
 Kramář 46 ff., 95, 115 f., 160 ff., 202, 204, 210 ff., 217 f., 222 f., 245, 252 f.  
 Kraus 108.  
 Krejčí 108.  
 Krystinek 116.  
 Kühlmann 136.
- Lagarde 172.  
 Lammasch 204.  
 Lansing 185.  
 Laroche, J. A. 189, 191.  
 Lassalle 80.  
 Law Bonar 214.  
 Lenin 126, 184 ff.
- Le Rond 219.  
 Lessing 49.  
 Liechtenstein 43.  
 Lipinski 148.  
 Lloyd George 214, 216, 223, 229 ff.  
 Lobkowitz, Georg 35 f., 41.  
 Lodgman 209.  
 Loucheur 249.  
 Louis, Paul 170.  
 Luden, Heinrich 17.  
 Ludendorff 209.  
 Luther, Hans 237.  
 Luther, Martin 18, 205.
- Macchiavelli 208.  
 Machar 121, 148, 157, 165.  
 Mackensen 196.  
 Margerie 179, 192.  
 Maria Theresia 31, 72.  
 Marie Valerie 95.  
 Marković 197.  
 Marmaggi 241.  
 Martin, Simon 80.  
 Marx 80, 146, 149.  
 Marx, Reichskanzler 250.  
 Masaryk 9, 15, 17, 23, 46 ff., 55 ff., 67 ff., 78, 88 f., 104, 113 ff., 147, 152, 154 ff., 193, 199, 211, 232, 238, 252.  
 Masaryk, Charlie 51  
 Matsui 214.  
 Mattuš 35 f., 41.  
 Maurras 139.  
 Meißner 251.  
 Metternich 101.  
 Mill 51.  
 Millerand 223, 229.  
 Milner 214.  
 Mirabeau 249.  
 Modráček 91.  
 Mommsen 144, 172.  
 Monts 137.  
 Morgan 132.  
 Most, Johann 84.  
 Mrva 90 ff.  
 Müller, Johann 17.  
 Mussolini 126.  
 Myslbek 39.
- Napoleon I. 78, 123.  
 Napoleon III. 74, 213.  
 Neruda 121.
- Nietzsche 86, 142.  
 Nikolaus II. 70, 137.  
 Ninčič 248.  
 Nogi 112.  
 Nostitz 101.
- Oettingen-Wallerstein 63.  
 Olič 90 ff., 120, 165.  
 Oppenheimer 142.  
 Orlando 190, 197, 214, 216.  
 Osuský 175, 200, 219.
- Paar 44.  
 Pacák 67 f., 147.  
 Paderewski 216, 219, 224.  
 Palacký 14, 17, 21, 22, 25 ff., 56, 75, 116, 134.  
 Palfy 41.  
 Parnell 135.  
 Pascal 139.  
 Pasič 96, 190.  
 Pattai 148.  
 Pavlů 200.  
 Pazdírek 53.  
 Pecka 81.  
 Pekař 109, 207.  
 Pellé 220.  
 Pergler 200.  
 Peroutka 15.  
 Pestalozzi 18.  
 Pfeffermann 156.  
 Pichon 189, 192, 212, 214.  
 Piltz 180.  
 Pius X. 124.  
 Plener 34 f., 67.  
 Poincaré 182, 189, 194 f., 229 f., 234 f.  
 Potocký 43.  
 PreiB 204, 217.  
 Preminger 165.
- Quirielle 171.
- Racine 139.  
 Radetzky 38.  
 Rašín 90 ff., 162 f., 205 f., 217.  
 Rathenau 231, 234.  
 Redlich 95.  
 Redmond 135.  
 Renner 218.  
 Rezek 110.  
 Richelieu 78, 139.  
 Rieger, Franz Ladislaus 19, 21, 25 ff., 31 ff., 39 ff., 75, 114.

Rodin 119.  
 Rojek 21.  
 Rothschild 115.  
 Rouvier 123.

Šafařík 14.  
 Salandra 180.  
 Salvadori 69.  
 Šámal 156, 160, 192, 204, 220.  
 Sängner 236.  
 Sarraíl 139.  
 Sarrien 123.  
 Saudek 143.  
 Sauerwein 171.  
 Scheiner 162 ff.  
 Schiller 33.  
 Schmerling 67.  
 Schmeykal 36, 66.  
 Schmoller 142.  
 Schober 226.  
 Schönborn, österreich. Justiz-  
 minister 35 f.  
 Schönborn, Kardinal 38, 43.  
 Schubert, Staatssekretär 250.  
 Schwarzenberg, Karl 63.  
 Schwarzenberg, Kardinal 21.  
 Schweinitz 71.  
 Seidel, Heinrich 83.  
 Seliger 208.  
 Seton-Watson 155  
 Sforza 223.  
 Shaw 118.  
 Sienkiewicz 224.  
 Simmel 142.  
 Sixtus von Parma 181 f.  
 Škába 91.  
 Skirmunt 224.  
 Šmeral 146.  
 Sladkovský 17, 26, 59, 74.  
 Smetana 79.  
 Sokol 91.  
 Sombart 142.  
 Sonnino 179, 196, 214.  
 Soukup 162, 206.  
 Šrámek 242.  
 Šrobár 206.  
 Stalin 146.  
 Staněk 204, 211.  
 Steed 96, 155, 190.  
 Štefánik 175 ff., 199.  
 Stein, Ludwig 234.  
 Stoessel 112.  
 Stránský 93.

Stresemann 235 ff., 250.  
 Stříbrný 206, 243, 251.  
 Strimpl 171, 175 f., 197.  
 Štur 79.  
 Stürgkh 157.  
 Švehla 162, 206 f., 228, 245.  
 Švihovský 120 ff.  
 Svoboda 204.  
 Sychrava 175, 177, 197, 200.  
 Szechenyi 70.

Taaffe 31 f., 36, 44, 68.  
 Thomas, Albert, 170.  
 Thun, Franz 36, 43, 55 ff., 157.  
 Thun, Josef Mattias 14.  
 Tilser 40, 57.  
 Tolstoj 18, 52.  
 Tomašík 25.  
 Tomek 19, 33.  
 Trauttmansdorff 45.  
 Treitschke 49, 144.  
 Truhlár 91.  
 Tschitscherin 231.  
 Tusar 205, 217, 220, 234.

Vašaty 41.  
 Venizelos 214.  
 Veselý 156.  
 Vesnič 198, 214.  
 Vocol 79.  
 Vrchlický 79.

Wagner, Adolf 51.  
 Wagner, Richard 79.  
 Waldersee 70.  
 Washington 51, 185, 254.  
 Weygand 223.  
 Wilhelm I. 22, 29, 72 ff., 137.  
 Wilhelm II. 49, 111, 136 f., 182 f.,  
 213.  
 Windischgrätz, Alfred, Komman-  
 dant von Prag (1848) 18.  
 Windischgrätz, Alfred, Präsident  
 des Herrenhauses 68, 141.  
 Wilson 184 ff., 205, 208, 214, 216.  
 Wirth 231.  
 Wittemberg 92.

Xaver von Parma 181 f.

Zahradník 200.  
 Zeithammer 36.  
 Žižka 17, 60, 195.  
 Zola 106, 117, 123, 130, 186.

## INHALT

	Seite
EIN SCHICKSAL . . . . .	5
EIN VOLK . . . . .	11
Erwachen . . . . .	13
Jugend . . . . .	34
Temperamente . . . . .	42
Zwischen zwei Kapiteln . . . . .	54
Von Träumen zu Plänen . . . . .	59
Propaganda der Tat . . . . .	79
Gerichtet . . . . .	87
Gerettet . . . . .	94
EIN MANN . . . . .	97
Der Wachsende . . . . .	99
Der Lernende . . . . .	116
Der Stürmende . . . . .	136
Der Reifende . . . . .	153
Der Kämpfende . . . . .	166
Der Siegende . . . . .	188
Der Suchende . . . . .	206
Der Wollende . . . . .	222
Der Wissende . . . . .	239